Siebentes Capitel.

Käthchen mit dem silbernen Arm.

Das war eine merkwürdige Geschichte in dem rfe Hochstetten! Die ältesten Leute im Orte konn- sich solcher Ereignisse nicht entsinnen. Das große glück, das Keller's getroffen, hatte sich in das ßte Glück verwandelt. Keller's, die armen verach- n Tagelöhner, waren reiche Leute geworden und ten nächstens noch viel reicher werden. Dafür nte sich das Käthchen schon den Arm abfahren sen. Und da es ihm ja weiter nichts geschadet te, so war die Sache am Ende nicht einmal das le Geld werth. Manch' Einer war noch weit limmer zugerichtet worden und es hatte sich keine ße drum gekümmert, ja er war noch obendrein ge- ändet worden, wenn bei der langen Arbeitsunfähig- t Haus und Hof in Verfall kamen. Und diesem

Glückskind flog für so ein einziges kleines Aermchen ein ganzes Vermögen zu! Wo war denn da die Gerechtigkeit? Man hätte sich gerne damit getröstet, das Geld sei vom Satan und könne den Keller's keinen Segen bringen und man möchte selbst lieber hungern, als solchen Höllenlohn annehmen. Die Keller's hatten es auch zuerst zurückweisen wollen, — aber der Herr Vikar hatte dem Teufel das Neujahr abgewonnen. Der hatte den Leuten gerathen, von dem Gelde ein schönes Crucifix zu errichten und dreihundert Gulden zu Seelenmessen für ihre Wohlthäterin an die Kirche zu stiften. Dadurch war das Geschenk geweiht und sie durften es nun ruhig nehmen.

Kaum vier Wochen waren seitdem verflossen und schon stand auch das Kreuz an der Landstraße gerade da, wo Käthchen überfahren worden. So schön war keines in der ganzen Gegend und die Keller'schen Eheleute hoben so stolz die Köpfe, wenn sie vorbei gingen, als hätten sie unsern Herrn Jesus Christus leibhaftig in die Welt gesetzt. Das Kreuz war zehn Schuh hoch und stand noch auf einem fünf Fuß hohen Untergestell, das die Inschrift trug: „Dieses Kreuz stifteten zur Ehre Gottes Pankratius und Kolumbane Keller. Anno Domini 18 . . Lasset die

Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich!“ Weiter unten aber hing eine schön gemalte Tafel, worauf zu lesen war: „Wanderer, steh' still und siehe, wie wunderbarlich solche Verheißung sich bewährt hat an unserem Kinde.“ Das Gemälde, welches diese Worte erläutern sollte, stellte Käthchen mit einem Arme dar, der andere lag am Boden und aus der leeren Schulter schoß ein breiter Strom von Blut. Ein Wagen fuhr in größter Eile davon. Ueber Käthchen öffnete sich jedoch der Himmel und aus den Wolken reichte ihr das von der Madonna getragene Jesuskind einen silbernen Arm herab.

Diese herrliche sinnreiche Allegorie auf den aus Käthchens Unglück entsprungenen silbernen Segen, die dem Poeten des Dorfes, dem hochbegabten Kirchendiener, so viel Kopfzerbrechens gekostet, hatte die Folge, daß die Kleine seitdem nicht mehr anders, als Käthchen mit dem silbernen Arm hieß, obgleich sie sich beharrlich weigerte, den Spitznamen zur Wahrheit zu machen und sich eines künstlichen Gliedes zu bedienen. Hohn und Spott und Neid hatten die Keller'schen Eheleute genug auf sich gezogen, aber es machte ihnen nichts, sie konnten die Leute wiederum auslachen,

sie hatten ja Geld — und was mehr war, sie hatten sich vermöge dessen dem lieben Gotte wohlgefälliger gemacht, als alle Andern. Der Hirschenwirth und der Bürgermeister waren die reichsten Leute im Dorfe, aber Keiner konnte sich rühmen, gleich dreihundert Gulden der Kirche geweiht zu haben und der Bürgermeister hatte drüben an der Matte nur einen „geschundenen" Herrgott aufrichten lassen, d. h. ein Kreuz, an welches der Ersparniß halber nichts als Kopf, Hände und Füße Christi gemalt waren, daß man sich das Uebrige hinzudenken mußte.

So konnten sie ohne Sorge ihres Reichthums genießen, — sie wußten ja, wie sie mit ihrem Herrgott standen, und Frau Keller hatte noch obendrein das Päckchen mit dem Gelde, wie sie es von Möllner erhalten, mit Weihwasser besprengt. Das hatte sie ganz auf ihre eigene Hand gethan, man konnte in der Hinsicht nicht vorsichtig genug sein. Nun war aber auch Alles geschehen, was den Bösen austreiben mußte und nun konnte der Segen ja nicht ausbleiben! Anders dachte und fühlte Käthchen. Ihm that es gar weh, daß die Kinder es von ferne umstanden und anstaunten wie ein Wunderthier, wenn es vor dem Haus in der Sonne sitzen durfte, daß die großen Buben es

um den silbernen Arm beschrieen und an dem leeren Aermelchen zupften, das ihm von der Schulter hing.

Am wehsten aber that es ihm, als einmal ein Krüppel vorbeischlich, — deren es viele im Orte gab und überall giebt, wo die Menschen mit den rohen Naturkräften um die Herrschaft kämpfen müssen, — stehen blieb und brummte: „Du hast's gut, Du wirst verpflegt wie eine Prinzessin. Unsereins hat's noch schlechter als ein Hund, einen solchen schießt man doch todt, wenn er's Bein bricht, aber unsereins läßt man sich herumquälen und verhungern um der Gottes-Barmherzigkeit willen! Aber freilich, so fromme Leute, wie Ihr seid, sind beim lieben Gott immer besser angeschrieben, drum hast Du von einer Herrschafts-kutsche überfahren werden dürfen; mir hat nur ein Block im Steinbruch die Hüfte zerschmettert, der hat sich weiter nicht viel entschuldigt und die Leute in dem Hause, zu dem ich die Steine sprengte, fragen auch nicht, wie viel Menschenblut eingemauert ist! Na, Jedem das Seine!"

Damit humpelte der Bettler auf seinen Krücken fort und Käthchen bedeckte mit dem einzigen Händchen, das es besaß, die Augen und schluchzte bitterlich. —

„Ist das mein herziges Käthchen, das ich wei-

nen höre?“ fragte plötzlich eine wohlbekannte Stimme und als Käthchen aufschaute, sah es Herrn Leonhardt, geführt von seinem Sohn, daherkommen.

Der junge Herr Leonhardt war hoch und schlank gewachsen, klar und mild im Ausdruck und schön von Angesicht, ein Jüngling im ächtesten Sinne des Worts, wie man sich den verrathenen Lieblingssohn Jakob's denkt. Es lag eine biblische Poesie in der Hingebung, mit der er die unsicheren Schritte seines blinden Vaters leitete, seine Augen waren zur Erde gesenkt, um auf jede Unebenheit zu achten, woran des Vaters Fuß straucheln könnte, und dennoch war es, als strahle ein heller Glanz durch die gesenkten Lider.

Den leichten Strohhut schwang er in der Hand hin und her und das blonde Haar umwallte die edle Stirn in reichen Locken.

Käthchen verging alles Weinen, da sie ihn sah. Er war ja die einzige Lichtgestalt unter den plumpen Bauern, und wie sehr sie auch seinen Vater geehrt und geliebt, der Sohn stand ihrem kindlichen Sinne näher, denn er war jung, kaum zwölf Jahre älter, als sie, und die Jugend findet sich stets zusammen. Es stand auf und schwankte den Beiden ein paar Schrittchen entgegen.

„Nu, Käthi, Du tapferes Mädchen, das nicht geweint hat, als ihm der Arm abgenommen worden, was ist Dir denn geschehen?“ sagte der junge Walter und ließ seinen Vater sich auf die Bank neben ihr niedersetzen.

„Sie schelten mich,“ klagte Käthchen, „weil ich es so gut habe und von einer Herrschaftskutsche überfahren worden bin. Sie neiden mir mein Glück und Keiner kann mich mehr leiden. Das soll aber nicht so sein, ich will nichts vor den andern armen Krüppeln voraus haben, ich will ihnen auch etwas abgeben von meinem Reichthum. Der Sepp hätt's viel nöthiger gehabt und viel besser verdient, als ich und hat nichts für den Stein bekommen, der auf ihn fiel, und er ist doch ein großer, erwachsener Mann. Ich aber bin ja nur so ein kleines dummes Kind, das noch nicht einmal eine Arbeit versäumt, wenn's stille sitzt und mir haben sie so viel Geld dafür gegeben! Ich will's aber nicht allein behalten und die Eltern sollen's auch nicht allein behalten, sie sind ja gesund. Ich will's mit denen Allen theilen, die einen Schaden haben, wie ich!“

„Aber mein liebes Käthchen,“ sagte Herr Leonhardt gerührt, „Du bist gar zu großmüthig gegen die

Leute, die Dir doch so wehe gethan. Wenn Du mit allen Krüppeln und Bresthaften im Dorfe theilen wolltest, so würde für Dich wenig übrig bleiben. Wenn aber der Himmel bestimmt hat, daß Du reich werdest und Jene arm bleiben, so mußt Du Dich ohne Gewissensbisse und dankbar seinem unerforschlichen Rathschluß fügen. Du kannst den Bedürftigen wohl thun, indem Du ihnen auf Deinen künftigen Grundstücken angemessene Arbeit giebst, wenn Ihr erst das große Kapital habt, das Dir noch in Aussicht gestellt ist. Bis dahin setz' ihnen eine kleine wöchentliche Unterstützung aus, das ist besser, als ihnen eine große Summe zu schenken, die solche rohe Menschen nur zum Müßiggang, Trunk oder Spiel verleiten würde."

„Ja, das wäre recht schön — aber die Mutter läßt mir nichts. Ich kann ja Keinem einen Kreuzer schenken, sie leidet's nicht."

„Billigt denn das Dein Vater?" fragte Walter, der das Kind mit stillem Entzücken betrachtete.

„Ach! Er arbeitet den ganzen Tag auf unserm neuen Felde und kümmert sich um nichts. Die Mutter hat's Geld aufgehoben, und wenn sie sagt, „so soll's sein," dann ist er stille."

„Aber wie reimt sich das mit der unerhörten Freigebigkeit Deiner Eltern an die Kirche?“

„Ja, ich habe der Mutter auch gesagt, sie hätte lieber den armen Leuten etwas von dem vielen Gelde gönnen sollen, das sie dem Herrn Vikar und dem Steinmetz für die Messen und das Kreuz zahlte, — aber da hat sie mich angefahren, ich sei ein dummes Ding. Das Geld sei ja dem lieben Gott geschenkt und dem etwas zu geben, sei klüger und profitlicher, als den Menschen; denn unser Herrgott sei mächtiger als diese und könne einem besser lohnen, was man für ihn thue.“

Herr Leonhardt wandte sich mit seinem milden Lächeln an seinen Sohn: „Bezeichnet nicht das eine Wort die ganze Verderbniß dieser falschen Frömmigkeit? Der liebe Profit allein veranlaßt sie, sich an den Höchsten zu wenden. Sie halten den Herrn für eine käufliche Creatur, deren Protection durch Bestechung zu gewinnen ist, und fühlen sich mit diesem einen Opfer aller andern Menschen- und Christen-Pflichten entbunden. O heilige — nein, nicht heilige — unheilige Einfalt!“

„Lieber Vater,“ sagte Walter, „es ist und bleibt eben die alte Geschichte vom Ablaß, nur in anderer

Form. „Den Tetzel habt ihr ausgetrieben — die Tetzel aber sind geblieben,“ könnte man da sagen, und Tetzel muß und wird es so lange geben, als es Menschen giebt, denen Geld das höchste Gut auf Erden ist und die es daher keineswegs unter der Würde des Herrn finden, sich gelegentlich auf Geldgeschäfte mit ihnen einzulassen! Der edle Gedanke des antiken Opfers liegt dem allem zu Grunde: Polykrates warf den Ring in's Meer, um die Götter zu versöhnen, der Christ setzt ihnen für schwer' Geld ein Kreuz. Aber der Grieche erblaßte, als die Götter sein Opfer zurückwiesen und der Fisch den Ring wiederbrachte, — der Eigennutz unserer Zeit betrachtet sein Opfer als eine Kapital-Anlage und hofft auf reichliche Zinsen.“

Der junge Mann fuhr sich lachend mit der Hand durch das lichte, üppige Haar. Sein Vater neigte sorgenvoll den kahlen Scheitel zur Erde und dachte darüber nach, wie recht sein Sohn habe und wie weit die Menschen noch von der wahren Erkenntniß entfernt seien. Käthchen sah Beide verwundert an, als hätten sie in einer fremden Sprache gesprochen. Es war stille rings umher, denn die Eltern der Kleinen waren auf dem Felde. Ein paar Tauben pickten Käthchen's Vesperbrod auf und im Bache am Haus plät-

scherten fette Enten, tauchten unter und schüttelten die Schwänze.

Da näherten sich rasche feste Schritte.

„Das ist unser Freund Möllner,“ sagte der alte Herr horchend, „den Tritt kenne ich unter allen heraus.“

„Ja, Vater Leonhardt, er ist es,“ rief der Ankommende. „Gott grüß Euch beisammen!“ Er ging auf die kleine friedliche Gesellschaft zu. Vor ihm her liefen einige Gänse, sehr erschrocken, sehr geängstigt, aber doch bis zuletzt ihre Würde wahrend, denn es fiel ihnen nicht ein, auf die Seite zu gehen, sie blieben inmitten der Straße, bis Johannes seitab bog und zu den Freunden trat.

„Sehen Sie, Herr Professor,“ bemerkte lustig der junge Mann, „was sich die dummen Thiere darauf einbilden, den Platz behauptet zu haben. Sehen Sie, wie hochmüthig sie zu Ihnen herüber schauen. Die meinen nun sicher, Sie hätten ihnen aus dem Wege gehen müssen! So ist es überall, — der Kluge räumt das Feld, das er mit der Dummheit theilen soll und diese glaubt sich im Sieg und macht sich um so breiter.“

Johannes lächelte: „Lieber Walter, wie gerathen Sie denn auf diese hausbackene Moral — sind Sie

vielleicht im Begriff, eine neue Kinderfibel für Ihre Schule zu verfassen?"

„Ja, man könnte wirklich dahin kommen, unter diesem Volke!" meinte Walter und schüttelte die dargebotene Hand des Professors.

Möllner setzte sich mit auf die Bank und nahm Käthchen auf den Schooß. „Nicht wahr, Käthchen, das wäre Dir recht, wenn Herr Walter Dir eine neue Fibel dichtete?"

„Unter Umständen, lieber Walter, wäre das ein ganz verdienstliches Werk!" bemerkte Herr Leonhardt ernst. „Man muß das Kleine nicht verachten, wenn einem nicht vergönnt ist, das Große zu leisten."

„Ja, Vater," lachte der frische junge Mann, „aber in einer Fibel, die hier Eingang finden soll, müßte unter H mindestens stehen:

„Die Hartwich auf dem Schlosse ist
'Ne Hexe, das weiß jeder Christ!"

Herr Leonhardt gab dem unvorsichtigen Sprecher heimlich ein Zeichen und dieser sah erschrocken nach Möllner, der in trübem Schweigen vor sich hin blickte.

„Ihr müßt das Fräulein vom Schlosse nicht verspotten," sagte Käthchen und legte das eingefallene Gesichtchen an Johannes' lauter pochendes Herz. „Die

Mutter hat heute gejammert, ich sehe jetzt so garstig und blaß aus, wie das Fräulein, und den lieben Gott gebeten, er solle den bösen Zauber von mir nehmen, den das Fräulein mir angethan. Da hat es mich so gedauert, denn es wird doch nichts dafür können, daß ich blaß bin. Es ist ja so gut — wie möchte es mich verhexen?"

Johannes drückte das Kind schweigend an sich.

„Gewiß ist sie gut und thut Niemandem etwas zu Leide," sprach Herr Leonhardt — sein Sohn aber fiel ihm mit der Ueberschwänglichkeit der Jugend in's Wort: „Eine Heilige ist sie — zu heilig, daß dieser Pöbel nur die Fußtapfen küsse, wo sie vorüber schritt!"

Johannes drückte seine bärtigen Lippen auf des Kindes Kopf und schwieg.

„Herr Professor, wo sind Sie?" fragte Leonhardt weich und besorgt und legte seine Hand Johannes auf die Schulter.

„Bei dem Gegenstand, von dem die Rede ist, mein theurer Freund! Es läßt mir keine Ruhe mehr, vier Wochen sind vorüber, seit ich sie zum letzten Male sah. Ich wollte sie nicht eher wieder aufsuchen, bevor ich das nöthige Material gesammelt, womit

ich ihren Oheim niederschmettern könnte, — denn ich muß auf jeden Widerstand gegen meine Besuche von seiner Seite gefaßt sein. Heute ist es mir endlich gelungen, durch unseren braven Altvater Heim Gleißert's Betrügereien auf die Spur zu kommen, und wenn ich die heutigen Nachrichten mit der Thatsache zusammenreime, daß seine Briefe, wie Ihr sagt, meist nach Unkenheim gerichtet sind, so glaube ich eine furchtbare Handhabe zu besitzen, und dennoch, dennoch weiß ich nicht, was ich thun darf, ob ich Ernestinen schriftlich warnen, oder ob ich selbst hingehen soll. Wird, muß mein Anblick ihr nicht peinlich sein?"

„So viel ich mich erinnere, sagten Sie mir, das Fräulein habe Sie aufgefordert, sie nicht zu verlassen?" sagte Herr Leonhardt.

„Das that sie, ja mein Freund, in der ersten Erregung. Aber weiß ich, wie sie jetzt denkt und fühlt, da sie sich so ängstlich zuvor erkundigen läßt, ob ich nicht da sei und nie ohne Gleißert kommt, wenn sie Euch besuchen will?"

„Dahinter steckt nur der Oheim," meinte Walter. „Sie glauben nicht, Herr Professor, wie der sie hütet und beobachtet. Seit ich droben in ihrem Laboratorium studiren darf, habe ich sie noch keine

Minute allein gesehen, immer war der Teufel dabei. Ja selbst die Erlaubniß, auf das Schloß zu kommen, hat sie mit Gewalt für mich erpreßt. Die Willmers sagt, es sei drei Tage lang Verdruß deshalb gewesen. Fräulein Ernestine habe aber doch einmal ihren Kopf aufgesetzt, — und so erlaubte er's endlich. Es ist hohe Zeit, daß für das unglückliche Wesen etwas geschieht, seit der Vollendung ihres neusten Werkes ist sie völlig erschöpft; wenn das so fortgeht, reibt sie sich auf."

„Das weiß ich längst," sagte Johannes mit einem schweren Seufzer, „aber was thun? Ihr Herz ist nicht zu rühren, ihr Kopf nicht zu brechen. Meine einzige Hoffnung ist noch die Trennung von dem Schurken."

„Ich halte es doch für das Beste, Sie gehen zu ihr und sehen sie selbst. Sie verfällt wirklich von Tag zu Tag mehr," sagte Walter.

„Ja, ich fühle es an ihren Händen," setzte Leonhardt hinzu, „die werden immer schmaler und sind so kalt und feucht, wie die einer Sterbenden. Ach, Herr Professer, es geht mir durch und durch, wenn sie mich damit berührt, und ich meine dann ordentlich, ich sehe sie leiden, denn so fühlen sich nur Hände

an, die oft in großen Körper- oder Seelenschmerzen gerungen werden!"

Johannes setzte das Kind bei Seite und verhüllte das Gesicht, aber dem blinden Auge des Schulmeisters konnte er doch nicht verhüllen, was in ihm vorging.

„Wozu den Trotz, den Stolz, lieber Herr, wozu ein Weh zurückdrängen, das so natürlich ist? Eilen Sie zu ihr — es wird ihr vielleicht eine Wohlthat sein."

„Gut denn, ich will ein paar Zeilen an sie schreiben," sagte Johannes, „will sie fragen, ob ihr mein Anblick tröstlich oder qualvoll wäre! Mein Gott, ich will ja nichts, als ihr wohlthun! — Sie, edler, junger Freund Walter, übernehmen es, ihr den Brief in die Hand zu spielen, daß ihn der Oheim nicht unterschlägt, nichtwahr? Sie wird Ihnen, hoffe ich, auf dieselbe Art antworten."

„In Gottes Namen, gehen wir nach Hause," sagte Leonhardt, „damit Sie schreiben können."

Die Herren erhoben sich.

Da hielt Käthchen Johannes am Rock. „Du, Herr Professor, wenn Du morgen erst zu dem Fräulein kommst, findest Du sie nicht mehr."

„Wie so, Käthchen?“ fragte Johannes, der gar nicht gedacht hatte, daß die Kleine dem Gespräch gefolgt war.

„Ja, Du kannst es glauben. Die Frau von da droben — die Frau Willmers, die ist heute bei mir vorübergegangen und hat mir zugeflüstert, wenn die Herren zu mir kämen, so solle ich ihnen heimlich sagen, das Fräulein reise heute Nacht fort und für immer, aber ich dürfte Niemanden verrathen, daß sie mir's erzählte, das könne sie sonst ihren Dienst kosten. Wenn aber der Herr Professor nicht käme, dann müsse ich's dem Herrn Lehrer sagen, damit er einen Boten in die Stadt zum Herrn Professor schicke. Die Frau Willmers hat recht geweint und gejammert, sie dürfe sich nicht einmal in das Schulhaus wagen, sonst merke der Gottseibeiuns was, der das Fräulein so hütet.“

„Käthchen!“ rief Johannes, „Engel Gottes, was thust Du mir da! Das Fräulein geht fort, heute noch — und ich Blinder hätte sie reisen lassen, wenn Du nicht wärst! — Ist denn das Alles auch ganz gewiß wahr?“

„Ja, ganz gewiß, Du kannst es glauben, ich habe mir's wohl gemerkt.“

Johannes hob das Kind auf und drückte es ungestüm an sich: „Kind, sag' mir, was kann ich Dir thun, um Dir diesen Dienst zu vergelten? Sprich! Hast Du einen Wunsch? Sei's, was es wolle — er soll erfüllt werden!"

„Ach, lieber Herr Professor, wenn Du doch mit meinen Eltern reden wolltest, daß sie mir Geld geben für die armen Leute. Bitte, bitte, thue es doch! Sie sollen mich nicht mehr verspotten und mir den silbernen Arm vorwerfen. Ich will ihnen auch gute Tage machen. Sonst geht's mir noch wie dem Fräulein, das kein Mensch mehr ansieht — und das möchte ich nicht, um alles Geld nicht."

„Ich kann mir's denken, daß Du so fühlst, Du herziges Ding, und ich verspreche Dir, daß ich das große Vermögen, das Du noch bekommst, so für Dich sichern werde, daß Deine Eltern kein Anrecht daran haben und Du Alles damit machen darfst, was Herr Leonhardt Dir erlaubt."

„Ach, das ist schön, das ist herrlich!" jubelte Käthchen und küßte einen Zipfel von Johannes' Rock. „Herr Walter," rief es in seiner Freude: „Gelt, Du hilfst mir dann alle kranken Leute aufsuchen und sagst mir, wie viel ich Jedem geben darf?"

„Ja, Käthi-Schätzchen — das wollen wir thun!“ rief Walter vergnügt.

Johannes gab der Kleinen einige Silberstücke. „Da, Herzchen, schenk' das dem nächsten Bettler, der vorüber kommt, wenn Dir's Freude macht. Lebt wohl miteinander — ich will keine Minute mehr versäumen, denn nun ist es Zeit, daß ich zum Aeußersten schreite. Gott mit Euch!“ Er drückte Leonhardt die Hand und ging rasch dem Schlosse zu.

„Was muß da oben zwischen dem Oheim und dem Fräulein geschehen sein?“ fragte Leonhardt kopfschüttelnd.

„Vater Leonhardt,“ sagte Käthchen, „Du mußt mich nicht verrathen, aber ich weiß was!“

„Nun was denn, mein Kind?“

„Der Vormund da droben, der ist ein recht schlechter Mensch.“

„Das ist eine alte Geschichte, Käthi!“ meinte Walter.

„Ja, aber denkt nur, was der thut: Der räumt den Briefkasten am Schulhause aus, wenn's dunkel ist!“

„Warum nicht gar!“

„Ja, der Vater hat's gesehen, aber er hat mir gedroht, wenn ich's Jemand sagte, sperre er mich drei Tage lang ein.“

„Mein Gott,“ rief Herr Leonhardt entsetzt, „wie kam Dein Vater zu der Entdeckung?“

„Ja, er hat's der Mutter erzählt und ich hab's gar nicht hören sollen, ich hab's aber doch gehört. Wie er vorige Woche einmal Nachts auf die Lauer ging wegen des Traubendiebstahls, da hat er was gegen das Schulhaus schleichen gehört und sich versteckt, weil er meinte, es sei der Dieb. Und da hat er den Herrn Gleißert erkannt, wie er sich am Brief-Einwurf was zu schaffen machte. Dann ist der Vater näher hinzugeschlichen und hat's ganz deutlich wahrgenommen, daß der Herr mit etwas Langem die Briefe zum Spalt herauszog, ein Schwefelhölzchen anzündete und den Hut vorhielt, daß es Niemand sehen sollte. Bei dem Schwefelhölzchen habe er dann die Aufschriften gelesen und die Briefe wieder in den Kasten gesteckt — bis auf einen, den habe er behalten. Dann sei er wieder dem Schlosse zugegangen. — Der Vater sagt, er habe einen Augenblick Lust verspürt, ihn zu packen, aber er habe sich nicht getraut, man könne ja nicht wissen, was so Einer für Waffen bei sich trage. Und anzeigen wollte er ihn auch nicht, wer mit dem anbinde, der könne doch nur dabei zu Schaden kommen.“

„Was mag dieser Bösewicht im Schilde führen?“ meinte Herr Leonhardt besorgt.

Walter lachte: „Ei, Vater, das ist die Vergeltung dafür, daß ich immer die Adressen seiner Briefe lesen mußte, wenn der Briefbote sie holte.“

„Nun, das war doch etwas Anderes,“ sagte Leonhardt ernst. „Mein Gott, ich glaube, das sollte unser Freund noch wissen, bevor er auf das Schloß kommt. Walter lauf', Du hast junge Beine, suche ihn einzuholen und theile es ihm mit.“

„Ja, Vater, ich will ihn schon erreichen. Bleib' nur hier sitzen, ich werde schnell zurück sein!“ rief der junge Mann und eilte leichtfüßig wie ein Hirsch davon.

Herr Leonhardt tastete nach Käthchen: „Kind, bist Du da?“

„Ja, Vater Leonhardt!“

„Käthchen, heute hast Du mir alle Liebe gelohnt, die ich für Dich im Herzen trug.“ Er strich prüfend mit der Hand über das abgemagerte Gesichtchen. „Ich kann Dich nicht mehr sehen; sie sagen, Du seist sehr verändert, und es scheint mir auch so. Vor meiner Seele stehst Du unverlöschlich mit den schelmischen schwarzen Aeuglein und den rothen Pausbäckchen

aber, aber — auch das schwarze Heidelbeermäulchen sehe ich immer noch! Käthchen — nicht wahr — Du hast seither nie mehr gelogen?"

„Nein, Vater Leonhardt, auf Seelen-Seligkeit, nie mehr — und will's auch nie mehr thun. Ich bin jetzt das reichste Kind in der ganzen Gegend, sagt die Mutter, so will ich auch das bravste sein und dem lieben Gott so danken, wie Du sagst, daß man's müsse, mit guten Werken. Und weißt Du, seit ich beim Gebet die Hände nicht mehr falten kann, ist mir's ordentlich, als müsse ich noch viel andächtiger beten, als sonst. Es fehlt mir was: Ich meinte früher immer, ich hielte den lieben Gott fest zwischen meinen gefalteten Händen und er müsse mir so lange still halten und mich anhören, bis ich ihn wieder losließ, jetzt ist das anders — jetzt meine ich, ich müsse ihn viel brünstiger anrufen, daß er zu mir kommt und bei mir bleibt, so lange ich ihn um was bitten will."

„Du gutes Kind! Der Herr ist Dir immer gegenwärtig, — wo sollte er denn lieber sein, als in solch einem reinen Kindesherzen? Käthchen, Du bist die Blume auf dem Wege eines Blinden! Weißt Du, was ich damit sagen will?"

Käthchen legte sein Köpfchen auf Leonhardt's Kniee: „Ich denke mir, Du willst damit sagen, daß Du mich lieb hast!"

„Ja, mein Kind — und daß auf meinem Wege mir nicht viel Freude blüht, wie die, welche ich an Dir erlebe."

„Aber Vater, Du hast ja den Walter, der muß Dich doch noch mehr freuen, als ich!"

„Gott segne ihn, er ist mein Stab in der Nacht! Er ist mein Bestes auf Erden."

„Vater Leonhardt, wenn ich groß bin, heirathe ich den Walter, dann bleiben wir Alle zusammen."

„Was! Wie kommst Du denn auf den Einfall?"

„Ja, die Mutter hat gesagt, ich sei jetzt so reich, daß ich mir einen Mann nehmen könne, welchen ich nur wolle — und da will ich den Walter haben und keinen andern, keinen!"

„Wenn er Dich nun aber nicht will?" fragte Herr Leonhardt lächelnd.

„Ach — er wird mich schon wollen!" erwiderte das Kind zuversichtlich.

„O heilige, heilige Einfalt!" flüsterte der Greis und legte seine Hände segnend auf das Haupt der Kleinen.

Und wie er so dasaß und schweigend in die Nacht hineinstarrte, — wurde es plötzlich hell um ihn her. Aus dem schwindenden Dunkel traten die Säulen einer Kirche hervor und durch die hohen Bogenfenster fiel ein lichter Sonnenstrahl auf ein junges Paar, das da vor dem Altar kniete. Es war umgeben von einer frohen Schaar Verwandter, unter der auch ein greiser blinder Vater und an seiner Seite eine alte vor Seligkeit weinende Mutter saß. Und schön waren die jungen Leute anzusehen, blond der Bräutigam, aber bärtig, männlich, — die Braut voll süßer jungfräulicher Scheu. In den großen offenen Augen eine Thräne der Andacht und Rührung, — — nur der kleine reizende Mund, der hatte einen leichten bläulichen Schein, der nicht wegzubringen war, als habe sie eben erst Heidelbeeren genascht.

„Ei, ei, ei" — sagten die Leute, „am Hochzeitstage in die Beeren zu gehen!"

Nun stimmte die Orgel ein schönes Lied an und die Gemeinde sang es mit. Die Braut reichte dem Liebsten die Hand, zwar nur die linke, aber die hielt fest, fester, als wenn Andere alle beide geben — die hielt für's ganze Leben. So war denn die Trauung zu Ende und das Paar trat heraus, in den

lachenden Frühlingstag. — Da drängte sich ein Schwarm wohlbekannter Gesichter heran. Es waren lauter arme Verunstaltete, aber sie sahen gar nicht so abschreckend aus, wie einst, sie hatten alle gute neue Kleider an und schwenkten jubelnd die Mützen: „Vivat das Brautpaar! Seit Ihr im Dorfe hauset, giebt es keine Hungernden, keine Frierenden mehr. Vivat unser Doctor Walter Leonhardt! Vivat das Käthchen mit dem silbernen Arm!“

O friedliches, leuchtendes Bild, das die Seele des Blinden erhellt, — lieblicher Zukunftstraum, der am Rande des Grabes den Greis umgaukelt, dem Geplauder eines Kindes entstiegen! —

„Vater Leonhardt — warum lächelst Du?“ fragte die Kleine.

„Weil ich eben etwas so Schönes gesehen!“

„Ich denke, Du siehst gar nichts mehr?“

„Was ist, sehe ich freilich nicht, mein Kind, — desto besser vielleicht, was sein wird!“ —

Achtes Capitel.

Kampf.

Ernestine saß an ihrem Schreibtisch und ordnete Bücher und Papiere zum Einpacken. Ihr Oheim half ihr dabei mit zitternder Hast. Von Zeit zu Zeit stützte sie kraftlos den Kopf in die Hand.

„Es ist keine Rede davon, daß wir heute fortkommen, wenn Du Dich nicht mehr beeilst,“ mahnte Leuthold dringend.

„Ich thue ja, was ich vermag, aber ich bin so schwach, daß ich kaum weiß, ob ich nur diese Nacht noch reisen kann.“

„Es ist unbegreiflich, wie Du Dich jetzt gehen lässest. So warst Du nie. Wenn ich denke, welche Selbstbeherrschung Du sonst besaßest! Eine Willenskraft, die einem Manne Ehre gemacht hätte — und nun! O, es ist zum Weinen!“

„Du folterst mich, Oheim,“ rief Ernestine und warf mehrere Bücher in die neben ihr stehende Kiste, „Du willst mir nicht glauben, daß ich mich jetzt wirklich weit elender fühle, als früher. Es ist ja mein eigener freier Wille, zu reisen, weshalb sollte ich mich denn nicht beeilen, so viel ich kann?“

Der Oheim blickte sie von der Seite lächelnd an. „Du täuschest Dich selbst, mein Kind. Es ist nicht Dein Wille — es ist nur eine Laune, was Dich jetzt forttreibt. Eine Laune wird aber vom Zufall erzeugt und ein Zufall kann sie ändern.“

„Ich weiß nicht, welch' ein Zufall diese „Laune,“ wie Du es zu nennen beliebst, ändern sollte. Es kann sich weder heute noch morgen etwas ereignen, das meinen Entschluß wanken ließe. Was hast Du von einem Aufschube zu fürchten? Kein Mensch weiß um meine Abreise, es kann also Niemand mir mit Gegenvorstellungen das Herz schwer machen. Nicht einmal dem guten alten Leonhardt habe ich es gesagt und selbst die Willmers weiß es ja erst seit heute. Konnte ich mehr thun, um Dich zu versichern, daß ich es ernst meine?“

Leuthold sah sie wieder mit seinem sarkastischen Lächeln an. Er wußte wohl, daß Ernestine nur des-

halb dies strenge Schweigen um ihre Reise breitete, weil sie sich nicht stark genug fühlte, einer etwaigen freundschaftlichen Einsprache zu widerstehen. Deshalb zitterte er, daß ein tückisches Geschick ihre Absichten doch noch verrathen möchte. Ihr Bleiben oder Gehen entschied ja über seine Existenz. In den vier Wochen, die seit Ernestinens Rückkehr aus der Stadt verflossen waren, hatte Leuthold seinen ganzen Einfluß nur darauf verwandt, Ernestinen aus dieser Gegend, womöglich aus dem Lande fortzubringen. Sie durfte den Mann, der ihr einen so unverkennbaren Eindruck gemacht, nie wiedersehen. Jetzt durfte sie sich weniger, als je, in ein Liebesverhältniß einlassen, denn wenn sie jetzt den Gedanken faßte, zu heirathen — und ihr Eigenthum von ihm forderte, war er verloren! Seinem umsichtigen Verfahren gelang es bald, durch einen amerikanischen Agenten eine Stellung in einer großen chemischen Fabrik in New-York zu erlangen. Ernestinen legte er einen glänzenden Vertrag vor, demzufolge sie dort gegen ein großes Honorar in einer naturwissenschaftlichen Gesellschaft einen Cyclus von Vorlesungen halten sollte. Die Thatsache, daß sie von einer deutschen Universität den Preis für eine Schrift erhalten, genügte, um ihr in Amerika einen Namen zu machen

und Leutholt that das Seine redlich, um sie als ein Phänomen dort anzupreisen. Es mußte ihm in seinen jetzigen bedrohten Geldverhältnissen Alles daran liegen, sie in den Stand zu setzen, sich selbst ernähren zu können, damit sie nicht ihm zur Last fiel. Ging es mit den Vorlesungen auf die Länge nicht, so mußte sie sich eben entschließen, als „Frauenarzt" ihr Brod zu verdienen. Doch das verschwieg er ihr wohlweislich. Er erfüllte ihr ganzes Denken nur mit dem ungeheuern und unausbleiblichen Erfolg ihrer Vorträge. Es waren für eine ehrgeizige Frau unwiderstehliche Mittel, die er anwandte, um sie seinen Planen zu gewinnen. Als er ihr einige der großen amerikanischen Zeitungen brachte, worin sie durch lange Spalten ihr Lob las, welches natürlich ganz in dem dort üblichen überschwänglichen Reclamenstyl gehalten war, — da bemächtigte sich ihrer eine Aufregung, die ihr das Blut fiebernd durch alle Adern jagte. Sie sah eine Zukunft vor sich, wie sie nie einem Weibe zu Theil geworden. Sie sah sich in einem der prachtvollen Riesensäle New-York's vor einem Auditorium von Männern, die ihr, dem Mädchen, aufmerksam lauschten. Sie sah sich angestaunt als ein Wunder ihres Geschlechts. Die geheimsten Träume ihres Stolzes sollten sich ver-

wirklichen, die Saat ihres stillen Fleißes sollte endlich aufgehen in der Oeffentlichkeit, die Welt sollte wiederhallen von dem Rufe dessen, was ein Weib kann! Und dennoch wurde ihr die Wahl schwer. Und dennoch brauchte sie Wochen, um die wenigen Buchstaben ihres Namens unter den Vertrag zu schreiben und kein Werk, an das sie die Arbeit ihrer Tage, den Schlaf ihrer Nächte gesetzt — kostete sie so viel von ihrem Leben, wie diese einzige Unterschrift! —

Möllner's schönes strenges Antlitz hatte sie, wie Banquo's Geist den Macbeth vom Thronsessel, immer wieder von dem Ergreifen dieser neuen Ehren zurückgeschreckt. Es war ihr, als beginge sie ein Verbrechen an ihm — und endlich in ihrer höchsten Zweifelsqual schrieb sie ihm heimlich. Sie theilte ihm Alles ehrlich mit, sie bat ihn um seinen Rath — sie verhehlte ihm nicht, daß sie keinen so entscheidenden Entschluß für's ganze Leben fassen könne, ohne seinen Segen. Warum dieser Brief nicht in Möllner's Hände gelangte, das wußte außer Leuthold Niemand als Käthchen und dessen Vater.

Tag für Tag verfloß, Ernestine wartete natürlich vergebens auf Antwort. Sie wartete wie auf die Entscheidung über Leben und Tod. Kein Schlaf senkte

sich mehr auf ihre brennenden Lider, nur die unentbehrlichste Nahrung kam über ihre Lippen. Sie verzehrte sich in dem Verlangen nach einem Wort — einem einzigen Wort von Möllner und es kam nicht! Sie war ihm nicht werth mehr, die Feder für sie einzutauchen, seit ihrer Zurückweisung seiner Bewerbung ließ er nichts mehr von sich hören. Er hatte seinen Schmerz besiegt, hatte sie aufgegeben und zwar schon nach so kurzer Zeit!!

Und je größer die Sehnsucht gewesen, mit der sie seinen Brief oder seinen Besuch erwartet, desto größer war auch die Kränkung, die Erbitterung über sein Ausbleiben. So oft sie an ihren Schreibtisch trat, leuchteten ihr die großen Buchstaben des Vertrags mit allen seinen lockenden Verheißungen entgegen. Auf was wollte sie nun noch warten? Weshalb sich nun noch besinnen? — So war es gekommen, daß sie unterzeichnet hatte.

Aber nun sollte auch nichts sie mehr in ihrem stolzen Vorhaben wankend machen. Es sollte ihre Rache sein, unwiederbringlich für ihn verloren zu bleiben, ohne Abschied zu verschwinden, um von einem fernen Welttheil herüber den Ruf ihrer verkannten Größe an sein Ohr schallen zu lassen.

Selbst der Willmers vertraute sie sich nicht an, weil sie deren Geschwätzigkeit kannte. Erst am letzten Tage erhielt diese die Weisung, Ernestinens Fahrnisse so rasch als möglich zu verkaufen und ihr dann nachzukommen. Denn Leuthold wollte vor der Einschiffung von Gretchen Abschied nehmen, die er einstweilen noch in Deutschland zu lassen gedachte und er hatte Ernestinen der Sicherheit halber bewogen, ihn dorthin zu begleiten; er wollte sie keinen Tag mehr aus den Augen lassen.

An Leonhardt schrieb sie einen innigen schmerzlichen Abschied und bat ihn, ihre Bücher und Apparate so lange aufzubewahren, bis sie dieselben fordern werde. Sie wisse noch nicht, wo sie ihren festen Aufenthalt nehme und könne die Sachen daher jetzt noch nicht brauchen. Walter möge einstweilen damit weiter studiren. In diese zarte Form kleidete sie das kostbare Geschenk, welches sie den feinfühlenden Menschen mit den Dingen machen wollte, die Walter zu seinen Studien brauchte.

Ihr Oheim sollte erst unterwegs erfahren, daß sie die physiologischen Werke und Geräthe nicht verkaufen ließ, wie er es der Willmers aufgetragen. Er hätte es nimmermehr zugegeben, denn Ernestine hatte

schon mehrmals zu ihrem Befremden wahrgenommen, wie sehr es ihm um baares Geld zu thun war. —

Die Willmers hatte ihr in die Hand geloben müssen, Herrn Leonhardt erst nach Ernestinens Abreise den Brief zu geben und so war denn für Alles gesorgt, an Alles gedacht — nur an Eines nicht, an Ernestinens körperlichen Zustand. — Das unbeugsame Wesen war so wenig gewöhnt, auf seine Gesundheit Rücksicht zu nehmen, daß es sein immer steigendes Unwohlsein, die natürliche Folge der übermenschlichen Aufregurg der letzten Zeit gänzlich unbeachtet ließ. Heute aber hielt sie sich kaum mehr aufrecht, der Gedanke, eine so große Reise antreten zu müssen, begann sie zu ängstigen.

So saß sie vor dem Oheim, ein Bild der Erschöpfung. Er betrachtete sie mit zweifelhaftem Blick — ob sie es wohl durchbringen werde, bis er mit ihr auf dem Schiff sei? Wurde sie dort krank, so war es eben die Seekrankheit, der ja fast kein Mensch entgeht. Und starb sie —? Nun dann war ihr wohl. Er begrub sie in die herrliche wogende See und seinen Haß, seine Furcht, seine Verbrechen mit ihr. Die Wellen, die ihren Leichnam wegspülten — sie wuschen ihn von aller Schande, allen Verbrechen rein! — O,

dieser Gedanke — war unermeßlich schön, wie das weite Meer, das sich schon vor seinen Blicken ausbreitete.

„Oheim, starre nicht so unheimlich vor Dich hin" — sagte Ernestine — „man könnte ja denken, Du sinnest nichts Gutes!?"

Leuthold lächelte. „Du bist wirklich nervös, mein Kind. Seit wann ist Dir mein ehrliches Gesicht unheimlich?"

Ernestine erwiederte nichts, sie hüllte ein Buch in Papier ein, um es in die Kiste zu packen.

„Sollen denn die alten Märchen mit?" fragte Leuthold ironisch.

„Ja!" war die kurze, bestimmte Antwort.

„Gut, gut — hast Du nicht vielleicht auch irgendwo eine Puppe, die ich mit einpacken soll?"

Ernestine fuhr auf. „Oheim — ich sagte Dir schon einmal, daß ich diesen Ton nicht mehr dulde!"

„Verzeih — aber eine solche Kinderei verdient einen Scherz. Wie, oder hat das Buch irgend eine andere Bedeutung für Dich? Du brauchst nicht zu erröthen. Ich errathe, es ist noch ein Andenken an den Ritter von der Eiche, an Möllner. Nun, da müssen wir es freilich mitnehmen."

„Oheim!“ rief Ernestine und nahm ihm das Buch weg, das er eben unter den übrigen zurechtlegen wollte. „Du verstehst es, mit Deinem Spott Alles zu begeifern, was mir noch werth war. Lass' das Buch heraus, ich will es dem kleinen Käthchen schenken.“

„Und wenn Professor Möllner zu ihm kommt und findet es dort, dann wird es ihn rühren, daß seine verlassene Freundin die Erinnerungen an ihn so treu bis jetzt bewahrte. Er findet auch wohl beim Blättern das Eichenlaub noch, das Du hineingeklebt. Vielleicht hält er es für einen stummen Abschiedsgruß und weiht Dir eine Thräne des Mitleids. O — es wird sehr erbaulich sein!“

„Oheim, wenn ich das denken müßte — lieber würde ich das Buch verbrennen!“

„Und das wäre das Allerbeste in jedem Fall. Dieser aufgeblasene Mensch ist des Andenkens nicht werth, das Du ihm bewahrst. Ich möchte es vertilgen, wie Alles, was Deiner unwürdig ist. Wahrlich — es hat mich längst im Stillen empört, wenn ich auch nicht darüber sprach, daß er sich so gar nichts mehr um Dich kümmerte! Ein Weib, wie Dich, giebt man nicht auf, wie eine Waare, über die man nicht handelseinig werden konnte. Er hat Dich nie geliebt,

sonst hätte er Dir nicht von Anfang an Bedingungen für eine Vereinigung gestellt, als müßtest Du Dir noch eine Ehre daraus machen, daß er sich zu Dir herabläßt! Glaube mir, — ich kenne Welt und Menschen, — er war in der größten Verlegenheit, denn er hat sich moralisch für verpflichtet gehalten, Dir seine Hand anzubieten."

Ernestine zuckte zusammen.

Leuthold fuhr fort: „Ich weiß nicht, wie Du Dich ihm gegenüber benahmst, aber bei Deiner Unerfahrenheit und der Neigung, die Du für ihn hegtest — leugne es nicht — ist vorauszusetzen, daß Du etwas allzu entgegenkommend warst."

Ernestine biß sich auf die Lippen und schlug die Augen nieder.

„Schon die Thatsache, daß Du mit ihm nach seinem Hause gingst — allein, ohne jede nähere Bekanntschaft — ohne Aufforderung seitens seiner Mutter, mußte ihn glauben machen, Du seist sterblich in ihn verliebt und er war anständig genug, den Makel, den Du durch diese Unbesonnenheit Deiner Ehre aufgedrückt, verwischen zu wollen, indem er Dich zur Frau nahm. Ich will dabei gar nicht in Abrede stellen, daß er es von Anfang an gut und treu mit Dir

meinte, aber sein Gefühl für Dich scheint mir eben nur ein freundschaftliches gewesen zu sein und Dein rasches Entgegenkommen hat ihm gewissermaßen eine andere Bedeutung aufgezwungen. Wer weiß, ob er Dich nicht jetzt schon im Stillen der Aufdringlichkeit zeiht und froh ist, so leichten Kaufs davon gekommen zu sein! — Du aber, Du tändelst und liebäugelst, wie ein verliebter Backfisch, mit den Erinnerungen an ihn und schleppst das einzige Geschenk, das Du als ein abscheulicher Molch, der Du damals warst, aus Mitleid von ihm bekamst, mit über's Weltmeer, wie eine Reliquie! — Ernestine — was ist Dir denn? Um's Himmelswillen — nimm Dich doch zusammen. Ist denn das der Mühe werth? Du gewöhnst Dir das Ohnmächtigwerden förmlich an!"

Er richtete das bleiche Haupt empor und fächelte ihr Luft zu.

Sie blickte ihn matt an, dann schob sie ihn mit unverkennbarem Widerwillen von sich und stand auf. Leuthold ließ sie schweigend gewähren. Es war das erste Mal, daß sie ihm gestattete, über Möller zu sprechen und er hatte auch den Moment genützt und ihr das sicherste Gift eingeflößt, das es gegen die Liebe giebt, er konnte es nun ruhig nachwirken lassen.

Ernestine ging im Zimmer auf und nieder — ihr Schritt, ihre Haltung war königlich — ihre Gestalt schien plötzlich um einige Zoll gewachsen. Der Oheim konnte Recht haben, sie haßte ihn dafür — aber dennoch hatte er Recht. Was mußte der Mann, was seine Mutter von ihr denken, daß sie sich ihm so nachgeworfen? Deshalb die demüthigende Behandlung seitens der Mutter — deshalb der kühle bedingungsweise Antrag des Sohnes! Sie wiederholte sich jedes von Johannes' Worten, es waren meist ernste Ermahnungen oder scharfer Tadel gewesen. Auch wo er gut und liebevoll sprach, hatte er doch nur wie ein Vater oder Richter vor ihr gestanden. Nie, — nicht in dem Augenblick, da er ihre Hand begehrte, hatte er die stolze gemessene Haltung abgelegt, die ihm eigen war. Ja, selbst als er um sie weinte, war es mehr der Schmerz eines edlen Menschen um eine verlorene Seele gewesen, als der des Liebenden um die Geliebte. — Und sie? Sie erinnerte sich an jedes herzliche Wort, jeden freundlichen Blick, den sie Johannes gewährt und Alles war ihr nun zuviel, erschien ihr im Gegensatz zu ihrer sonstigen starren Haltung als eine Unanständigkeit, die Johannes als eine Herausforderung deuten konnte und mußte. Ja — vielleicht

verachtete er sie deshalb und sie hatte die Aufdringlichkeit so weit getrieben, ihm noch einmal zu schreiben! Selbst das armselige Verdienst, sich ihm doch nicht um jeden Preis und unter jeder Bedingung zur Frau gegeben zu haben, war dadurch wieder vernichtet. Er mußte darin einen neuen Versuch der Annäherung erblicken, und er wies diesen Versuch stillschweigend zurück. Aus der Welt hätte sie verschwinden mögen vor ihm — jeder Gedanke an ihn trieb ihr die Schamröthe in das Antlitz. Nur fort, fort über das Meer, war plötzlich ihr einziger Wunsch. Sie blieb stehen, als sie an dem Kamine vorüberging und winkte Leuthold: „Verbrenne das Buch!" Das waren die ersten Worte, die über ihre Lippen kamen.

Schnell, wie der Hauch von ihrem Munde, glitt Leuthold dahin, um es zu holen und in wenigen Minuten hatte er es angezündet. Ernestine stand dabei und sah zu, wie die Flamme um den Einband züngelte, wie dieser sich bog und aufrollte in der Gluth. Jetzt war er verzehrt und leise knisternd mit unsichtbaren Fingern blätterte der Zugwind in dem brennenden Buche und wo er eine neue Seite aufschlug, da verschlang die Flamme, ein gieriger Leser, den Inhalt. Ernestine verwandte kein Auge von dem traurigen

Schauspiel. Sie sah die einzelnen Namen, die ihr so lieb geworden, roth aufleuchten und verschwinden. Die Schneekönigin, die kalte, eisglänzende, die Seejungfrau in ihrem feuchten Element — sie mußten alle vergehen in der Gluth!

Jetzt verkohlte knisternd das Eichenlaub, das sie einst von dem theuern Baume gerissen. Endlich fiel das ganze Buch auseinander, von allen Seiten flackerte es auf. Die losen Blätter wirbelten in den wehenden Flammen auf und nieder. Da — da — noch ein Name, deutlich unverkennbar — der Schwan! Das Papier flog empor, fiel herab und der Schwan war verbrannt, der schöne Schwan. Er sollte nie mehr sein Gefieder vor ihr entfalten — er hob sich nicht, ein zweiter Phönix, mehr aus den Flammen. Das Feuer erlosch. Die kleine zauberische Welt lag in Asche und einzelne Fünkchen krochen traurig dazwischen umher, als suchten sie die Leichen der verwandten erstorbenen Lichtgestalten.

Ernestine trat hinweg, — ihr war es, als habe das Feuer die Fittige ihrer Seele mit versengt; sie stand gebeugten Hauptes wie der Gott mit der ausgelöschten Fackel — und weinte!

Leuthold ließ sie gewähren, er fühlte, daß er sie jetzt schonen müsse.

Da wurde die Thür geöffnet und Frau Willmers trat ängstlich ein: „Herr Professor Möllner!“

Leuthold fuhr auf, wie von einem Pfeile getroffen. Ernestine mußte sich am Kaminsims halten, um nicht zusammenzubrechen.

„Wie können Sie mir jetzt Jemanden melden, wie können Sie —!“ knirschte er außer sich vor Schreck und Wuth.

„Thun Sie mir, was Sie wollen, Herr Doctor, ich konnte nicht anders: Der Herr erklärte ganz einfach, nicht von der Stelle zu gehen, bis ich ihn angemeldet.“

„Sagen Sie dem Herrn, daß wir keinen Besuch empfangen!“

Frau Willmers blickte zögernd nach Ernestinen. Diese stand leichenblaß und unbeweglich, wie zuvor.

„Nun, worauf warten Sie?“ fragte Leuthold und in seiner Miene lag eine gefährliche Drohung.

„Ich gehe ja schon, ich gehe,“ erwiderte die Frau und eilte hinweg.

Ernestine that einen Schritt vorwärts, als wolle sie ihr nach. Aber sie bezwang sich. Ein Sturm er=

hob sich in ihrem Innern, der ihr fast die Besinnung raubte. Er war doch gekommen, er hatte sie nicht ganz aufgegeben! Das starre Herz wollte ihr brechen, daß sie ihn fortschicken ließ. — Aber nein, sie klagte sich selbst der Schwäche an, hatte er doch so lange gezögert, bis er kam, und wer weiß, ob er nicht eben nur kam, weil er sich für verpflichtet hielt, ihrem Rufe zu folgen — sie wollte, sie durfte keine Schwäche mehr zeigen.

Leuthold stand an der Thür, er lauschte mit angehaltenem Athem, ob er Johannes sich entfernen höre. Aber zu seinem unermeßlichen Entsetzen kam Frau Willmers wieder:

„Der Herr geht nicht," sagte sie mit heimlicher Freude. „Er sagt, er wolle das gnädige Fräulein besuchen und nehme keinen Bescheid vom Herrn Oheim an; denn da das Fräulein schon seit mehreren Jahren mündig sei, habe es selbst zu entscheiden, wen es sehen wolle und wen nicht."

Ernestine horchte hoch auf. „Was, was ist das?" Ihr Blick fiel fragend auf den Oheim — sie gewahrte zu ihrem höchsten Erstaunen den tödtlichen Schreck, der sich in seinem Gesicht malte: „Oheim!" frug sie nochmals: „Was heißt das? Gieb mir Antwort!"

„Laß Dich doch nicht auf solch albernes Geschwätz ein, der Mensch ist ein Lügner — oder —“

„Sag' ihm das selbst, wenn Du den Muth dazu hast,“ unterbrach ihn Ernestine in auflodernden Zorn. „Bitten Sie den Herrn, einzutreten!“ sprach sie gebieterisch.

Die Willmers eilte hinaus.

„Ernestine!“ rief Leuthold verzweifelnd, „mir das, mir?“

„Ich will wissen, was es mit der Mündigkeit für eine Bewandtniß hat!“ rief das Mädchen und heftete einen Blick auf Leuthold, vor dem er die Augen zu Boden schlug. —

Möllner trat ein. Er maß Leuthold mit dem Ausdruck vollster Ruhe und tiefster Verachtung, dann verneigte er sich vor Ernestinen, ohne sie anzusehen. Er wollte sie schonen, ihr Zeit lassen, sich zu sammeln. Sie verstand es falsch, sie hielt es für Kälte und erwiederte es mit Kälte.

Eine lange Pause entstand.

Leuthold wollte sich den Schein der Unbefangenheit geben und unterbrach das Schweigen: „Darf ich, nach dem was zwischen Ihnen und meiner Nichte vorfiel, fragen, was Sie noch bei uns zu suchen haben, mein Herr?“

„Das werde ich sogleich dem Fräulein sagen — und wenn Sie Zeuge dieser Unterredung sein wollen, so werden Sie mich sehr zu Dank verpflichten.“

„Nun, so haben Sie die Güte, Platz zu nehmen,“ sprach Leuthold und bot Johannes einen Stuhl: „Nur müssen wir Sie dringend bitten, sich kurz zu fassen, da wir im Begriffe sind, abzureisen.“

„Das sind Sie nicht, Herr Doctor.“

„Mein Herr — sind Sie besser von unsern Absichten unterrichtet, als wir selbst?“

Johannes setzte sich, nachdem Ernestine sich niedergelassen und erwiderte mit einfacher Bestimmtheit: „Von Ihren Absichten nicht — wohl aber von der Ausführung derselben, welche ich im Nothfall durch Ihre Verhaftung zu verhindern gesonnen bin.“

Leuthold war einen Augenblick verstummt, dann lächelte er zu Ernestinen hinüber, die wie versteinert war: „Das ist der ächte Ritter von der Eiche! Schade, daß wir nicht mehr in den Zeiten des Faustrechts leben, wo man jeden ehrlichen Mann von der Straße wegfangen und in den Thurm werfen konnte.“

„O nein, Herr Doctor, nach solchen Abenteuerlichkeiten gelüstet einen philiströsen Gelehrten wie mich

durchaus nicht. Ich wähle sicherere, gesetzlichere Mittel! Ich lasse Sie ganz einfach durch den im Orte stationirten Gendarme festnehmen, wenn Sie sich von hier entfernen, bevor Ihre Angelegenheiten mit Fräulein von Hartwich zu meiner Zufriedenheit geordnet sind. Ist das geschehen, dann mögen Sie sich meinethalben verkriechen, wohin Sie wollen, dann gehen Sie mich nichts mehr an."

„Herr Professor," rief Leutholt, „ich kann nur denken, daß man mich nichtswürdig bei Ihnen verleumdet hat und bitte Sie, mit mir auf mein Zimmer zu kommen, damit wir wenigstens nicht die Ohren des Fräuleins, welches der größten Schonung bedarf, durch diese Erörterungen beleidigen."

„Ist das Fräulein stark genug, um, wie Frau Willmers sagt, nach New-York zu reisen, dann wird sie auch dies Gespräch aushalten können. Vor allen Dingen, Ernestine, frage ich Sie, ist es Ihr freier Entschluß, Ihre Heimath zu verlassen?"

„Ja," hauchte sie kaum hörbar hin.

„Nun denn, Sie sind Herrin Ihres Willens. Sie müssen aber, bevor Sie ihn ausführen — wissen, was Sie thun. Jetzt wissen Sie es noch nicht — und ich bin gekommen, es Ihnen zu sagen! Wenn

Sie mit Herrn Gleißert gehen, so ketten Sie Ihr Schicksal an das eines Betrügers!"

Ernestine und Leuthold sprangen auf. Johannes erhob sich gleichfalls; die Hand auf den Tisch gestützt, ließ er seine großen Augen, ohne mit der Wimper zu zucken, auf den Beiden ruhen.

Leuthold war keines Wortes mächtig. Ernestine verlor sich im Anschauen der edeln Gestalt seines Gegners.

Johannes fuhr fort: „Sie werden mich nach den Beweisen für eine so furchtbare Anschuldigung fragen. Ich trage sie seit heute früh bei mir, hier sind sie." Er zog einige Schriften aus der Brusttasche. Eine derselben entfaltete er. Leuthold warf einen Blick hinein, taumelte zurück und sank auf einen Stuhl.

„Haben Sie das geschrieben?" fragte Johannes und reichte Ernestinen das Blatt. „Bitte, lesen Sie."

„Nein," — sagte diese mit unverhehltem Erstaunen, nachdem sie den Inhalt überflogen.

„Oder haben Sie vielleicht ein Aktenstück, dessen Inhalt Sie nicht kannten, bei einem Notar mit Ihrem Namen unterzeichnet?"

„Niemals!" war die bestimmte Antwort.

Möllner athmete auf: „Nun sehen Sie — das

ist der Beweis, der Ihren Oheim in das Zuchthaus liefern kann, wenn ich davon Gebrauch mache, denn es ist eine Fälschung!"

Ernestine machte eine abwehrende Bewegung, als könne und wolle sie nicht mehr hören. Johannes ließ sich nicht irre machen. „Aus Ihrem ersten Briefe an Heim und aus Ihrer Unterredung mit meiner Mutter, welche mir diese treulich mittheilte, ging unverkennbar hervor, daß Sie, Ernestine, sich für unmündig halten. Nach dem Gesetz Ihres Vaterlandes sind Sie es auch, denn dasselbe spricht erst mit vier- und zwanzig Jahren mündig und Sie sind nur zwei und zwanzig alt. Ich weiß jedoch durch Heim, der das Testament Ihres Vaters machen half, daß dieser Sie gerichtlich mit achtzehn Jahren mündig gesprochen hat! — Ihr Oheim verschwieg Ihnen dies. Ueber die Gründe, die er hierfür hatte, später!"

„So wäre ich schon seit vier Jahren Herrin meines Thuns und Lassens," rief Ernestine außer sich, — „Oheim, und Du hast mich geknechtet wie ein Kind?!"

„Noch mehr — er hat Ihr Eigenthum vorenthalten. Hier überreiche ich Ihnen eine Abschrift des Testaments ihres Vaters, aus der Sie ersehen wer-

den, daß dieser Ihnen das Recht ertheilt hatte, mit achtzehn Jahren das bei der Obervormundschafts-behörde niedergelegte Vermögen herauszuziehen und selbstständig zu verwalten. Von diesem Rechte konnten Sie keinen Gebrauch machen, da Sie in völliger Unwissenheit über dasselbe, sowie Ihre Mündigkeit erhalten wurden. Ihr Oheim aber hat davon an Ihrer Statt Gebrauch gemacht, — er hat, Gott weiß wie, Ihre Schrift nachgeahmt und das Document ausgefertigt, demzufolge die Obervormundschaftsbehörde die Kapitalien an Sie, das heißt, an Ihren Oheim rückerstattete. Man hatte keinen Zweifel in die Aechtheit der Urkunde gesetzt, denn diese war vor einem italienischen Notar in aller Form rechtsgültig abgefaßt und von zwei Zeugen die Identität Ihrer Person bestätigt Jetzt erst, nachdem ich den Verdacht schöpfte, Sie seien von Ihrem Oheim wissentlich im Unklaren über Ihre Verhältnisse erhalten, und diesen Verdacht bei der betreffenden Behörde aussprach, wurde mir von dort auch diese Abschrift des betreffenden Aktenstücks, welches ich Ihnen zur Anerkennung vorlegte, zugesendet. Sie haben die Fälschung bestätigt. Es liegt nun in meiner Hand, diesen Herrn da zu retten oder zu vernichten, indem ich seine strafgericht-

liche Verfolgung veranlasse, und das wird von dem Ergebniß unserer Unterhandlungen abhängen. Daß ich mich überhaupt auf solche einlasse, geschieht nicht aus Rücksicht für ihn, sondern für Ihr Zartgefühl, Ernestine, das unter der Schande Ihres Onkels mit leiden würde." Er wandte sich an Leuthold: „Ich frage Sie, Herr Doctor Gleißert, was haben Sie mit dem Gelde angefangen, das Sie Ihrer Nichte bis jetzt vorenthielten?"

„Ehe ich darauf antworte, mein Herr" — erwiderte Leuthold mit neugewonnener Fassung, „gestatten Sie mir, Sie zu fragen, seit wann Sie die Physiologie, in der Sie so Ersprießliches leisteten, gegen die Jurisprudenz vertauscht haben, in welcher Sie, wie ich fürchte, schwerlich Erfolg haben werden?"

„Das that ich," sagte Johannes gelassen, „seit ich mich verpflichtet fühle, ein junges, irregeleitetes Wesen mit den Waffen des Gesetzes von dem Untergang zu retten. Und ich denke, mein Herr, ich werde gerade so viel von der neuerwählten Wissenschaft verstehen, als nöthig ist, um Ihre Betrügereien zu enthüllen. Doch ohne Umschweife, ich fordere Sie nochmals auf, sich über das unterschlagene Vermögen zu verantworten."

„Und ich fordere Sie, Herr Professor, auf, mir die amtliche Stellung zu nennen, welche Sie berechtigt, mich in ein solches Verhör zu nehmen.“

Johannes sah Leuthold ruhig an. „Gut denn, wenn Sie nur einer Gerichtsperson Rede stehen wollen, so bin ich bereit, auf eine Verständigung unter uns zu verzichten und die Sache dem Staatsanwalt zu übergeben. Ich lasse Ihnen Zeit zu erwägen, was Sie vorziehen.“

„Jedenfalls habe ich weniger von einem gesetzlichen Verfahren zu fürchten, als von einem Wüthenden, der wider allen Brauch und Anstand in eine Familie eindringt, dem Hausrecht Hohn spricht, gleich dem Straßenräuber wehrlosen Leuten das Messer an die Kehle setzt und „la bourse ou la vie“ schreit.“

„Oheim,“ fiel ihm Ernestine in's Wort: „Ich verbiete Dir, in meiner Gegenwart diesen rechtschaffenen Freund zu beleidigen. Kannst Du Dich von dem furchtbaren Verdacht, den er auf Dich wirft, reinigen, so thue es mit Würde. Durch ohnmächtige Schmähungen überzeugst Du uns nicht.“

„Auch Du Ernestine, auch Du nimmst gegen mich Partei?“ rief Leuthold schmerzlich.

„Ich nehme für Niemanden Partei — im Ge-

gentheil — ich zittre vor dem Gedanken daß der Mann, der mich erzogen, ein Verbrecher sei. Aber ich will und kann Dich deshalb nicht vor Entdeckung der Wahrheit schützen. Du selbst hast mich ja gelehrt, jede Pflicht, jedes Recht des Herzens der kalten Erkenntniß unterzuordnen, und den Dingen auf den Grund zu gehen, selbst um den Preis der heiligsten Illusionen. Jetzt, Du grausamer Lehrer, ernte, was Du säteſt."

„Gut, ich bin bereit, Dir Rede zu stehen, wenn Du es verlangst. Es giebt einen Punkt, über den ich Dir Rechenschaft schulde, es ist die Unmündigkeit, in der ich Dich gegen den Willen Deines schwachsinnigen Vaters erhielt. Das kann und werde ich verantworten, denn jeder ehrlich Urtheilende, der Dich kennt, wird mir zugeben, daß es eine Gewissenlosigkeit gewesen wäre, Dich mit achtzehn Jahren, unreif und unerfahren, wie Du warst, Deinem Schicksal zu überlassen. Es war eine Eigenmächtigkeit von mir — aber es war wohlgemeint, es geschah aus übertriebener Liebe und Sorge für Dich. Der Gedanke, daß Du ohne mich leben solltest und ich ohne Dich, war mir unerträglich, unfaßlich, dies ist mein ganzes Unrecht, ist Alles, was ich Dir sagen kann! Auf die

Anklage dieses Herrn antworte ich nicht. Mein Leben liegt rein vor aller Augen, es verfloß in beschaulicher Ruhe, in stiller Wissenschaftspflege, in dem — ach, nun gestörten Glück, Dich zu erziehen! — Ich sehe mit Gleichmuth Ihren angedrohten Maßregeln entgegen, mein Herr. Ihre erhitzte Phantasie würde meiner Vertheidigung doch keinen Glauben schenken — Sie würden es doch zu einer gerichtlichen Untersuchung treiben und nur eine solche kann meine Unschuld darthun, wozu soll ich noch ferner die Luft mit Worten erschüttern?"

Johannes lächelte: „Auf den ersten Theil Ihrer sehr gelungenen Rede behalte ich mir die Antwort vor. Auf den zweiten kann ich nicht umhin, Sie zu fragen, wie Sie es wagen können, noch von Unschuld zu sprechen, nachdem Ihre Nichte in meinem Beisein jede Urheberschaft des fraglichen Documents abgelehnt hat und so die Fälschung zur Evidenz nachgewiesen ist?"

„Ja, mein Herr — eine Fälschung liegt vor, wer will das leugnen, aber folgt daraus, daß ich sie gemacht? Ich hatte einen Freund in Italien, dem ich rückhaltlos vertraute, dem ich leider mehr, als die Vorsicht erlaubte, über unsere Familienverhältnisse mittheilte — und Angesichts dieser unabweislichen

Thatsache muß ich fürchten, daß der Verräther an meiner und Ernestinens Statt mit Hülfe irgend eines bestechlichen Notars —“ er zuckte mit den Achseln, als wolle er die schreckliche Beschuldigung nicht vollenden.

Johannes lächelte wieder fast mitleidig: „Auf ein so jämmerliches Fundament wollen Sie Ihre Vertheidigung stützen und wagen es, mir auf Grund dessen zu trotzen?“

„Ja, mein Herr — denn das Gericht wird, so hoffe ich, die Zeugen des Verbrechens auffinden, die darthun werden, ob ich oder jener falsche Freund dasselbe verübt.“

Johannes überlegte einen Augenblick, dann sagte er, Leuthold scharf in's Auge fassend: „Ist jener falsche Freund vielleicht auch der Käufer der Fabrik in Unkenheim? Wie oder hatten Sie in Italien solchen Ueberfluß an dem, was Sie sich hier nicht zu verschaffen gewußt, an Freunden?“

Leuthold erbleichte auf's Neue und Johannes sah sogleich, daß seine Sonde in eine tiefe Wunde gedrungen. Er nützte schnell den Vortheil: „Ich denke, der Werkmeister von Unkenheim wird bei seiner Bekanntschaft mit Ihren italienischen „Freunden“ wohl

bald im Stande sein, den gewünschten Entlastungszeugen für Sie zu finden — und ich werde mich selbst bemühen, diese glückliche Lösung der Sache so rasch als möglich herbeizuführen.“ Er beobachtete Leuthold, der sich kaum aufrecht hielt. „Nun, mein Herr Gleißert, ich gebe Ihnen noch vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit, ob Sie eine Auseinandersetzung mit mir — oder den Behörden vorziehen. Wenn Sie sich bis morgen Abend nicht über das Vermögen des Fräuleins ausweisen und entweder das Vermögen selbst — oder falls es in der Unkenheimer Fabrik steckt, jede gesetzliche Garantie für dasselbe beibringen, so nimmt Ihr Schicksal seinen Lauf. Ich werde von dieser Stunde an Ihr Haus bewachen und die Nacht vor der Thür bleiben; Sie sind von jetzt an mein Gefangener, so wie Sie aber Miene machen, zu entfliehen, liefere ich Sie der Obrigkeit aus und wenn ich Sie mit meinen eigenen Händen vor den Richter schleppen müßte. Sie sehen, ich bin zum Aeußersten entschlossen, hoffen Sie nichts mehr, weder von meinem Schwachsinn — noch von Ihrem Scharfsinn. Denn selbst wenn das Unglaubliche geschähe und Ihnen das kostspielige Wagstück gelänge, irgend einen italienischen Gauner gegen gute Bezahlung zu erkaufen, daß

er den „falschen Freund“ vorstellte, Ihre Schuld auf sich nähme und Ihre Zuchthausstrafe absäße, selbst wenn der Notar nicht mehr lebte, der die Identität Ihrer Person, die Aufnahme der Acte nachweisen könnte — selbst dann wären Sie für die bürgerliche Gesellschaft unmöglich, denn Sie verfielen der Strafe des Briefdiebstahls!“

Leuthold zuckte zusammen.

„Die zwei gesunden Augen eines hiesigen Bauern würden Sie doch nicht Lügen strafen, die es mit angesehen, daß Sie in Ermangelung anderer Vergnügungen den Inhalt des hiesigen Briefkastens nächtlicher Weile zu Ihrer Lectüre wählten und das, was Sie besonders interessirte, für sich behielten!“ Johannes wandte sich an Ernestine: „Ich weiß nicht, mein Fräulein, ob Sie mir in dieser Zeit einmal schrieben — wenn Sie es aber gethan, so kennt Ihr Oheim den Brief besser als ich, der ihn nie erhielt. Jedenfalls ist diese kleine Geschichte, für die ich Zeugen habe, ein verhängnißvoller Beitrag zur Charakteristik Ihres Oheims. Sie aber, Herr Gleißert, werden nun begreifen, daß für Sie keine Rettung ist, wenn Sie die Bedingungen nicht erfüllen, unter denen allein ich dem Fräulein die Schande ersparen will, einen so nahen

Verwandten im Zuchthaus zu haben. Sie sind von allen Seiten umstellt, umzingelt von Ihren eigenen Verbrechen, Sie entkommen mir nicht mehr!"

Er schwieg. Leuthold saß bleich und stumm im Sessel. Ernestine sah mitleidig auf den zerschmetterten Mann herab. Dann blickte sie zu Johannes auf mit einem Ausdruck von Bewunderung, der an Furcht grenzte. „Sie sind, wie ich Sie immer gefunden, rechtschaffen, aber hart!"

„Hart? Nein wahrhaftig, die Strafe, die für diesen gewissenlosen Mann zu hart wäre, müßte erst ersonnen werden, — meine Phantasie ist nicht grausam genug dazu!" Er betrachtete Ernestinen mit tiefer Trauer. „Sie sind ermattet, sind der Ruhe bedürftig —" er erwartete eine Antwort — sie erfolgte nicht. Die sinkende Sonne warf ihre rothen Strahlen in das Zimmer. Ernestine stand stumm mit verschlungenen Armen, als wolle sie sich mit letzter Kraft in sich zusammenfassen. Leuthold hatte den Kopf in die Hand gestützt und regte sich nicht. Johannes nahm seinen Hut: „Leben Sie wohl, Ernestine! Gestatten Sie mir, daß ich morgen um diese Zeit wiederkehre, um mich nach den Entschlüssen Ihres Oheims zu erkundigen." Er trat ihr einen Schritt näher:

„Ich will Ihnen nicht lästig fallen, gönnen Sie mir diese Sorge für Ihr Schicksal, nur diese Sorge fordere ich noch als mein Freundesrecht — weiter nichts, gewiß — nichts weiter.“

„Nichts weiter —“ klang es bitter in Ernestinen nach und ohne ein Wort, einen Blick, nur mit einem kalten Neigen des Hauptes entließ sie ihn. „Er liebt mich nicht,“ sagte sie zu sich selbst und ihr Herz war wie in Eis getaucht. — Er sorgte für sie als Mann von Ehre, aber nicht als Liebender. Er wußte ja, daß sie ihm gut war, sie hatte es ihm ja nicht verhehlt, — er hatte das Hinderniß der Vereinigung in Gestalt seiner engherzigen Bedingungen zwischen sie und ihn gethürmt, er wußte, daß nur diese sie trennten und er verzichtete lieber auf Ernestinen als auf seinen Eigensinn?! Er forderte von ihr jedes Zugeständniß, ohne selbst das kleinste zu machen? Nein, der Oheim hatte Recht, er hatte sie nie geliebt. Wie konnte sie sich ihm jemals nähern ohne den Beweis, daß sie auch wirklich begehrt sei? Wie konnte sie sich durch die verlangten Opfer demüthigen mit dem furchtbaren Zweifel, er habe sie nur gefordert in der Ueberzeugung, sie werde sie nicht bringen? Das kleinste Entgegenkommen seinerseits, das leiseste

Zeichen, daß er, um sie zu besitzen, von dem Grundsatz abstehen wolle, der sie von ihm schied, hätte sie neu erwärmt und glücklich gemacht. Aber von heute an war keine Vereinigung mehr denkbar, es war vorbei.

Leuthold störte sie aus ihrem Sinnen auf. Er hatte während dessen das Zimmer verlassen und war mit einem Briefe zurückgekehrt. Er trat mit der Miene eines zum Tode Entschlossenen vor seine Nichte hin: „Lies das und dann zeige Dich mir in Deiner ganzen Größe!"

Ernestine entfaltete befremdet das Schreiben. Es war ein Brief des Werkmeisters vom Tag zuvor. Er enthielt in wenig Worten die Nachricht, daß die Gant erkannt und Leuthold zu Grunde gerichtet sei. Wenn er nicht schleunigst fliehe, so ereile ihn unvermeidlich die Strafe seines Verbrechens. Ernestine las und las wieder, sie schien nicht recht begreifen zu können. „Was bedeutet das?" fragte sie endlich.

„Das bedeutet, daß Möllner Recht hat, wenn er mich einen Fälscher, einen Dieb nennt."

„Oheim?!" rief Ernestine in tödtlichem Schreck.

„Die Kapitalien, die in der Unkenheimer Fabrik verloren gingen, waren die Deinen —" stöhnte Leuthold.

„So hast Du mich um mein Vermögen gebracht?“ fragte sie leise.

Leuthold stand da, ein Bild der Zerknirschung: „Ja!“

Er schwieg. Ernestine stieß einen dumpfen Schrei aus und trat von ihm zurück. Er schöpfte mühsam Athem und fuhr fort: „Jenem Manne konnte und wollte ich nichts bekennen. Es giebt nur eine Seele auf Erden, die groß genug ist, mir zu verzeihen und sie soll mich in meiner ganzen Schwäche sehen. — Ernestine, ich nannte Dir vorhin schon die Gründe der Liebe und Sorgfalt, die mich bestimmten, Dir Deine Mündigkeit zu verschweigen. Wenn ich in meinem Leben jemals gewissenhaft und uneigennützig handelte, so war es da. Glaubst Du mir das?“

„Ich will es glauben!“

„Ich ahnte nicht, in welch verhängnißvolle Versuchung ich mich dadurch führte. Die Folge meiner Handlungsweise in dieser Sache war die: Ich mußte das Kapital, welches Dir mit achtzehn Jahren zufiel, ohne Dein Wissen herausziehen und es eigenmächtig verwalten, wenn ich Dir nicht entdecken wollte, daß Du mündig seist. Ich entschloß mich dazu in der festen Absicht, nur für Dein Wohl zu sorgen. Ich

machte die Fälschung, damals noch nicht ahnend, welch' eine harte Strafe mir daraus erwachsen würde! — Monatelang hatte ich nun Dein Eigenthum in meiner Verwahrung und hütete es wie meinen Augapfel. Bis dahin war ich ein rechtschaffener Mann, wenn ich auch aus guter Absicht gegen den Wortlaut des Gesetzes gefehlt. — Jetzt, Ernestine, kam der Wendepunkt in meinem Leben und ich flehe Dich an, leihe dem furchtbaren Bekenntniß ein nachsichtiges Ohr. In jener Zeit machte der Bruder der Staatsräthin Möllner Bankerott und die Unkenheimer Fabrik ward unter den vortheilhaftesten Bedingungen zum Verkauf ausgeschrieben. Das war die Versuchung, der ich erlag. Kannst Du Dir denken, wie das Herz eines Geschäftsmannes an dem Unternehmen hängt, dem er lange vorgestanden, das im eigentlichen Sinne das Werk seines Geistes, seiner Hände ist? So erging es mir. Mit bitterem Schmerz hatte ich das blühende Geschäft, dem ich meine besten Jahre gewidmet, weggegeben, — und nun war es wieder frei. Unverstand und Unkenntniß hatten es herunter gebracht, — ich, der das Ganze kannte wie jede Falte seines Herzens — ich konnte es von Neuem die Höhe bringen, wenn ich die Mittel hatte, es zu kaufen. Ich widerstand lange.

Da erschien die Anzeige zum zweiten, zum dritten Mal. Ich sprach mit einem Geschäftsmann in Neapel darüber, von dem ich zufällig hörte, er reise nach Deutschland. Er bot mir an, den Kauf in meinem Namen abzuschließen, er redete mir zu. Die Gelegenheit war so günstig, das Kapital lag müßig in meiner Kasse — ich war so gewiß, es verdoppeln, meine und meines armen Kindes Zukunft sichern zu können; ich war so gewiß, daß Du mir es nicht zum Vorwurf machen würdest, wenn Du später erfuhrst, wie ich unterdessen Dein Geld wuchern ließ. Zehnmal stand ich auf Deiner Schwelle mit dem Entschluß, Dir Alles ehrlich zu sagen und Dich um die Erlaubniß zu bitten, über Dein Vermögen zu verfügen. Ich wußte ja, Du würdest es mir nicht verweigern. Aber die krankhafte Angst, Dich zu verlieren, sobald Du erführst, daß Du mündig seist — hielt mich immer wieder davon ab! Ich nahm das Kapital mit dem festen Vorsatz, es Dir einst auf Heller und Pfennig zurückzugeben! So weit die Geschichte meines Unrechts, nun die meines Unglücks! Was ich anfing, schlug mir fehl. Ich hatte die Fabrik mit bedeutenden Kosten vergrößert, da zeigten sich unvorhergesehene Terrain-Schwierigkeiten. Vorräthe, die ich theuer gekauft, sanken, noch

ehe sie verarbeitet waren, im Preise und ich mußte die Waare mit fünfzig Prozent Verlust absetzen. Dies und anderes Mißgeschick mehr traf mich Schlag auf Schlag. Es lag ein Fluch auf Allem, was ich ergriff — ich bekenne es, der Fluch der Selbstüberschätzung, — denn ich hätte einsehen sollen, daß ein tüchtiger Gelehrter eben kein Kaufmann ist und daß ich mit den technischen Kenntnissen, die ich als Chemiker erfolgreich in einem kleinem Unternehmen verwerthete, noch kein so großartiges Geschäft zu führen im Stande war. Was hilft nun alle Reue, alle Selbsterkenntniß? Die furchtbare Lehre, Ernestine, ist mit Deinem Vermögen bezahlt. Ich kann Dir nichts zurückgeben als das Reisegeld nach New-York — kann Dir keine Entschädigung bieten als die Rache, die ich durch dieses offene Geständniß in Deine Hand lege. Beschließe, verhänge nun über mich, was Du willst! Aus Deiner Hand will ich mein Schicksal empfangen — aus keiner sonst."

Der Heuchler sank wie zermalmt zu ihren Füßen und drückte ihre kalten Fingerspitzen an die Lippen.

„Oheim," begann Ernestine und ihre Stimme bebte: „Steh' auf! Es ist mir ein widerlicher Anblick, einen Menschen, den ich zu fürchten gewohnt war,

sich zu meinen Füßen winden zu sehen wie eine zertretene Schlange, deren Zuckungen mehr Abscheu als Mitleid hervorrufen. Steh auf, um aller Menschenwürde willen, steh auf!" Sie wandte sich von ihm, um ihn nicht mehr sehen zu müssen.

„Ernestine," rief Leuthold erschrocken, „Du bist von Stein!"

„Ich bin, wozu Du mich gemacht hast."

Er hatte eine andere Wirkung seiner Rede erwartet, er blickte mit Todesangst auf Ernestinen, die nochmals den Brief überflog und dann mit verhülltem Gesicht auf das Sopha sank.

„Ernestine, fasse Dich," rief er mit der ihm eigenen Frechheit, die immer wieder hinter der kriechenden Larve vorblickte: „Strafe mein Vergehen, räche Dich, wie Du willst, aber laß mich Dich nicht so klein sehen, um den schnöden Mammon zu verzweifeln!"

„Glaubst Du, gewissenloser Mann — ich klagte um den Mammon?" sprach Ernestine außer sich, aber würdevoll. „Hättest Du das Geld in ehrenhafter Weise von mir gefordert und durch Unglück eingebüßt, sterben würde ich eher, als Dich mit einer Thräne, einem Vorwurf kränken. Daß ich aber den einzigen Menschen, an den ich ein Anrecht habe, verachten

muß, daß Alles, was ich besaß, einem Verbrechen zum Opfer fallen mußte, das ist mehr, als meine Langmuth erträgt. Du weißt am Besten, was an dem todten Metalle hängt, das Du mir geraubt: Freiheit des Denkens und des Handelns, die edelsten Güter des Lebens. Um dieser Güter willen hast Du es mir genommen, denn Du bist kein Dieb, der nur Geld stiehlt. Du weißt auch, was sein Verlust für ein Weib bedeutet: Abhängigkeit, vielleicht Dienstbarkeit! O, Dienstbarkeit einer Seele, die sich keiner irdischen, keiner überirdischen Macht beugen wollte, die sich in ihrem Stolze als den Mittelpunkt einer selbstgeschaffenen Welt empfand; zur Maschine werden, die wahl- und fraglos den Willen Anderer vollführt! — Du ahnst den Tod, den ich in diesem Gedanken sterbe — und Du wagst es, mich zu schelten, daß ich klein genug sei, um den schnöden Mammon zu trauern? Sieh, ich vergesse auch in diesem furchtbaren Augenblick nicht, was Du seit meiner Kindheit an mir gethan, welch unermeßliche geistige Schätze Du mir für den irdischen gegeben, den Du mir nahmst. Und eingedenk dessen verzichte ich auf die Rache, die Du in meine Hand gelegt. Wenn Du Dich retten kannst, so thu's, aber fordere nicht auch

noch, daß ich mich zu der „Größe“ erhebe, Dir zu verzeihen!“

Leuthold athmete auf. Das war es ja nur, was er hören wollte, daß sie ihn nicht dem Gericht überantworte. Jetzt war für ihn das Schlimmste vorbei; wenn sie im ersten Augenblick des Zorns den Gedanken von sich wies, ihn seiner Strafe anheim zu geben, dann war sie bei ruhiger Fassung auch dahin zu bringen, seine Flucht zu unterstützen.

„Ernestine,“ sagte er nach einiger Ueberlegung: „Jedes Deiner Worte hat Kohlen auf mein fluchwürdiges Haupt gesammelt, selbst in Deinem gerechten Zorn warst Du noch edel und milde. Du willst mir gestatten zu fliehen. Aber kannst Du glauben, daß ich von hier fortginge ohne Dich? Daß ich es ertrüge, Dich in Armuth und Noth zu wissen, ohne für Dich sorgen und arbeiten zu können? Ich hätte Dich durch alle die langen Jahre mit der Aengstlichkeit einer Mutter gehütet, um Dich jetzt, wo Du meiner mehr denn je bedarfst, Deinem Schicksal preiszugeben? Mädchen, wenn Du das von mir denken könntest, es wäre ein schweres Unrecht!“ Ernestine blickte ihn überrascht an.

„Entweder Du fliehst mit mir — oder ich bleibe

und stehe meinem Geschick," sagte Leuthold mit heldenmüthiger Entschlossenheit.

Ernestine schrack zurück: „Ich mit Dir gehen? Nein, so tief kann ich mich nicht entwürdigen. Unsere Wege sind getrennt von dieser Stunde an."

Leuthold sah mit innerem Bangen ihren Abscheu. Er war verloren, beharrte sie bei dieser Weigerung. Denn wenn es ihm auch gelang, ohne sie zu entfliehen und Möllner für den Augenblick zu täuschen, so kam es doch sehr bald zu Tage, daß Ernestine ihres Vermögens beraubt, mittellos von ihm zurückgelassen war und der erbitterte Gegner würde ihn dann um so hartnäckiger verfolgt haben. Man hätte Ernestine gerichtlich vernommen und bei ihrer unerschütterlichen Wahrhaftigkeit war es sicher, daß sie ihn durch ihre Aussagen gänzlich blosstellte. Nur in seiner Nähe, unter seiner Obhut war sie unschädlich, nur mit ihr war er geborgen.

„Du hassest mich und das ist natürlich," sagte er. „Ich will mich nicht auf alle Opfer an Zeit und Kraft berufen, die ich Dir seit Deiner Kindheit gebracht, nicht auf alle Geduld, mit der ich Deine tausend Launen ertrug, noch auf die Liebe, mit der ich Dich trotzdem, daß Heim Dich aufgab, am Leben er-

halten und groß gezogen habe. Du hast ihrer vorhin erwähnt — und Du findest sie genügend belohnt durch den großmüthigen Entschluß, Deinen Oheim nicht in das Zuchthaus zu schicken; — Du mußt am Besten wissen, was sie Dir werth ist! — Aber, Ernestine, Du solltest mich wenigstens nicht mehr hassen, als Deinen Vater, dem Du längst verziehen, dessen Du stets so mitleidsvoll gedenkst, denn ich darf kühn die Augen aufschlagen und sprechen, ich habe edler an Dir gehandelt, als er. — Er war ein Trinker, eine zum Thier entartete, gemeine Natur. Er hat Dich nicht erzogen, ich hab's gethan. Er hat Dich kaum gekleidet, kaum ernährt, ich habe Dich mit Allem umgeben, was Dein Herz erfreuen konnte. Er hat Dich stets gehaßt, ich habe Dich von Klein auf geliebt. Du wirst Dich wohl erinnern, wie oft ich Dich vor seinen Mißhandlungen schützen mußte, und das einzige Mal, wo ich nicht zugegen, schlug er Dich fast todt. Er hätte nie als Vater für Deine Zukunft gesorgt, wenn er es nicht in der Angst über sein Vergehen an Dir gethan. — Das Vermögen, Ernestine, um welches ich Dich gebracht, hatte ich erworben, es war zu zwei Drittheilen sogar mein gesetzliches Eigenthum, es war der Lohn, den mir Dein Vater

für meine Dienste schuldete. — Er hat es Dir vermacht und ich fand mich schweigend darein. Ich verzichtete, ohne Dich nur je meine gerechten Ansprüche ahnen zu lassen. Ich trennte mich von meinem Kinde, damit es so erzogen werde, wie es seiner bescheidenen Zukunft angemessen war, — der beste Beweis, daß ich nie die Absicht hatte, Dein Eigenthum anzutasten. Ich forderte für alle diese Entsagung keinen anderen Lohn als den Genuß, den unermeßlichen Genuß, einen jungen Geist, wie noch keiner in einem Frauenkopf geboren war, zur vollen Entfaltung zu bringen. Du wirst mir das Zeugniß geben, daß ich Dich nichts Schlechtes gelehrt, daß ich Dir das Auge geöffnet für alles Gute und Schöne, daß ich Dir das Buch der Natur entziffern half, worin nichts steht als das Erhabenste, was der menschliche Geist zu fassen vermag. An dem Abscheu, mit dem Du Deinen tiefgesunkenen Lehrer betrachtest, magst Du erkennen, wie rein seine Lehren Dein Herz erhalten haben! Ich gebe Dir zu bedenken, Ernestine, ob dies Alles mir nicht wenigstens das gleiche Anrecht an Dein Mitleid erwirbt, wie das, welches Du Deinem Vater zugestehst?"

Ernestine hatte ihm mit steigender Bewegung und

Theilnahme zugehört. Sie begrub das Gesicht in die Kissen des Sophas und brach in Thränen aus.

Leuthold sah es mit Befriedigung, er wußte, daß ein Weib, welches weint, entwaffnet ist. Er fuhr fort: „Du überzeugtest mich, daß ich von Deinem Haß nichts zu fürchten brauche. Du hast es ausgesprochen, daß Du auf die Rache verzichtest und ein Charakter, wie der Deine, hält, was er verspricht. Aber, Ernestine, das genügt mir nicht. Ich finde nicht Ruhe für mein gefoltertes Bewußtsein, bevor Du mir gestattest, für Dein Schicksal zu sorgen. Laß mich doch wenigstens versuchen, mein Verbrechen zu sühnen, gönne mir diese einzige Erleichterung der Last, die mich zu Boden drückt — erbarme Dich und gönne dem Verbrecher die Buße, die ihn reinigen kann.“

„Was soll ich denn thun?“ fragte Ernestine mit gebrochener Stimme.

„Mit mir gehen, Kind, auf daß ich den Bissen Brod mit Dir theile, den ich erwerbe, auf daß ich Dir eine Stellung bereite, die Deiner würdig ist und die Du in Deutschland nimmer fändest. Du hast den glänzenden Contract nach New-York unterschrieben, Du kannst, darfst ihn jetzt nicht brechen, gerade jetzt, wo Dir eine Stellung nöthig ist, die Dich ernährt.

Es wäre Wahnsinn, die einzige Hülfe von Dir zu weisen, die sich Dir jetzt bietet und die Deinen hohen Eigenschaften angemessen ist. Du kannst aber der eingegangenen Verpflichtung nicht genügen ohne meinen Beistand. Du hast ein reiches Material, aber es hält nicht vor für den ganzen Cyclus von Vorlesungen. Du weißt am Besten, daß ich Dir bei jeder neuen Arbeit unentbehrlich bin; Du hast ja noch nicht ausstudirt, Du darfst Dir diesen Amerikanern gegenüber keine Blöße geben, um Alles nicht. Hasse mich denn, verachte mich, aber nimm wenigstens meinen Schutz auf der langen Fahrt nach New-York an und wenn wir dort sind; meine Hülfe, ohne welche Du mit Deinen Vorträgen nicht vor das Publikum treten könntest. Glaube mir, ich bin jeder Sentimentalität feind, aber es ist doch ein eigen Ding, einen Menschen, der einem nahe stand, zu begraben, bevor er todt ist; es wird Dir schwerer werden, als Du denkst. Man reißt sich nicht so rasch los von der Erinnerung an schöne Stunden, Tage, Jahre gemeinsamen Strebens und mit der Erinnerung wacht auch der Begrabene wieder auf und pocht an seinen Sargdeckel." Er hielt inne. Erneftinens kurzer rascher Athem verrieth den schweren Kampf ihrer Seele. End-

lich schüttelte sie das Haupt, sprang auf und schritt unschlüssig im Zimmer auf und nieder.

Leuthold fuhr fort: „Du kannst nicht anders, Du mußt mit mir gehen. Was bleibt Dir denn sonst übrig. Bedenke Dich einmal — was willst Du beginnen, wenn Du hier bleibst?“

„Ich weiß es nicht!“ murmelte sie düster vor sich hin.

„Du hast keinen Menschen hier, an den Du Dich wenden könntest — außer Möllner's —“

Ernestine besann sich: „Und den alten Heim!“

„Nun ja, Heim und Möllner's sind wie eine Familie. Sie würden sich natürlich gemeinsam Deiner annehmen. Für Heim wäre es ein hoher Triumph, daß Alles kam, wie er es voraus gesagt.“

Ernestine biß die Zähne übereinander.

„Du kannst nach dem, was vorgefallen ist, freilich sicher sein, von den Leuten eine Unterstützung zu bekommen, — vielleicht verschaffen sie Dir eine Gouvernantenstelle, wenn Du ihnen lästig wirst. Es frägt sich nur, ob Dich das nicht tiefer demüthigt, als wenn Du mit mir reisest. — Mein Himmel, Du mußt auf solch einem Schiff mit Manchem fahren, der kein gutes Gewissen hat und kannst ihn nicht nach

seinem Leumundszeugniß fragen. Laß Deinen Oheim auch darunter sein. — Ich werde Dich nicht belästigen, Dir nicht vor das Antlitz treten, wenn Du es nicht willst."

Er wartete auf Antwort. Ernestine sah brütend zur Erde.

„Oder willst Du nun nachträglich den zurückgewiesenen Antrag Möllner's annehmen, zur Frau Staatsräthin eilen und abbitten? Dann, fürchte ich nur, wird die kluge Frau sagen: „Aha, sie war übermüthig, so lange sie Geld hatte, jetzt hat sie keines mehr, drum wird sie demüthig und sucht unter Dach und Fach zu schlüpfen! Sieh, sieh die Spröde, wenn der Hunger kommt, geht sie nach Brod. Mit Hunger zähmt man wilde Thiere und starre Herzen, denn wenn der Magen leer ist, wird das Herz auch schwach.""

„Hör' auf, Oheim!" rief Ernestine schaudernd.

Leuthold ließ sich nicht unterbrechen, jetzt war er wieder ganz in seinem Element. „So würde die hochmüthige Frau Mama sagen, denn diese geistigen Aristokraten haben den Stolz der Uneigennützigkeit und fordern ihn auch von Andern. Und der Herr Professor? Der würde sich natürlich jetzt doppelt und dreifach verpflichtet glauben, Dich zu heirathen und die Hun-

gernde, Frierende an seinem Herde zu atzen und zu wärmen. Wenn aber dann der erste Rausch des Erbarmens vorüber wäre, was, Ernestine, würde er sich bei einiger Ueberlegung sagen?"

„Er würde sagen, sie wurde meine Gattin nicht aus Liebe, sondern aus Noth!"

„Folglich brauche ich sie nicht wieder zu lieben," ergänzte Leuthold.

„Und nicht zu achten!" schloß Ernestine, am ganzen Leibe zitternd. „Nein, nein, so darf es nicht kommen. So tief will ich nicht sinken. Der große, edle Mann soll mich nicht des Eigennutzes anklagen, die stolze mißtrauische Mutter soll mich nicht als Bettlerin auf ihrer Schwelle finden; lieber im Meere untergehen!" Sie näherte sich Leuthold, ihr Athem flog, ihre Pulse fieberten: „Oheim, Du hast mein Lebensglück vernichtet, — rette, o rette mir das Einzige, was mir blieb, die Achtung vor mir selbst."

„So komm mit! — Erst wenn das Weltmeer zwischen Dir und diesen Menschen liegt, bist Du sicher vor der eigenen Schwäche."

Ernestine ließ ermattet die Arme sinken. „Wohlan denn, Du hast gesiegt."



Neuntes Capitel.

Wissenschaft und Glaube.

Der grauende Tag suchte vergebens, die Schleier zu lüften, welche die regnerische Nacht auf Berg und Thal zurückgelassen. Es war einer der Morgen, wo sich der alternde Sommer gleich einer verblühenden Schönen, die spät aufgestanden und sich unbelauscht glaubt, in seiner ganzen Herbstlichkeit zeigte. Die aufgehende Sonne verkroch sich immer wieder bleich und frostig hinter den naßkalten Nebeln und die Büsche trieften, man könnte sagen, von Thränen des Unmuths! Unmuthig schüttelte auch der bleiche Wächter, der die ganze Nacht hindurch das Schloß umschritten hatte, die Nässe aus seinem Mantel. Er schauerte, übernächtig, wie er war, in den feuchten Kleidern und sah nach der Gegend des Schulhauses zu, ob nicht die Ablösung komme.

Er brauchte nicht mehr lange zu warten. Bald tauchte die kräftige Gestalt eines jungen Mannes auf, der rüstig voran schritt. Langsam und schläfrig schlug jetzt die Uhr der Dorfkirche halb Fünf.

„Auf die Minute," rief der Aeltere dem Jüngling entgegen. „Das nenn' ich pünktlich."

„Gott zum Gruße!" sagte Walter. „Brr, 's ist frisch! Sie müssen tüchtig gefroren haben."

„Nicht mehr als der Waidmann auf dem Anstand," erwiderte Johannes, „dem macht die Jagdlust warm. In mir hat's gekocht und gebrannt vor Begierde nach dem Raubthier da oben. O Walter, ich bin sonst gelassen und nicht leicht aufzubringen. Wenn aber dieser Mensch heute Nacht ausgebrochen und in meine Hände gefallen wäre, ich weiß nicht, ob ich ihn mit heiler Haut auf's Gericht gebracht hätte."

„Ich nehm's Ihnen nicht übel," lachte Walter, „ich wünschte mir auch nichts mehr, als mich einmal an dem Hallunken satt zu prügeln. Wie haben Sie denn nur die Nacht durchgemacht, konnten Sie wenigstens sitzen?"

„Ich hatte keine Ruhe dazu, auch war die Bank an der Thür so feucht. Aber jetzt spüre ich's in allen Gliedern."

„Na, eilen Sie nun nur, daß Sie in's Trockene kommen. Vater erwartet Sie mit Ungeduld, er ist schon auf und die Mutter hat Ihnen einen starken Kaffee gekocht."

„Ihr guten Menschen," sagte Johannes gerührt. „Ach, Walter, ich bin recht beängstigt. Bis Mitternacht war Gleißert bei Ernestinen. Dort von dem Hügel aus konnte ich durch das Fenster ihre Köpfe sehen. Sie schienen eifrig zu sprechen und gingen auf und nieder, gerade als ob sie packten. Walter, wenn ich es erleben müßte, daß sie dennoch . . ."

„Ach beunruhigen Sie sich nicht, das ist rein unmöglich nach den Aufschlüssen, die Sie ihr gaben . . ."

„Wie kann sie nach eben den Aufschlüssen diesen Menschen noch stundenlang um sich dulden? Wie kann sie noch zehn Minuten die Luft eines Zimmers mit ihm theilen?"

„Hm, es wäre doch unglaublich. Na, dem möge nun sein, wie ihm wolle, wir können jetzt nichts Anderes thun, als abwarten und aufpassen. Letzteres will ich redlich! Machen Sie jetzt, daß Sie sich ein paar Stunden ausruhen, damit Sie mich zur Schulzeit wieder ablösen können. Hätten Sie mich nur diese Nacht für Sie wachen lassen, mir wäre er so wenig entkommen wie Ihnen!"

„Es ist genug, wenn Sie mir den langen Tag erleichtern. Also auf Wiedersehen, gegen acht Uhr bin ich da.“ Mit diesen Worten ging Johannes schweren und müden Schrittes dem Schulhause zu. Als er in die niedere, noch halbdunkle Stube eintrat, stand schon die dampfende Kaffeekanne auf dem Tische. Frau Leonhardt hatte ihn kommen sehen und Alles schnell gerüstet.

Herr Leonhardt saß wie immer auf der Ofenbank und streckte dem Eintretenden die Hand entgegen. „Gott zum Gruße, lieber Herr!“ sagte er besorgt. „Wie ist Ihnen nach dem ungewohnten Nachtwächterdienst?“

„Leidlich, mein alter Freund!“ erwiderte Johannes. „Aber ich kann nicht leugnen, daß sich seit heute meine Achtung für die ehrsame Gilde der Nachtwächter bedeutend erhöht hat. — Danke, danke, Frau Leonhardt, ich bin nicht im Stande, etwas zu essen.“

„O, Sie können doch den Kaffee nicht so leer trinken,“ klagte die Frau.

„Mutter, nöthige nicht, es schickt sich ja nicht mehr.“

„Ach, aber einen Bissen Mürbes in den nüchternen Magen hinein, wäre doch gut,“ flehte die alte

Frau. „Na, wenn Sie nicht wollen — Sie sehen, es ist da!"

„Ja, liebe Frau Leonhardt, ich sehe es," versicherte Johannes, mit einem lächelnden Blick auf den großen Korb voll Backwerk.

„Sie müssen nur wissen, daß meine Brigitte die halbe Nacht auf war, um Frühstücksbrod für Sie zu bereiten, weil man um diese Zeit noch nichts Frisches haben kann. Sie wollte Ihnen auch ihrerseits eine Ehre anthun. Und nun genießen Sie nichts davon. Das ist doch hart."

„Geh' Alter, wie kannst Du nur so ausplaudern. Du bringst einen ja ganz in Verlegenheit!"

„Liebe Frau, der Herr Professor ist einer von den Menschen, die solch einen kleinen rührenden Zug wohl zu schätzen wissen; sonst hätte ich es ihm nicht gesagt. Du thust eben, was Du kannst, aber Du thust es doch."

„Ja wahrhaftig," rief Johannes und faßte die Hand der Schulmeisterin, „das ist so ächte liebe Frauenart! Die schätze ich, wo ich sie immer finde. Und nun soll mir's auch schmecken."

Und er zwang sich, zu essen, damit die alte Frau doch nicht vergebens den Schlaf von ihren müden Augen abgehalten hatte.

„Du lieber Gott,“ meinte Brigitte, „wenn das Fräulein geahnt hätte, daß Sie da unten in der kalten feuchten Nacht herumwanderten, es hätte sie doch recht erbarmen müssen.“

„Das Fräulein kennt kein Erbarmen, meine liebe Frau Leonhardt,“ erwiderte Johannes bitter.

Der alte Herr legte seine Hand begütigend auf Johannes' Schulter. „Das meinen Sie selbst nicht. Sie haben das Fräulein viel zu lieb, um so schlimm von ihr zu denken. Es ist jetzt nur der Unmuth, der aus Ihnen spricht. Wenn Sie doch nur so klar in diese große Seele sehen wollten, wie ich, der von keiner Leidenschaft geblendet ist. Es klingt wohl seltsam, wenn ich vom Sehen spreche und dennoch muß ich es sagen.“

„Aber, Vater Leonhardt, wer leugnet denn, daß Ernestine ein hohes edles Wesen ist? Würde ich das Alles für sie thun, wenn ich sie dessen nicht werth fände, auch nachdem sie mich von sich stieß? Wenn Sie aber gestern in dies unbewegliche steinerne Antlitz geblickt hätten, wie ich, Sie hätten auch, wie ich, gefragt, ob dieses junge Geschöpf ein Herz in der Brust trage.“

„Ja, sicher, sicher hat sie eines,“ betheuerte der

Greis „Aber wissen Sie, Herr Professor, ihr Herz hat bisher seine Nahrung nur mittelbar durch den Geist empfangen. Sie hatte ja nichts, was sie lieben konnte, als ihre Ideen. Menschen kannte sie nicht. Was Wunder, wenn sie glaubt, nur da lieben zu dürfen, wo ihr Verstand „Amen“ sagt? Bei Ihnen kann er dies nicht sagen — Sie sind ihm in Allem entgegengetreten, was er für das Rechte hält, also muß er Sie anfeinden und das junge unterdrückte Herz muß sich still dabei verhalten. — Ernestinens Denken ist eben das eines gereiften Mannes, aber ihre Empfindung so unentwickelt, wie die eines fünfzehnjährigen Mädchens. Daraus können sich nur unlösbare Widersprüche ergeben. Lassen Sie diesem unbewußten Fühlen nur Zeit, zu erstarken und schrecken Sie es nicht durch Kälte zurück, dann werden Sie sehen, ob es nicht plötzlich seine Rechte gegenüber dem Geiste geltend macht. Ich möchte fast sagen, sie ist eine Art Kaspar Hauser in der Welt des Gefühls. Sie kann sich noch nicht darin zurecht finden. Da bedarf es denn eines geduldigen Lehrers und der werden Sie sein, deß bin ich gewiß! Setzen Sie nur Alles daran, daß sie nicht nach Amerika geht, sonst ist sie uns so gut wie gestorben.“

„Darauf verlassen Sie sich, treuer und weiser Freund!“ rief Johannes und ein eiserner Wille malte sich in seinem müden Antlitz. „Nicht mir, sich selbst will ich sie ja retten!“

„Wenn Sie mit Frühstücken fertig sind, sollten Sie aber ein wenig ruhen,“ meinte Leonhardt; „meine Frau hat ein Bett für Sie gerüstet.“

„Das nehme ich dankbar an,“ erwiderte Johannes, „denn ich bin erschöpft und habe voraussichtlich noch einen schweren Tag vor mir.“

„So kommen Sie, ich will Sie in Ihr Zimmer führen,“ sagte der Greis und lächelte. „Ja, ja, nun führt auch einmal der Blinde den Sehenden.“ Und er tastete sich, Johannes voran, durch das Zimmer. „Folgen Sie mir nur, in diesem kleinen Hause kenne ich Wege und Stege.“

So gingen die Beiden miteinander in den oberen Stock, wo Herr Leonhardt eine Thür öffnete und Johannes eintreten ließ. „Ich hoffe, es wird Alles in der Ordnung sein,“ sagte er und fuhr mit den zitternden Händen prüfend über das hochaufgeschüttelte Federbett hin. Dann nickte er zufrieden: „Nun legen Sie sich, ich gehe nicht eher fort, als bis Sie liegen.“

Johannes warf die triefenden Kleider ab und that, wie ihm geheißen. Der Greis griff nach der Decke und zog sie Johannes bis an den Hals hinauf. Dann tappte er noch ein paar Mal darauf herum, ob auch der liebe Gäst recht wohl gebettet und geborgen sei. „Nun schlummern Sie, Sie können es brauchen," sagte er beruhigt und tastete sich leise wieder hinaus.

„Dank, tausend Dank, Vater Leonhardt," rief ihm Johannes nach. Er hörte noch, wie der Greis langsam und behutsam den Gang hinschlürfte und die Treppe hinunterstieg. Die Augen fielen ihm zu. Er hörte immer die Worte der Schulmeisterin: „Wenn das Fräulein geahnt hätte, daß Sie in der kalten feuchten Nacht ..." Sie wußte es ja, sie brauchte es nicht erst zu ahnen, er hatte es deutlich genug gesagt, als er bei ihr war. Und sie hatte nicht einmal ein Fenster geöffnet, nicht einmal nach ihm ausgeschaut. Aber nein, sie kam ja selbst — da, da — die Thür ward leise aufgemacht, war der Oheim dabei? Nein, sie — ganz allein. „Komm," flüsterte sie, „Du frierst, o komm, ich will Dich wärmen." Und sie nahm seine Hände und hauchte hinein und rieb sie. „Willst Du nicht mit mir in die Hausflur tre-

ten?" frug sie; „Du kannst ja da auch auf den Oheim lauern und stehst doch im Trockenen und ich bleibe bei Dir und gehe nie, nie wieder von Dir." — „Ernestine!" rief Johannes und wollte sie umfangen. Von der raschen Bewegung erwachte er und fand sich allein. Er mochte kaum eine Viertelstunde geschlummert haben und doch konnte er nicht wieder einschlafen. Eine Zeit lang blieb er ruhend liegen, dann litt es ihn nicht mehr im Bette und er erhob sich, um dem entscheidenden Tag, der ihn erwartete, entgegenzugehen.

* *
*

Es war Abend geworden. Wie Tags zuvor saß Ernestine an ihrem Schreibtisch, aber heute war er leer, sein Inhalt gepackt, die Kiste, die sich gestern so langsam füllte, stand verschlossen und reisefertig da. Ernestine hatte müßig die Hände im Schooß und hörte mit einer Abspannung, die an Stumpfheit grenzte, zu, wie der Oheim der weinenden Willmers die Preise bezeichnete, welche sie nach seiner und des Fräuleins Abreise für die Einrichtung des Hauses fordern dürfe.

„Die physiologischen Werke und Apparate habe ich dem Schullehrersohn Walter zugedacht," sagte sie.

„Was?" rief Leuthold. „Einen Werth von nahezu tausend Thalern willst Du verschenken?" er hielt mit

einem Blick auf die Willmers inne. Diese war taktvoll genug, sich zu entfernen. „Jetzt, wo wir Bettler sind," fuhr er fort, „wirfst Du das Geld zum Fenster hinaus?"

„Die tausend Thaler, welche die Sachen werth sind, schützen mich kaum vor Hunger, dem jungen Manne aber werden sie eine Zukunft gründen. Er ist ein Talent, das nicht untergehen darf — und das ich retten kann, indem ich ihm das Material zu seiner Fortbildung gebe."

„Ist es denn möglich? Hast Du die Pflicht, jedes verkommene Genie zu unterstützen?"

„Oheim!" sagte Ernestine mit schneidender Kälte, „ich ersuche Dich, mir Deine Ansichten über mein Thun zu ersparen. Die Gewohnheit, sich beherrschen zu lassen, legt sich, wie es scheint, leichter ab, als die zu beherrschen. Ich meinerseits habe seit gestern die meine von mir geworfen, wie ein Kleid. Es wäre gut, Du thätest das Gleiche."

„Nun, einen Rath glaubte ich mir noch erlauben zu dürfen." bemerkte Leuthold.

„Ich werde Dich darum bitten, wenn ich eines solchen bedarf. Für diese Sache wird es Dir wohl genügen, wenn ich sage: Ich will es so!"

Leuthold betrachtete die starre Gestalt mit einer Mischung von Furcht und Haß und dachte bei sich: „Wenn ich Dich nur erst über dem Meere und in meiner Gewalt habe, dann sollst Du büßen für alle Martern, die ich um Deinetwillen ertragen mußte, — schwer büßen!“

Und geschäftig malte ihm sein rastloser Geist die Rache aus, die er in jener fremden Welt an ihr üben konnte. Ein häßliches Lächeln spielte um seine Lippen, als er an das Elend dachte, dem er diese stolze Natur entgegenschleppte. „Sie wird verkommen, langsam, unrettbar verkommen!“ frohlockte es in ihm.

Erneſtine erhob sich. „Wir haben nur noch einige Stunden bis zur Abfahrt,“ sagte sie. „Ich muß sicher sein, daß mein Wille vollzogen wird.“

Sie schritt in ihr Laboratorium und verpackte, so gut sie konnte, die Apparate, die sie Walter zugedacht hatte. Dann nahm sie der Willmers den Brief an Leonhardt noch einmal ab, dem sie noch die Zeilen hinzufügte: „Was auch kommen möge, — bewahrt mir diese Gegenstände und Bücher wie ein Heiligthum. Erhaltet sie mir, indem Ihr sagt, sie seien Euer, — sonst werden sie Euch und mir entrissen.“

So wußte sie ihr Geschenk auf alle Fälle vor

gerichtlicher Beschlagnahme sicher. Sie kannte Leonhardt zu gut, um nicht zu wissen, daß dieser die Sachen nur behalten werde, wenn er glaube, sie für Ernestine zu bewahren. — Dann ließ sie Diener kommen und befahl ihnen, die Kisten mit dem Briefe in das Schulhaus zu schaffen. Als diese mit ihrer Last abgefertigt waren, ging sie in die Bibliothek und schickte sich an, auch die Bücher auszuwählen, die Walter haben sollte. Da eilte Leuthold herbei: „Möllner kommt auf die Thür zu. Nun, Ernestine, nun nimm Dich zusammen!“ Die Zähne schlugen ihm aufeinander, so rüttelte ihn die Angst. „Sei stark, Ernestine, ein Menschenleben steht auf dem Spiele. Wenn Du mich nicht vor Möllners Rache und dem Gesetz rettest, bin ich des Todes! Beim Haupte meines Kindes, das mir das Heiligste ist, schwör' ich Dir, ich begehe einen Selbstmord, ehe ich mich in die Züchtlingsjacke stecken lasse, danach richte Dich!“

Ernestine sah ihn entsetzt an. Diesmal sprach er die Wahrheit. Nackte, blasse Verzweiflung stierte ihr aus dem verzerrten Gesicht entgegen.

„Oheim,“ rief sie, „fasse Dich! Ich werde Dich nicht zum Selbstmord treiben. Meine Hand darauf, mein Entschluß ist unerschütterlich. Willst Du nicht zugegen sein?“

„Nein, das wäre vom Uebel. Ich will indessen Alles zur Abfahrt rüsten, damit wir nachher durch nichts aufgehalten sind. Also vergiß nur nicht: Wir haben uns verglichen, hörst Du? Wirst Du das sagen?“

„Mein Wort darauf.“

„Ich will gehen, ich will ihm nicht in die Hände laufen. Gesegnet sei Deine Zunge für jedes gute Wort, verflucht sei sie, wenn sie mich im Stiche läßt!“

Er eilte hinweg und Ernestine blickte ihm bebend nach. Ein Menschenleben hing an ihrer Zunge, ein Fluch sollte sie treffen, wenn sie ein unbesonnenes Wort sprach. Sie stand allein, hülflos dieser furchtbaren Verantwortung gegenüber, ein junges unerfahrenes Geschöpf, das kaum für sich selbst eine Verantwortung tragen konnte. Sie spannte ihre letzten Kräfte zum Zerreißen an, um der entsetzlichen Aufgabe zu genügen, unter deren Wucht sie fast zusammenbrach.

Da trat der Gefürchtete ein.

„Verzeihen Sie, Ernestine,“ sagte er, „daß ich ohne Anmeldung komme. Die Willmers wies mich hierher. Es ist jetzt nicht mehr Zeit zu leeren Formen. Gehandelt muß werden — und, wenn es sein muß, gekämpft um Leben und Tod! Ich sehe soeben,

daß Sie Kisten zu Leonhardt schaffen lassen, ich eile herauf und erfahre durch die treue Willmers, daß Sie gehen — wirklich mit Ihrem Oheim gehen wollen. Ernestine, ich habe keine Worte für den Schmerz, der in diesem Augenblick mein Inneres zerreißt. Ich habe es ertragen, als Sie meine Werbung abwiesen; ich konnte Sie dennoch lieben, — aber Sie nicht mehr liebenswerth zu finden, das, Ernestine, ertrüge ich nicht!"

„Und was würde mich denn in Ihren Augen so tief herabsetzen?" fragte Ernestine mit beleidigtem Stolz.

„Daß Sie sich nicht von einem Bösewicht trennen, wie vom Bösen selbst, — daß Sie den Gedanken ertragen, mit einem vor Gott und Menschen Geächteten in die Welt hinauszuziehen auf immer, daß Sie nicht genug Abscheu vor dem Verbrechen haben, um einen Verbrecher zu meiden, wie jeder sittlich fühlende Mensch es thut. O, Ernestine, ich kann es noch immer nicht glauben. Wenn ich das an Ihnen erleben müßte — ich möchte es nicht überleben."

„Er hat sich vor mir zu entschuldigen vermocht," sprach Ernestine, im Tiefsten verletzt. „Er hat mich überzeugt, daß man keinen Menschen ungehört ver-

dammen darf. Ich fühle mich nicht so vollkommen und unfehlbar, daß ich es wagte, zu richten und zu verurtheilen. Das überlasse ich Größeren und Stärkeren, als ich es bin. Wohl ist das Band, welches zwischen ihm und mir bestand, zerrissen, aber ich habe den gleichen Weg zu gehen, wie er, — ich kann ihm nicht wehren, sich mir auf der gemeinsamen Straße zu gesellen."

„Und fürchten Sie die Schande nicht, welche Sie treffen kann, im Verein mit einem dem Gesetz Verfallenen?"

„Das Gesetz hat kein Recht mehr an ihn. Er hat mir genügende Rechenschaft über mein Vermögen gegeben — ich bin befriedigt und darauf kommt es ja doch wohl allein an."

„Mein Gott — hat er Ihnen denn irgend eine Bürgschaft geleistet? Sie sind so unerfahren in solchen Dingen, er wird Sie wieder betrügen. Sagen Sie mir nur wenigstens, was er Ihnen geboten hat?"

Ernestine richtete sich hoch auf. Die Angst schnürte ihr die Kehle zu und um sie zu verbergen, gab sie sich ein noch kälteres, strengeres Ansehen als gewöhnlich: „Wenn ich Ihnen sage, ich bin zufrieden, so denke ich, können Sie sich dabei beruhigen."

„Ernestine," rief Johannes, „in welchem Tone sprichst Du mit mir? Ich handle und denke nur für Dich, für Dein Wohl — und Du trittst mir entgegen wie einem Feinde?"

„Was Sie für mich thaten und thun, erkenne ich an und danke Ihnen für Ihre gute Absicht. Nun aber, mein Freund, bitte ich Sie, mir die Sorge für mein Schicksal selbst zu überlassen — ich fühle mich derselben vollkommen gewachsen."

„Und ich sage Ihnen Ernestine, daß ich Sie von dem Abgrund wegreißen werde, an dem Sie schweben, ob Sie wollen oder nicht. Vorerst werde ich Ihren Reisegefährten in Sicherheit bringen. Er hat mir nicht die geforderten Garantieen für Ihr Eigenthum beigebracht, die Frist, die ich ihm steckte, ist verflossen — die vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit sind um." Er wandte sich nach der Thür.

„Johannes, was wollen Sie thun?" rief Ernestine.

„Ihn seinem Richter übergeben."

Ernestine stellte sich vor die Thür: „Das werden Sie nicht thun!"

„Und weshalb nicht?"

„Sie werden mich nicht rächen wollen, wo ich verziehen habe. Sie werden sich nicht so weit in

mein Schicksal eindrängen, daß Sie es mir unmöglich machen, ein Unrecht, das an mir begangen, zu strafen oder zu begnadigen, wie es mir gefällt. Es ist meine Angelegenheit, die Sie da in die Oeffentlichkeit bringen wollen, und ich fordere das Recht, meine Geheimnisse nach Gutdünken wahren oder preisgeben zu dürfen. — Seit wann ist es erhört, daß ein Fremder — ja, ich sage ein Fremder, in das Leben zweier Menschen handelnd eingreift wie ein Abgesandter der heiligen Vehme?"

„Ernestine!" schrie Johannes auf.

„Ich wiederhole es," fuhr sie fort: „Ich erkenne Ihre gute Meinung. Aber die beste Absicht wird zur Gewaltthat, wenn sie einem bewußten Wesen das Recht der freien Selbstbestimmung streitig macht. Auf diesem heiligsten aller Rechte beharre ich, indem ich Ihnen jede fernere Einmischung in mein Schicksal verbiete, und da meines Oheims Loos so eng mit dem meinigen verknüpft ist, daß Sie mich in ihm treffen, so hoffe ich, Sie werden Ritterlichkeit genug besitzen, um von seiner Verfolgung abzustehen." Sie lehnte sich, einer Ohnmacht nahe, an den Thürpfosten.

„Ernestine," erwiderte Johannes, sich gewaltsam fassend, „Sie stellen meine Geduld auf eine harte

Probe. Doch immer noch vergebe ich Ihnen, denn — Sie sind eben ein Weib!" Ernestine fuhr auf bei diesem Wort. Er machte eine abwehrende Bewegung: „Sie sind ein Weib, leicht bestimmbar, leicht zu täuschen — und Ihr Oheim hat das zu nützen gewußt. — Sie ahnen immer noch nicht, was Sie thun, wenn Sie sich diesem Schurken anheimgeben. Ich glaubte Ihnen gestern die Augen geöffnet zu haben, aber ich beging einen Fehler, ich machte Sie sehend, aber ich lehrte Sie nicht begreifen, was Sie sahen. Ich will es nachholen, will das Letzte versuchen und Ihnen sagen, was die Beweggründe zu der Handlungsweise Ihres Oheims waren."

„Ich theilte Ihnen bereits mit," erwiderte Ernestine, „daß ich diese kenne, ich bedarf keiner weiteren Erklärung. Er hat gefehlt, schwer gefehlt, wer will es leugnen? Er selbst nicht! Aber er hat sich mir gewidmet mit einer Hingebung, wie sie wohl selten ist in unserer Welt des Egoismus. Er hat für mich gelebt, seit ich denken kann und alle seine Vergehen entsprangen der Sorge, mich zu verlieren. Sie mögen das unglaublich finden — weil Sie von Ihrem Standpunkte aus nicht begreifen werden, wie ein Mann in dem Interesse für einen weiblichen Geist

aufgehen kann. Ihnen erscheint ein Leben, welches sich nur auf den geistigen Verkehr mit einer Frau beschränkt, als eine Unmöglichkeit; deshalb bezüchtigen Sie den Mann, der ein solches jedem andern vorzieht, der Falschheit. Ich weiß daher Alles, was Sie mir zu sagen haben können, und verzichte darauf, es zu hören."

„Ernestine," rief Johannes empört, „Sie werden mich hören oder, so wahr Gott mir helfe — ich kenne Sie nicht mehr von dieser Stunde an!"

Er schwieg einen Augenblick. Ernestine hatte betroffen die Wimper gesenkt und schien des Weiteren zu harren.

„Ja denn, ja — Sie haben vollkommen Recht: Es erscheint mir als eine Unmöglichkeit, daß ein Mann den einzigen Schwerpunkt seines Daseins in die Erziehung einer Frau verlege. Ich bin ein Mensch, der zu lieben vermag, wie Einer, — Sie wissen, daß ich Sie liebe, und wenn ich Sie besäße, ich würde Sie anbeten, würde Ihnen gehören mit Leib und Seele, treu und unwandelbar bis an mein Ende. Aber in der Liebe zu Ihnen aufgehen, mit all' meinen Interessen und Lebenspflichten, in dem süßen Müßiggang mit Ihnen erschlaffen für jede männliche Be-

rufsthätigkeit — das würde ich nicht, wie wahr und heiß ich Sie auch liebe. Das ist Sache der Frau, nicht des Mannes, der neben seinen persönlichen, auch Pflichten für die Oeffentlichkeit hat. Einem Manne, der aus bloßer Verwandtenliebe ein solches Leben zu führen vorgiebt, dem glaube ich nicht. Er hat irgend einen Sonderzweck dabei und ich werde Ihnen beweisen, daß der Ihres Oheims ein nichtswürdiger war, daß er, um ihn zu erreichen, Verbrechen an Ihnen beging, die nur Gott zu bestrafen vermag. Er ist ein Erbschleicher — ein Mörder an Leib und Seele. Halten Sie sich noch wenige Augenblicke ruhig, — ich werde diese furchtbare Anklage begründen. Der Diebstahl, den er an Ihrem Vermögen verübt, war das Ziel, das er verfolgte, seit er Ihr Vormund ist. Der Besitz dieses Vermögens scheint die Fixeidee seines Lebens zu sein, denn er ließ es sich von Ihrem Vater testamentarisch verschreiben und gönnte Ihnen trotz seiner Zärtlichkeit nichts als das gesetzliche Pflichttheil. Heim brachte Ihren Vater dazu, das Testament umzustoßen und Sie wieder in Ihre Rechte einzusetzen. Er verfuhr dabei nicht energisch genug, denn das Document ließ den Wünschen des Betrügers noch immer zu viel Raum. Er wollte

um jeden Preis das Verlorene wieder gewinnen und die Verhältnisse waren diesem Streben günstig. Ihr Vater hat, wie Sie aus der Abschrift ersehen können, in seinem Testament die Bestimmung getroffen, daß, wenn Sie unverheirathet sterben, Ihr ganzes Vermögen an Gleißert oder dessen Kinder fallen müsse. Als Ihr Vater verschied, standen Leuthold's Sachen günstig, denn die kleine Ernestine war ein so zartes, kränkliches Kind, daß er sich in der süßen Gewißheit wiegte, der schwache Lebensfaden, an dem sein Erbe hing, werde baldigst reißen und das Letztere ihm in den Schooß fallen. Da spielte ihm die kleine, stille Ernestine den verteufelten Streich, sich zu erholen und zu gedeihen. Körper und Geist erstarkten gleich rasch bei dem ungewöhnlichen Kinde; die Hoffnung auf sein Ende rückte immer weiter hinaus, aber die Hoffnung auf sein Geld ließ sich nicht so leicht aufgeben. War das Erbe unsicher, so wollte man sich wenigstens der Person versichern, an welcher es hing und Sie, Ernestine, vor allen Dingen vom Heirathen abhalten, weil Ihrem Oheim ja das Kapital nur zufiel, wenn Sie ledig starben. Sie mußten also von der Welt abgesperrt und, damit Sie dieselbe nicht vermißten, Ihrem umfänglichen Geiste eine andere, eine Gedanken-

welt erschlossen werden. Deshalb verschwieg er Ihnen so ängstlich, daß Sie mündig sind, damit es Ihnen nicht einfiel, sich von dem Druck Ihres strengen Gewahrsams befreien und unter Menschen gehen zu wollen. — Dies war der Plan, nach dem Sie gebildet wurden, dies der Grund für die zärtliche Sorgfalt Ihres Oheims. Die Zeit und Mühe, die es ihn kostete, rechnete er zum Geschäft, sie war durch die Aussicht auf ein Vermögen von neunzigtausend Thalern und sonstige Nebenvortheile reichlich aufgewogen; in keinem Falle hätte ihm eine deutsche Professur ein so ergiebiges Einkommen gesichert. Dies ist freilich nur Erbschleicherei. Aber nun zur Anklage des Mordes! Ich verstehe darunter keinen Mord mit Gift und Dolch, einen solchen traue ich Gleißert nicht zu, dazu ist er zu feige und zu klug, aber er bediente sich eines Giftes, welches, wenn es auch nicht so rasch wirkte wie Arsenik, doch den Vortheil hatte, daß kein Chemiker es nachweisen, kein Richter seinen Gebrauch bestrafen konnte: Er wollte den Leib durch den Geist vernichten! Er wußte in Ihrer leidenschaftlichen Seele einen Ehrgeiz zu entfachen, der keine Anstrengung achtete, der in brennender Begierde, in fieberhafter Hast vorwärts strebte, unbekümmert,

ob die physischen Kräfte Schritt halten könnten oder nicht. — O, der Plan war fein und dennoch gab es zwei gesunde Augen, die ihn durchschauten. — Es ist richtig, er stand nicht als strenger Schulmeister mit der Ruthe hinter Ihnen, Sie anzutreiben, er zwang Sie nicht, Ihre Nächte zu durchwachen und sich die einzige Erholung zu versagen, die Ihre zerrütteten Nerven stärken konnte, den Schlaf, aber er wußte dafür zu sorgen, daß Sie es freiwillig thaten. Er sah Sie kränkeln und wollte es nicht bemerken. Er wollte Sie nicht umbringen, aber er drückte Ihnen das Gift in die Hand, womit Sie es selbst thun konnten, und als Ihre natürliche Lebenslust nach Hülfe verlangte, da verbot er Ihnen, den Arzt zu rufen, aus Furcht, dieser könnte Sie durch ein Gegengift retten! So hat er Sie wissentlich, willentlich hinsiechen lassen — und nun schleppt er Sie nach Amerika, um Sie dort zu begraben! Dies zur Begründung der Anklage auf physischen Mord! Nun zu der des Seelenmordes: Ich sagte vorhin, Ihr Oheim habe Sie von der Welt abgesperrt, um sicher zu sein, daß Sie sich nicht verheiratheten. Wodurch aber that er das? Dadurch, daß er Sie zu einem Gegenstand des Schreckens für die Gesellschaft machte

und so diese von Ihnen abhielt; daß er außerdem Ihr Gemüth verhärtete, damit sich kein Bedürfniß nach liebendem Verkehr in Ihnen rege. Beides vollbrachte er durch den Unglauben. Und wenn er kein Verbrechen an Ihnen verübt hätte, als dieses allein, so wäre keine Strafe zu hart für ihn, keine Verachtung zu tief!" —

„Wenn das Alles ist, was Sie zu sagen haben, dann kann ich Ihnen nur erwidern, daß Sie sprechen wie ein Theologe, nicht wie ein Physiolog sagte Ernestine, vergebens bemüht, ihr Entsetzen zu verbergen: „Möglich, daß Ihre übrigen Anklagen gegen Leuthold begründet sind, ich will darüber jetzt nicht entscheiden, diese aber ist es nicht, zum mindesten nicht in dem Grade, wie Sie es meinen. — Ja, er hat mir den Glauben genommen, — aber er hat ihn mir ersetzt durch jene Naturphilosophie, die das Endziel alles Denkens ist und in der allein der zweifelnde Geist Friede finden kann!"

„O, des traurigen Irrthums," rief Johannes. „Diese, hoffen Sie, könnte Ihnen den Glauben ersetzen? Eine große Seele, wie die Ihre, sollte sich nur mit der Kenntniß der Gesetze begnügen, ohne Ihr Auge bewundernd zu der Kraft zu erheben, deren Aus-

druck die Gesetze sind? Verzeihen Sie, wenn ich als Theologe, oder besser, Teleologe spreche. Auch über diesen Punkt möchte ich mit Ihnen klar werden, bevor wir — scheiden! Ich möchte Ihnen wenigstens Eines wiedergeben, das Ihnen Ihr Oheim geraubt, und das Ihr Frauen sonst stets vor uns voraushabt: Jene Fähigkeit, einen Himmel offen zu sehen, wo die Erde uns nicht genügt!"

Ernestine starrte ihn in höchster Ueberraschung an: „So sprechen Sie, Sie ein Mann der exacten Wissenschaft, die ja lehrt, wie alles Bestehende sich aus sich selbst entwickelt hat? Was bleibt uns an diesem Gott, dem Sie das Wort reden zu wollen scheinen, noch zu bewundern übrig, wenn wir wissen, daß die Natur aus eigener Kraft alles gethan?"

Johannes schüttelte den Kopf: „O, Ernestine, können wir denn nur an ihn glauben, wenn wir seinen Geist über den Wassern schweben und in sieben Tagen Himmel und Erde schaffen sehen? Ich denke, diese grobsinnliche Anschauung haben wir von dem Wesen Gottes trennen gelernt! — So allein können Glaube und Wissen Friede mit einander machen und ich leugne es nicht, ich gehöre zu den Wenigen, in deren Brust sie diesen Frieden geschlossen haben, wenn auch

nicht ohne Kampf! Ich kann meinem Glauben keine concrete Gestalt leihen, mir fehlt die Einfalt, mich mit einer aus menschlichen Eigenschaften und Verhältnissen abstrahirten Gottheit zu begnügen, aber der Drang, der meinen formlosen Gott schuf und inbrünstig festhält, dieser Drang ist mein Bürge."

„Das ist ein subjectives Gefühl, aber was beweist das?"

„Nichts!" sagte Johannes, „Denn das Dasein eines Gottes läßt sich so wenig beweisen wie leugnen. Ich könnte sagen: Er verhält sich zur Welt wie die Seele zum Körper, auch die Seele können wir uns nicht in concreter Gestalt vorstellen. Die Organe des Körpers arbeiten nach unwandelbaren Gesetzen, aber mit dieser gesetzmäßigen Arbeit stehen sie doch im Dienste der Seele und wenn wir noch so genau den Mechanismus nachweisen können, den sie bei ihrer Thätigkeit in Bewegung setzt, so erkennen wir doch daraus nicht, was sie denkt und will. Werden wir deshalb leugnen, daß sie denkt und will? — Aber ich weiß, wie wenig mit solchen Gleichnissen gethan ist — Sie würden mich immer wieder nach dem logischen Beweis der gezogenen Parallele fragen und den müßte ich Ihnen schuldig bleiben!"

Ernestine versank in tiefes Sinnen: „Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß ein Mann wie Sie glauben könne!“

„Wenn Sie es hören wollen, so will ich Ihnen erzählen, wie der Glaube auch in mein Herz kam. — Ich war ein ungestümer Bursche, der aus dem frommen Kinderwahn heraustretend, aber mit einem lebhaften Gottesbedürfniß in der Brust, auf wissenschaftlichem Wege sich den Gott beweisen wollte, an den er nicht mehr glauben konnte. In diesem falsch verstandenen Drange verfiel ich in jene naturphilosophische Richtung, auf welche die heutige Wissenschaft mit Verachtung zurückblickt, und zerarbeitete mich eine Zeitlang — um mich der Worte du Bois' zu bedienen — an den nie gelösten Räthseln des menschlichen Daseins und der Gottheit! Dabei hatte ich ein warmes Herz und liebte die Meinen, besonders aber meine kleine Schwester Angelika mit Inbrunst. Eines Tages erkrankte das Kind lebensgefährlich und da es an mir hing, wie an Keinem von der Familie, pflegte ich es lange Nächte hindurch mit brüderlicher Zärtlichkeit. Das Kind litt fürchterliche Schmerzen und in einer Nacht besonders zerriß mir sein Jammergeschrei Ohr und Herz. Wir — meine Mutter und ich — standen

rathlos an seinem Bettchen, und in mir wüthete die Verzweiflung, gar nichts zur Erleichterung des süßen Geschöpfes thun zu können. Da faßte die Mutter die kleinen Hände Angelika's, faltete sie und sagte: „Bete, mein Kind, bete einmal zu Gott, daß er Dir helfe, vielleicht erhört er Dich!“ Und das Kind unterdrückte sein Schluchzen und sprach: „Lieber Gott, nimm meine Schmerzen von mir!“ — Ich aber, ich stürzte auf die Kniee und betete mit, ich wußte nicht was, ich wußte nicht zu wem, — gleichviel ich betete in meiner Seelenangst. Ich hörte meine Mutter mit fester Stimme Amen sagen und Amen flüsterten meine Lippen, ich wußte es selbst kaum. Als das Kind geendet hatte, ward es plötzlich ruhig. Es blickte mit einem unbeschreiblichen Vertrauen zum Himmel, dann lächelte es uns an, legte sein Köpfchen an meine Brust und schlief ein — schlief zum ersten Mal nach sieben bang durchwachten Nächten. Ich lauschte seinem Athem, er ging leicht und regelmäßig. Nun überkam mich ein Gefühl, wie ich es nie empfunden, heiße Thränen stürzten mir aus den Augen; eine Welt hätte ich in meiner Freude umschlingen mögen, — nein, eine Welt war mir nicht genug, ich mußte noch einen Gott dazu haben. — Was soll ich sagen, wie es mit

Worten erklären? Gleich dem blindgeborenen Mädchen in der Dichtung, das zu sehen glaubte, als es liebte — geschah es mir, ich liebte jetzt diesen Gott, zu dem ich gebetet und weil ich ihn liebte, darum sah ich ihn mit dem Herzen!" —

Er hielt inne und beobachtete Ernestinen, die theilnehmend zuhörte.

„Das ist das eigentliche Wesen des Glaubens," fuhr er fort, „keine Vernunft kann ihn geben, noch nehmen. Was Philosophie und Naturforschung mich nicht lehrten, das lehrte mich ein einziger Augenblick der Angst. Den Gott, den ich im Gedankenflug durch Erd' und Himmel nicht fand, ich fand ihn am Bette eines Kindes! Von nun an lernte ich mich bescheiden, von nun an ward ich erst ein exakter Physiolog. Ich zerrte nicht mehr die Grenzen meiner Wissenschaft auf ein phantastisches Gebiet hinüber, verfälschte nicht mehr die reine Anschauung der Natur mit metaphysischen Begriffen, sondern hielt mich streng an das Gegebene und dies trat nie in Widerspruch mit meinen Empfindungen; denn vor der Ergründung der letzten Ursache alles Seins bleibt auch die Naturforschung stehen und sagt: „Bis hierher und nicht weiter" — da aber, wo

mein Wissen aufhört, — da beginnt mein Recht, zu glauben!"

„Sie sprechen schön, aber Sie überzeugen mich nicht," sagte Ernestine traurig.

„Ich sehe jetzt, daß Sie nicht durch Wort noch Beispiel, daß Sie nur durch das Schicksal zu heilen sind. Ich prophezeihe Ihnen aber, wenn je ein Augenblick der Verzweiflung über Sie kommt, wird auch in Ihnen jenes Gottesbedürfniß erwachen, dessen Sie sich jetzt schämen. Wäre es nicht so, dann könnte ich Sie nur beklagen, denn ein Weib, das nicht beten kann, ist ein Falter, der die Flügel verlor. Ja, ich behauptete stets, es gäbe kein Weib, ohne Glauben, denn es giebt kein Weib ohne Furcht! Die Furcht aber gebiert sich ihren Gott, sei es als eine strafende Gerechtigkeit oder als eine schützende Macht, bei der sie Zuflucht suchen kann, wenn jede Hülfe dahin! Sollten Sie allein diese Ansicht Lügen strafen?"

„Ich hoff' es," sprach Ernestine stolz, „ich bin keines von den schwachen Wesen, die in jedem Dunkel Verderben wittern. Klar sehe ich jedem sogenannten Schreckniß in die Augen, ich erkenne ja seinen natürlichen Zusammenhang. Ich fürchte nichts und brauche keinen Gott!"

„Sie fürchten nichts?“ fragte Johannes von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, „auch — zum Beispiel — nicht den Tod?“

„Auch ihn nicht. Ich weiß ja, daß ich aus dem Ganzen bin und wieder zu ihm zurück muß; was ist es weiter? Die Auflösung einer persönlichen Existenz in das Allgemeine, der Umsatz eines Stoffes in den andern. Seit ich denken kann, habe ich dies große Naturgesetz beoachtet und mich gewöhnt, mein kleines Dasein nur als einen Theil der Wandelungen zu betrachten, die der Stoff beständig an sich selbst vollzieht! Sind wir erst zu der Demuth dieser Erkenntniß gelangt, dann werfen wir lächelnd unsere eitlen Ansprüche auf persönliche Unsterblichkeit von uns und betrachten den Tod als den schuldigen Tribut, den wir der Natur für unser Leben zahlen müssen.“

„Wirklich? Und Sie wähnen, daß dieser Trost einst Stand halten werde, wenn es einmal im Ernste gilt, in jene dunkle Tiefe unterzutauchen, die Ihnen dann kein Strahl der Hoffnung, des Glaubens erhellt?“

„Ja, ich bin davon überzeugt.“

„Und wenn Sie nun dahin müßten, vor der gesetzlichen Zeit?“

„So würde ich nicht über das Maaß der Frist rechten, welche mir die Natur gestellt.“

„Sie würden aber doch diese Frist nicht absichtlich verkürzen wollen?“

Ernestine sah ihn betroffen an: „Nein gewiß nicht!“

„Fürchten Sie denn nicht, das zu thun, wenn Sie nach Amerika gehen?“

„Weshalb sollte ich das fürchten, wegen des Meeres etwa? O nein, — es hat Millionen auf seinen Wogen getragen, warum nicht auch mich? Es wird barmherziger sein als die Menschen, es wird mich nicht verderben!“

„Also sind Sie noch immer entschlossen zu reisen nach Allem, was ich Ihnen von Ihrem Oheim gesagt?“

„Mit ihm oder ohne ihn! Ich werde reisen!“ sprach Ernestine.

„Nun denn, Gott ist mein Zeuge, daß ich Alles versuchte, was in meiner Macht stand! Jetzt — zeihen Sie mich der Härte, ich kann nicht anders, — es bleibt mir noch ein Mittel, ein furchtbares, aber Ihre stolze Unerschrockenheit giebt mir den Muth, es zu gebrauchen. Ernestine, wenn Sie auf Ihrem Entschlusse beharren, nach New-York zu gehen, so fürchte ich, ist Ihnen die Zeit nahe, wo Sie die Stärke

Ihres philosophischen Trostes erproben können. Sie sind vielleicht des Todes, bevor Sie hinkommen."

War es möglich, daß Ernestine noch bleicher ward, als zuvor, so geschah es auf diese Worte: „Was giebt Ihnen Grund zu dieser Behauptung?" stammelte sie.

„Das will ich Ihnen sagen, denn es ist nun nicht mehr an der Zeit, Sie zu schonen." Er blickte nach der Uhr. „Ich begreife nicht, wie es möglich ist, daß Sie mit Ihrem Geist und Wissen sich darüber täuschen konnten, daß Sie krank sind, nicht nur angegriffen und nervös, sondern wirklich krank!"

Ernestine sah ihn erschrocken an.

„Ich habe die feste Ueberzeugung, daß Sie verloren sind, wenn Sie dieses Leben fortführen, und gar in einem Maaßstabe fortführen, wie Sie es in Amerika thun werden und müssen. Was Ihnen Ihr Oheim auch vorgespiegelt hat, ich bin sicher, daß er Ihnen Ihr Vermögen dort, wo er Niemanden zu fürchten braucht, noch weniger ausliefern würde, als hier, — vorausgesetzt, ich ließe ihn, wie Sie es verlangten, in Freiheit. Sie würden schließlich auf den Broderwerb angewiesen sein — und ich verbürge mich Ihnen, daß Sie in Ihrem jetzigen Gesundheitszustand

eine solche Lage höchstens ein Jahr aushielten. Sie endeten in der Blüthe Ihres Alters in einem amerikanischen Hospital und würden nach der Nummer eingescharrt!“

Ernestine wandte sich ab.

„Sind Sie nun noch entschlossen zu reisen?“ fragte Johannes nach einer Pause.

Ernestine überlegte in ihrer bitteren Noth. Sie fühlte nur zur gut, wie Recht er hatte. Aber was sollte sie thun? Er ahnte ja nicht, daß ihr Vermögen schon verloren war, daß sie hier, wie dort, ihr Brod erwerben mußte, daß sie sich hier, wie dort, nicht schonen könne, wollte sie nicht zur ehrlosen Bettlerin herabsinken. Sie mochte denken und sinnen, wie sie wollte, sie sah auch hier kein anderes Ende, als im Krankenhause. Und dann doch noch lieber in einem fremden Lande verkommen, als hier, wo sie Jeder kannte, wo Jeder über sie triumphirte, der ihr Alles vorausgesagt. Nein, sie mußte fliehen! Wie der sterbende Vogel zur Winterszeit sich verkriecht mit seinem Todesweh, so wollte sie im fernsten Welttheil ihre Armuth verbergen, ihre Erniedrigung und Scham vor dem stolzen Manne, mit dem sie sich so übermüthig gemessen in der Zeit des Glücks. —

Sie erhob endlich das Haupt und sagte mit übermenschlicher Anstrengung: „Ich habe keine Wahl mehr, — ich muß meinen Vertrag einhalten, — ich muß nach Amerika.“

Johannes hatte ihrem Ausspruche in athemloser Spannung gelauscht. Jetzt verließ ihn seine auf's Aeußerste angespannte Kraft. „Ernestine,“ schrie er und faßte sie bei beiden Schultern, „Ernestine, es handelt sich um Leben und Tod, hörst Du's denn nicht? Ich sage Dir, Du kannst nur genesen, wenn Du gänzlich auf Deine bisherige Thätigkeit verzichtest! Und Du rennst absichtlich in Dein offenes Grab? Ich habe Dich beobachtet mit dem Auge des Arztes und des Liebenden und ich schwöre Dir bei meiner wissenschaftlichen Ehre, ich fand immer neuen Grund, um Dich besorgt zu sein. Du hast das Aussehen einer Abzehrenden,“ er griff nach ihrer Hand, „hast in diesem Augenblick den schwachen, aussetzenden Puls und die kalten Hände einer Herzkranken. Die Willmers schilderte mir gestern Deine Leiden, unter denen ich Symptome fand, die mich wahrhaft beunruhigen. Noch hoffe ich, es sind nur die Wirkungen eines unnatürlichen aufreibenden Lebens. Diese Wirkungen aber können bei Deinen erschöpften Kräften Ursachen

werden, Ursachen eines langwierigen, tödtlichen Uebels, wenn Du Dir nicht Schonung und Pflege gönnst. Ich kann Dich nach Pflicht und Gewissen nicht reisen lassen, ohne Dir, so hart es ist, die Augen über Deinen körperlichen Zustand zu öffnen. Hättest Du es nicht so weit getrieben in Deinem Starrsinn, so konnte ich Dir die grausame Wahrheit ersparen. — Habe Erbarmen mit meiner Angst und gehe wenigstens nicht eher, als bis ich Dir Heim gesandt. Er ist ein erfahrener Arzt, er soll entscheiden, ob ich Recht gehabt. Das Eine nur, Ernestine, das Eine thu' mir zu Liebe, wenn Du mich nicht in Verzweiflung zurücklassen willst."

Er hielt sie noch immer fest, als wolle er sie mit Gewalt fesseln. Seine Brust arbeitete mächtig, seine Blicke waren von dem andrängenden Blute verdunkelt. Die ganze Fülle einer tiefen, ächten Mannesleidenschaft kochte auf und schwoll über in diesem gebieterischen Drängen und Flehen.

Ernestine stand bleich und still vor ihm. Sie bog sich ein wenig unter der Last seiner sie umklammernden Arme. Aber kein menschliches Auge konnte enträthseln, was in ihr vorging.

Während sie so schweigend einander anschauten,

war es, als ob ein Wagen davon führe. Johannes hörte es nicht in seiner Aufregung. Sie dachte, es könne der Oheim sein, aber es war ihr gleichgültig. Es war ihr überhaupt plötzlich Alles so gleichgültig!

„Ernestine, hast Du keine Antwort für mich?“ fragte Johannes.

„Ich werde — mich bedenken — bis morgen!“

„Ach, Gott sei gelobt!“ stieß Johannes aus der Tiefe seines Herzens hervor. Er mußte sich an einem Stuhle halten, als seine Arme Ernestinen losließen, ihm schwindelte.

Wieder verflossen ein paar Minuten in düsterem Schweigen.

„Ernestine,“ sagte er nach einer Weile, „Du hast in dieser Stunde einen Unschuldigen für alle Sünden seines Geschlechtes gestraft. Laß es von nun an genug sein, ich denke, Du bist gerächt!“

Ernestine schwieg.

Johannes sprach weiter. „Ich will Dir nicht länger zur Last sein; darf ich mit Heim kommen?“

„Morgen sollen Sie meinen Entschluß erfahren.“

„Eine Hand! — Nein? Nun, so lebe wohl!“

Ernestine war allein. Sie stand noch lange völlig regungslos. Sie dachte nicht an Johannes,

nicht an den Oheim, der sich seltsamer Weise nicht sehen ließ; nur ein Wort tönte ihr immerfort im Ohre: „Du hast den Puls einer Herzkranken!“ Das war ein verhängnißvolles Wort, das hatte sich wie ein Scorpion in ihr festgebissen. Es war kein Zweifel, Johannes hielt sie für rettungslos. Sie hatte es ja aus jeder seiner Andeutungen entnommen. Er hatte es ihr nur nicht so geradeheraus sagen wollen. War denn aber auch Möllner im Stande, das Alles zu beurtheilen? Ja, er war als Physiolog auch Mediziner genug, um eine richtige Diagnose zu haben. Sie begriff nicht, wie sie überhaupt alle die bedenklichen Anzeichen ihres körperlichen Verfalls so lange übersehen konnte. Er hatte Recht in Allem, der Oheim war ihr Mörder! Es schüttelte sie bei diesem Gedanken. Es trat so plötzlich an sie heran, das Gefühl des nahen Todes. Sie sann und sann und rief sich jedes kleine und größere Leiden in's Gedächtniß, rechnete und zog Schlüsse.

Es war merkwürdig, wie Alles stimmte, wie Alles auf ein Herzübel zutraf! — Johannes wollte Heim berathen. Er hätte das nicht gethan, wenn er die Krankheit nicht für gefährlich hielt. Was sollte Heim noch, was konnte er ihr sagen, was sie nicht selbst

wußte? Hatte er sein Wissen aus anderen Quellen geschöpft, als sie? Besaß sie nicht eine pathologische Bibliothek, die Alles enthielt, was ein Mediziner bedarf, dieselbe, die sie für Walter bestimmt, aber ihm noch nicht hingeschickt hatte? Sie mußte nachschlagen, mußte sich Klarheit verschaffen, heute noch. —

Es war Nacht geworden, der Regen fing wieder an herabzurauschen; trübe Schatten lagerten sich um sie her. Sie zog die Glocke, um Licht zu erhalten. Frau Willmers brachte eine Lampe mit grünem Schirm und entfernte sich wieder.

Ernestine eilte zu den hohen reichen Büchergestellen, legte eine kleine Leiter an und stieg mit der Lampe hinauf. Sie suchte hastig nach einem Handbuche der Pathologie; sie riß einen Band nach dem andern hervor, ohne das rechte zu finden. Sie durchwühlte ungeduldig die bestäubten Folianten, die sie schon seit vielen Monaten nicht mehr berührt hatte. Endlich sah sie bei ihrem trüben Licht den gesuchten Titel. Aber sie mußte das Buch unter einem Berge unordentlich aufgehäufter Bände herausziehen. Sie that es mit Ungestüm. Da rutschten die Bücher übereinander, ein schwerer harter Gegenstand fiel ihr auf den Kopf, daß sie fast betäubt ward, von da auf

die Lampe und zerschmetterte ihr diese in der Hand, daß sein dröhnender Schlag auf den Boden vom Splittern des zertrümmerten Glases begleitet ward. Mit brechenden Knien stieg Ernestine, ihr Buch unter dem Arm, von der Leiter, um bei dem verglimmenden Schein des zerquetschten Dochtes zu sehen, was das war. Sie bückte sich, um es aufzuheben, ein Gesicht mit weit aufgerissenem Munde starrte ihr entgegen. Mit einem gellenden Schrei fuhr sie zurück. Es war einer der Todtenschädel, die sie in der Bibliothek aufbewahrte und längst vergessen hatte. Zum Ueberfluß erlosch jetzt auch die Lampe und durch die Dunkelheit grinste sie immer noch der klaffende Mund mit seinem scheußlichen Lachen an. — Halb wahnsinnig vor Entsetzen rief sie wieder nach Licht. — Ihre überreizten Nerven fanden in dem unbedeutenden Zufall eine grauenvolle Uebereinstimmung mit den Gedanken, die sie soeben peinigten, eine finstere Mahnung der Natur.

Als es wieder hell um sie war, zwang sie sich mit bebendem Muthe, dem Schreckniß in das widerliche Antlitz zu schauen. Sie griff mit zwei Fingern in die leeren Augenhöhlen und hob den Kopf auf. „So wirst auch Du bald aussehen; dann bist Du auch nicht schöner als dieser da.“ Und sie trat mit

dem Kopf vor den Spiegel und verglich sich mit ihm in einer Art von Großthuerei vor sich selbst. „Du mußt Dich allmälig an diese Familienähnlichkeit gewöhnen lernen,“ sagte sie und begann in ihrer selbstquälerischen Phantasie, ihr edles, schönes Gesicht anatomisch zu zerlegen und es die Wandlungen vollziehen zu lassen, deren es bedurfte, um so auszusehen, wie hir entfleischter stummer Genosse. Da übermannte sie wieder Ekel und Grauen und sie fürchtete ihr eigenes Bild im Spiegel, wie das des Schädels. Weit fort schleuderte sie ihn und erschrack dann noch über das Gepolter, womit er hinfiel. Das Blut schoß ihr siedend in die Ohren, daß sie vor dem Rauschen und Brausen nichts mehr hörte und doch alle Augenblicke etwas zu hören glaubte, das sie sich nicht zu enträthseln vermochte und das ihr geheimes Zagen erhöhte. Der Todtenkopf schien sich auch in der Ecke nicht ruhig zu verhalten, es kam ihr vor, als rolle er umher. Sie hielt es nicht mehr in dem Gemache aus, es war etwas Feindliches in der Luft. Sie nahm das gesuchte Buch und das Licht und floh in ihr Schlafzimmer, ohne umzusehen, wie ein gehetztes Wild durch die öden Gemächer eilend, jeden Augenblick gewärtig, daß das unbestimmte Schreckniß, wovor

ihr bangte, in sichtbarer Gestalt aus irgend einem Winkel hervorquellen müsse. Aber das Feindliche folgte ihr auf den Fersen und umgab sie unausweichlich, tausendarmig auch in der Luft des traulichen Schlafzimmers, schnürte ihr Brust und Kehle zusammen, daß ihr Herz kaum mehr Raum zum Schlagen hatte. Und wie klopfte es — wie unregelmäßig — bald matt, bald stark, so, wie nur ein krankes Herz pocht. Und sie schlug das Buch auf und las ihr Todesurtheil: die Abtheilung von den Herzkrankheiten, las, als müsse sie ihre letzte Lebenskraft daran setzen, hastig, fiebrisch, kaum begreifend, denn ihr Denken war nur noch Entsetzen. Und sie las natürlich in das Buch hinein, was sie nicht herauslesen konnte, zitternd davor, das zu finden, was sie wissen wollte, und es doch mit Begierde suchend. Es war Alles so, wie sie es gefürchtet. Es stand kein Symptom verzeichnet, das sie nicht an sich bemerkte. Sie war jetzt außer allem Zweifel, sie war verloren, denn dafür gab es keine Heilung, nur eine Verzögerung, einen Aufschub, den sie bei ihrer jetzigen Schwäche nicht einmal hoffen durfte. Sie warf das Buch von sich und trat zum Fenster, um Luft zu schöpfen, regenfeuchte, dumpfe, aber doch Luft — immer noch mehr

und bessere, als sie in einem Sarge haben würde. — Dann brauchte sie freilich keine mehr, aber — das Athmen war ja so köstlich und der Gedanke, unter solch niederem Sargdeckel zu liegen, so beengend — erstickend!

Also bald sollte sie sterben! — Johannes hatte sich nicht getäuscht. Es war so! Und wie lange, wenn sie ihre Kräfte sinken fühlte, hatte sie sich darauf schon vorbereitet — was erschreckte sie denn? Was fürchtete sie? Die Leiden, die sie noch erdulden sollte? Tausende hatten sie ja erduldet und die Stunde der Erlösung war vielleicht näher, als sie dachte. Nun, so wollte sie stark sein wie bisher, da die Hoffnung noch ihre unsichtbare Stütze war. Sie wollte nicht zur Lüge machen, was sie vor kaum einer Stunde zu Johannes gesagt — auch vor sich selbst nicht! — Was war es denn? Aufhören — aufhören zu sein, das war nicht heiter, aber auch nicht traurig, es war eben nichts! Aber sie fürchtete auch nicht das Aufhören, sondern den Gedanken an eine Fortdauer, die schlimmer wäre als der Tod, — die Ungewißheit, ob die Seele mit dem Leibe stirbt! „Freilich,“ sagte sie sich, „wenn unser Auge erblin-

det, kann kein Licht hinein, wenn wir unser Ohr verschließen, hören wir nicht, wenn der Mechanismus still steht, der zwischen uns und der Welt vermittelt, so sind wir außer Zusammenhang mit ihr — also todt, — aber wenn nun unser Denken ohne diesen Mechanismus fortbestünde? Furchtbar, furchtbar, warum giebt es dagegen keinen Beweis? Wenn wir das Gedächtniß behielten und hätten keine Augen mehr zum Sehen, also kein Licht, — keine Ohren zum Hören, also keinen Schall, — keinen Körper zum Tasten, also kein Gefühl, weder Raum noch Zeit, — nichts als ewige Nacht, ewiges Schweigen und doch die Erinnerung an das Gesehene, Gehörte und die Sehnsucht nach Licht, Schall und Mittheilung?"

Das war das Aergste, das war gräßlicher, als persönliche Vernichtung, — das war es, was sie fürchtete! — Ewige Nacht, ewiges Schweigen und ewige Einsamkeit! Wem wird sich bei diesem Gedanken das Haar nicht sträuben, als vielleicht dem, der satt ist und überdrüßig der Welt, der sich müde gelebt, — oder dem, der auf eine vollbrachte Aufgabe, einen erfüllten Zweck zurückblicken kann mit jener

Genugthuung, die hinreicht, eine Ewigkeit der Erinnerung auszufüllen, — aber sie? Sie war nicht überdrüßig der Welt, sie wollte dieselbe ja erst genießen, sie war nicht alt, sie fing ja erst an zu leben! Sie hatte noch nichts gethan, ihren Zweck zu erfüllen, nichts, worauf sie befriedigt zurückblicken konnte, — es war zu früh, wenn sie jetzt dahin mußte, sie hatte nichts vor sich als eine Ewigkeit der Reue! Und diese Angst, wie lange sollte sie diese noch ertragen, bevor sie kam, die gefürchtete Gewißheit? „O der grausame Tod!“ klagte sie; „so erfaßt er mich tückisch in der elendesten Form des Siechthums, — des langsamen Siechthums. Dränge er als Mörder auf mich ein, daß ich mit ihm kämpfte, stürzte er in Gestalt eines Felsblocks auf mich nieder, daß ich ihm zu entspringen suchte, fluthete er als reißender Strom über mich weg, daß ich schwimmend mit den Wogen ränge, es wäre besser, als mich so zu beschleichen — so unsichtbar — ungreifbar — unausweichbar! Flüchte, armes Opfer, flüchte hin über Meere in den fernsten Welttheil, Du entfliehst ihm nicht, Du trägst ihn ja in Dir! Wirf Dich auf den schnellsten Renner und jage durch Wald und Haide, Du entrinnst ihm nicht,

Du trägst ihn ja in Dir! Klimme empor zu den leuchtenden Firnen der Alpen, — umsonst, umsonst! Du trägst ihn ja in Dir!" Sie stürzte auf die Kniee nieder. „O allgewaltige Natur, harte Mutter, die mich nicht mehr an ihrem Busen nähren will, — erbarme, erbarme dich und rette dein Kind, gieb nicht den jungen schaffenden Geist der Vernichtung preis und sein Gefäß der Verwesung! — Millionen athmen und gedeihen, die nicht werth sind, deine Segnungen zu genießen, und mich, deine Priesterin, stößest du aus?" Sie lag lange so mit flehend gerungenen Händen, als erwarte sie eine Antwort. Alles blieb still um sie her, kein Zeichen des Erbarmens richtete sie auf. Sie besann sich. „O die Natur ist unerbittlich — was bet' ich zu ihr — sie hört mich nicht, sie denkt nicht, fühlt nicht, unbekümmert rafft sie mich hinweg, die blinde Willkür des ewig treibenden Räderwerks! Ist denn keine Hand da, die in seine Speichen griffe? Keine bewußte Kraft, die nach dem Werthe eines Daseins richtet und spräche: Du bist würdig zu leben, darum lebe? — Sie ist, sie ist! In den Qualen dieser Stunde fühl' ich's, es muß eine höhere Gerechtigkeit, es muß eine andere Gottheit geben, als

die Natur, — der Geist, der jetzt in Todesbangen mit ihr kämpft, der Geist muß eine andere Zuflucht haben und ein höhere Bestimmung, als zu leben!" Sie preßte die Hände auf die Brust. „O der Glaube, der Glaube! — Aber wenn dem selbst so wäre, wenn es einen Gott gäbe, welches Recht hätte ich, auf sein Erbarmen zu hoffen? Unselige, könnte dein eitler Stolz vor solchem Richter bestehen? Was hast Du gethan, das dich der Gnade eines Gottes würdig machte? Hast Du der Welt etwas genützt, ein Wesen beglückt, ein Band geknüpft, das seine Milde zu schonen brauchte? Hast Du ihn nicht verleugnet ein ganzes Leben hindurch, zu dem Du jetzt in deiner feigen Todesnoth die letzte Zuflucht nimmst? Und Du erwartest Hülfe und wagst es, die Augen aufzuschlagen und vom Himmel zu verlangen, was Dir die Erde versagt? Nein, täusche Dich nicht, es ist nirgend Erbarmen, nicht bei der Natur, nicht bei den Menschen, nicht bei Gott!" — — —

Der Glaube kam über sie mit all seinen Schrecken, denn er ist nur dem ein liebender Freund, der es ihm ist, aber dem, der sich ihm verschlossen, naht er rächend, vernichtend mit Sturmes Gewalt. Er riß

sie los, die kranke Seele, wie ein welkes Blatt vom Baume der Erkenntniß und wirbelte sie hinunter in die Nacht der Verzweiflung.

Ein Schrei, ein letzter: „Johannes, komm, hilf!“ entrang sich Ernestinens Lippen, und der Thür zustrebend stürzte sie besinnungslos zusammen.

Ende des dritten Bandes.

Inhalt des dritten Bandes.

Ein Arzt der Seele.

Vierter Band.

Neue belletristische Werke
sehr beliebter deutscher Schriftsteller

aus dem Verlage von **Otto Janke** in **Berlin**,
welche durch jede Buchhandlung zu beziehen und in jeder guten Leihbibliothek vorräthig zu finden sind:

Ein Arzt der Seele.

Roman

von

Wilhelmine von Hillern,

geb. Birch.

Vierter Band.



Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Druck von Otto Janke in Berlin.

Erstes Capitel.

G e r i c h t e t.

Leuthold hatte die Unterredung zwischen Johannes und Ernestine bis zu dem Punkte belauscht, wo er einsah, daß Johannes Sieger bleiben werde. Mehrmals überlegte er, ob er nicht eintreten solle, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, aber bei der Entschlossenheit Möllners wußte er, daß dies ganz fruchtlos wäre und daß Jener ihn nur zum unfreiwilligen Zeugen seiner Anklagen machen würde. So stieg ein anderer Plan in ihm auf, der, Johannes' Anwesenheit bei Ernestinen zu benutzen und zu entfliehen. Als er die Ueberzeugung gefaßt hatte, daß sein Spiel verloren sei, raffte er den letzten Inhalt der Kasse zusammen und schrieb einige Zeilen an Ernestine, die sie auf seinem Tische finden sollte, wenn sie ihn suchte. Sie lauteten:

„Ich habe Dein Gespräch belauscht und war „Zeuge der für mich unglücklichen Wendung, die es „nahm. Ich kann nun nichts mehr hoffen und es „bleibt mir nur übrig, den Tölpel zu überlisten „und zu entfliehen, während er bei Dir ist. Den „Rest der Kasse nehme ich mit, um die Reise zu be„streiten. Ich kann nicht erst abwarten, bis Möllner „fort ist, um Dich darum zu ersuchen, denn dann „wäre ja die Thür wieder bewacht und er ließe mich „nimmer aus den Klauen. Es handelt sich hier um „Ehre und Leben, um die Zukunft meines Kindes, — „ich darf nicht zögern. Wenn Du Dich doch noch „entschließen solltest, heute mit mir zu gehen, so findest „Du mich auf dem Bahnhofe. Du hast noch zwei „Stunden Zeit bis zur Abfahrt des Zuges. Bleibst „Du hier, so werde ich Dir, sobald ich kann, das „Reisegeld zurückschicken. Lebewohl — und hoffentlich: „Auf Wiedersehen!"

Nach Vollendung dieser Zeilen schlich er selbst in den Stall, ließ anspannen und fuhr zur Station. In zwei Stunden mußte sich sein Schicksal entscheiden. Saß er nur erst im Wagen, dann war er gerettet!

Dieselbe Zeit, in der Ernestine in Todesnoth mit ihrem verleugneten Schöpfer rang, brachte der,

welcher all ihr Weh verschuldet, in nicht geringeren Qualen zu. Wer je bei Nacht die Ankunft eines Zuges lange auf einer kleinen Station erwarten mußte, der weiß, was „Geduld haben" heißt. So herumstehen auf einem öden Perron, vor einem einsamen Bahnhofe, mit den Füßen stampfen, denn das Stehen auf den Steinen macht kalt, — sich wieder und wieder hinausbiegen und die gerade endlose Straße hinunterschauen, ob man denn noch keine rothen Punkte sieht; dann wieder auf dem kurzen Raum hin- und herlaufen und einen schläfrigen Inspector so oft fragen, als man es dessen Geduld nur irgend zumuthen kann, ob der Zug noch nicht bald komme und immer wieder dasselbe: „Jetzt kommt er bald!" hören, an das der Tröster selbst nicht glaubt; dann wieder zur Abwechselung in die Restauration hineingehen mit ihren ewigen ledernen Schinkenbrödchen und ihren abgespannten Büffetdamen, die den Abfahrenden so theilnahmlos ansehen, weil er noch nicht durch eine lange Fahrt genug heruntergebracht ist, um etwas von ihrem zähen Vorrath zu bedürfen; — alle zehn Minuten mit der Ueberzeugung auf die Uhr schauen, es müsse schon wieder eine halbe Stunde vorüber sein und endlich, wenn man stumpf geworden vor Langeweile, sich fast

des Wartens begeben hat und müde auf einen Sessel gesunken ist, jäh aufgeschreckt werden durch den gellenden Ton der Signalglocke, daß man nicht weiß, wie man seine sieben Sachen rasch genug zusammenraffen soll, und dann von dem Portier zurückgewiesen werden, weil es noch nicht der rechte Zug, sondern einer ist, der vor jenem abgeht, — das sind so die kleinen Eisenbahnleiden des menschlichen Daseins, die Jeder kennt. Dem aber, der mit pochendem Herzen auf das Dampfroß, als auf den Retter seines Lebens wartet, dem werden sie zu Martern, wie sie der boshafteste Teufel nicht grausamer ersinnen kann.

Leuthold durchlebte sie in ihrer ganzen Ausdehnung, nur mit dem Unterschiede, daß er nach zwei Richtungen ausblickte, nach der der Bahn mit verzehrender Ungeduld und nach der, wo er hergekommen, mit der Todesangst, der Rächer werde ihm folgen. So gingen die zwei Stunden, eine geistige Folter, an ihm vorüber und als endlich die leuchtenden Punkte am Horizonte auftauchten und näher und näher kamen, bis der Zug stampfend und brausend in den Bahnhof einfuhr, da glaubte Leuthold unter dem schneidenden Pfiff zusammenzubrechen, der sein Ohr zerriß. Mit letzter Kraft schwang er sich die hohen Stufen hinauf

und der schwarze rothäugige Rettungsengel aller Diebe und Mörder entfaltete seine qualmenden Fittiche und schnaubte mit ihm von dannen.

Nun war er geborgen. Den eisernen Pfad, den er mit dem feurigen Ungethüm verfolgte, konnte keine Nachstellung durchkreuzen, als der elektrische Funke, der ihm vorauseilend sein Signalement in die Welt tragen und ihm die Verhaftung auf einer Station zuziehen konnte. Doch auch davor hielt er sich sicher, denn Niemand wußte, welchen Weg er nähme. Um die Nachforschungen irre zu leiten, hatte er ein Billet bis auf eine weitabliegende Station des linken Rheinufers genommen, während er in gerader Richtung Hamburg zu und zunächst nach Hannover eilte, um seine Tochter aus dem Institute zu holen.

Es war eine kalte unheimliche Nacht. Er schlummerte ein paar Mal, überwältigt von Müdigkeit, ein. Dann glaubte er sich zu Schiffe, von den Wellen geschaukelt, in einer Kajüte und athmete erleichtert auf, denn nun war ja alle Angst vorüber. Und wie man sonst nach einer überstandenen Gefahr sagt: „Jetzt ist er auf dem Trockenen!" so konnte er umgekehrt frohlocken, daß er nun auf dem Wasser sei. — Da schrie aber jedesmal ein grausamer Schaffner zur Thür

herein und rief ihm mit seinem eintönigen „Fünf Minuten Aufenthalt!“ das Bewußtsein zurück, daß er noch auf dem Lande, auf feindlichem Boden dahin krieche. So quälte er sich die ganze Nacht zwischen Wachen und Schlafen. Die übrigen Reisenden betrachteten mitleidig bei dem flackernden Waggonlicht den bleichen bartlosen Mann, der so matt in seiner Ecke lehnte, — er mußte wohl recht krank sein.

Endlich färbte das Frühroth den Horizont und die unabsehbaren Ebenen jener Gegend. Auf den Halteplätzen wurde der bedenkliche Trank ausgeboten, den der fröstelnde Reisende in einem Zustand von Körper- und Geistesschwäche für Kaffee genießt und vor sich selbst mit dem Motto beschönigt: „'s ist doch 'was Warmes!“

Eine alte Dame, die in der Nacht eingestiegen war und neben Leuthold saß, trank sich durch alle Stationen durch und es machte ihr den bleichen Mann förmlich unheimlich, daß er keinem derartigen irdischen Bedürfniß erlag und sich fortwährend regungslos in seiner Ecke hielt. Was war das für ein Mensch, der nie ausstieg, nichts genoß, nicht rauchte, nichts sprach, nicht einmal auf die übliche Frage: „Wo sind wir jetzt?“ antwortete, die doch sonst immer eine Unter-

haltung eröffnet, weil sich dann Rede und Gegenrede so natürlich aneinanderknüpft? Nichts verbrüdert so sehr wie gemeinsame Noth und eine gemeinsame Nachtfahrt. Alle Reisenden im Wagen waren vertraulich geworden, reckten und dehnten sich und erzählten sich, ob und wie sie geschlafen. Nur Leuthold schloß sich ab, als wäre er taub und stumm. Natürlich verbündete das die Uebrigen gegen ihn. Man beobachtete ihn ungenirt, man flüsterte sich auch wohl etwas zu. Leuthold fühlte sich endlich sehr unbehaglich. Die alte Dame neben ihm brachte ihn durch ihre Unruhe zur Verzweiflung, denn sie begrub ihn alle Augenblicke unter ihrem ungeheueren Pelzmantel, den sie eigentlich nur in den Waggon mitgenommen hatte, weil er nicht mehr in den Koffer ging. Nun hatte sie ihn aber doch recht gut brauchen können. Wer hätte gedacht, daß es im September schon solche kalte Nächte gebe! Jetzt wollte sie ihn aber doch ausziehen, damit sie sich nicht zu sehr verwöhne. Und sie wickelte sich aus dem faltigen Kleidungsstücke heraus, wobei sie Leuthold förmlich verschüttete. Die übrigen Herren halfen ihr lachend und Leuthold arbeitete sich unmuthig unter dem Ballast hervor. Der Mantel wurde mit großer Mühe auf das Netz für das Hand-

gepäck geschafft und dabei ganz übersehen, daß in der Ferne die vom Morgenlicht übergossenen Thürme der Hauptstadt an der Leine auftauchten. Die Mühe war vergebens gewesen, denn nun öffnete der Schaffner die Thür mit dem für Leuthold so erlösenden Rufe: „Die Billets nach Hannover, meine Herrschaften!“

„Ei du lieber Gott, ist es schon soweit?“ rief die alte Dame erschrocken und wühlte in allen Taschen nach dem Billet, welches Leuthold glücklicherweise vom Boden aufhob.

Durch diese Artigkeit versöhnt, fragte sie ihn dann, ob er auch in Hannover aussteige, worauf er ein kurzes „Ja“ hören ließ und zu seinem Schrecken erfuhr, daß die Dame ihre jüngste Tochter aus dem dortigen Pensionat abhole, um sie als Gesellschafterin nach Kopenhagen zu bringen. Sie habe eine strenge Tour vor sich, denn sie reise noch am selben Abend weiter.

Er beschloß nun, nicht, wie er es sich vorgenommen, den Nachtzug zu seiner Weiterfahrt zu benutzen. Er hätte ja mit dieser aufdringlichen Schwätzerin und ihrer Tochter den langen Weg bis Hamburg zusammen machen müssen. Und an ein Ausweichen wäre um so weniger zu denken gewesen, als die Tochter, im gleichen Institute mit Gretchen erzogen, jedenfalls mit letzterer

noch befreundet war. — Er mußte aber in seiner Lage um jeden Preis eine Reisegesellschaft meiden, die ihn kannte und einer etwaigen Nachforschung Anhaltspunkte gäbe. So groß die Gefahr einer Verzögerung war, diese war doch noch größer. Er mußte die kleinere wählen und einen Tag verlieren.

Der Zug hielt. Die alte Dame wühlte sich, wie ein Maulwurf aus der Erde, zum Wagen heraus und ward unter lauten Freudenbezeugungen von der sie erwartenden Tochter empfangen.

Leuthold warf sich in eine Droschke und fuhr in ein Hotel. Von dort aus schrieb er einige Zeilen an Gretchen und beschied sie zu sich.

Eine lange halbe Stunde verging ihm. Wie würde er diese Tochter wiederfinden, die er seit sieben Jahren nicht gesehen? War sie so, wie in ihren Briefen? Und wenn sie es war, wie wollte er ihr gegenübertreten und ihr in das unschuldsvolle Auge blicken? —

Da pochte es leise an die Thür. — „Herein,“ rief er in höchster Spannung — und eintrat ein Wesen so wundervoll jungfräulich knospend, daß Leuthold ihr nur stumm vor freudigem Erstaunen die Arme entgegenzubreiten vermochte.

Das Mädchen hatte einen Augenblick schüchtern fragend auf der Schwelle gestanden, nun aber stürzte sie sich mit einem einzigen Schrei an des Vaters Herz — einem Schrei, in dem das ganze stille Heimweh langer Jahre im Entzücken des Wiedersehens sich brach. Fest und fester umschlangen sich die Beiden, unfähig eines Wortes. Das Kind weinte die ersten Freude-Thränen in des Vaters Armen und aus Leutholds Augen floß ein bitterer Tropfen um den andern auf das Haupt nieder, das er mit solch banger Inbrunst an sich preßte, als sei ihm dies Glück nur für Minuten beschieden.

„Vater, lass' Dich ansehen," sagte endlich Gretchen, sich zuerst aus der heißen Umarmung lösend. Und sie faßte mit beiden Händen Leutholds Kopf und schaute ihm mit dem durchdringenden geraden Blicke der Unschuld in die Augen. Er hielt ihn aus diesen Blick, wie man es auch aushalten kann in die Sonne zu sehen, aber es war ihm, als müsse er daran erblinden, als könne er nachher nie mehr die Wimpern erheben.

„Vaterchen, man sieht Dir das Leiden und die Mühe recht an," klagte Gretchen wehmüthig, „es war hohe Zeit, daß Du Dir einmal eine kleine Erholung

gönntest. Ach, wie lieb ist es von Dir, daß Du zu mir kommst, zu mir!!" Und sie konnte nicht weiter reden und drückte alle ihre Gefühle nur in Küssen aus. „Nein, die Ueberraschung —!" rief sie dann wieder Athem schöpfend. „Die Ueberraschung! Ich traute meinen Sinnen gar nicht, als mir der Brief gebracht wurde. — „Die Hand meines Vaters, denke ich, „und von hier?" Ich mache den Brief auf — ich lese — und lese — und da steht es ganz deutlich in klaren Buchstaben — mein Vater ist hier! Ich stieß einen Schrei aus, daß Alles zusammenlief. Wir waren gerade erst aufgestanden und ich wäre am liebsten gleich im Nachtjäckchen fortgerannt. Ach Gott — ich zog Alles verkehrt an, — die Fräulein mußten mir helfen, sonst wäre ich gar nicht fertig geworden aus lauter Eile!" Und sie lachte unter Thränen, während sie so sprach und schnappte nach Luft, als müsse sie sich immer noch tummeln, um zu dem Vater zu kommen — der ihr mittlerweile wieder davon fahren könnte. „Ach, Vater — wie nenn' ich Dich nur? Herzvater, Himmelsvater — bist Du denn bei mir? Bleibst Du denn auch ein Weilchen? Freust Du Dich denn auch nur halb so über mich, wie ich mich über Dich?"

So bestürmte, bedrängte es ihn mit Liebe und

Fragen, das ahnungslose glückselige Geschöpf den Verlorenen, der alle ihre Liebe nur als süße Verdammniß empfand. —

Wenn dieser Engel je aus seiner reinen Sphäre herabstürzen müßte zu der Erkenntniß von des Vaters Schuld? Wenn diese unverdorbene Seele mit dem Gedanken an Verbrechen befleckt würde, von denen sie keinen Begriff hatte und als deren Thäter sie das Liebste auf Erden verachten lernen müßte?

Aber nicht das allein war es, was er fürchtete. Wenn seine Schande auf das Kind fiel? Wenn seine zertrümmerte Existenz die junge Knospe unter ihrem Schutte begrub? Wer würde sich der Tochter des Verurtheilten annehmen?

„Und ich werde die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied!" Dies harte Wort der Schrift, an die er nie geglaubt, trat ihm jetzt in furchtbarer Wahrscheinlichkeit vor die Seele. Es war der volle Ausdruck dessen, was er fürchtete.

„Vater, Du bist so still," sagte Gretchen verschüchtert.

„O, mein Kind, mein Leben! Ich kann Dich nur ansehen und mich schweigend freuen. Dein wun-

derbarer Liebreiz kam wie eine höhere Offenbarung über mich. Ich bin ein neuer Mensch geworden, seit ich mich als Vater eines solchen Kindes empfinde. Das Alles will mit Sammlung durchlebt sein, es ist zu köstlich, um es wegzuscherzen. Drum laß mich ernst sein und glaube mir, — je ernster ich bin — desto mehr liebe ich Dich."

Gretchen ging rasch und sympathisch auf diese Stimmung ihres Vaters ein: „Du hast Recht, man scherzt und lacht ja auch nicht in der Kirche und mir ist es jetzt gerade so zu Muthe, so hingegeben, so erfüllt von Gottes Gnade. Ach, wie danke ich ihm, diesem guten Gott für die Freude dieses Augenblicks! So viele Jahre habe ich Dich von ihm erbeten und nun erhört er mich wirklich und schickt Dich mir! Ach, er sorgt weise in Allem — er hat Dich mir wohl erst so spät gesandt, weil ich früher noch nicht reif genug gewesen wäre, dies Glück ganz zu begreifen!" Leutsold hatte sich gesetzt, sie drückte seinen schmalen Schlangenkopf an ihre junge Brust. „Sie haben Dich müde gemacht, mein Väterchen, ich sagte es ja gleich, Du siehst so traurig aus. Aber nun hab' ich Dich endlich einmal und will Dich wieder auffrischen und pflegen, bis Du alles Weh und alle Plage vergessen hast. O,

diese Ernestine — ich will ihr nicht zürnen, aber ich möchte jedes Lächeln, um das sie Dich gebracht, von ihr zurückfordern, denn sie hat es mir gestohlen, mir, die nichts hat als Dein Lächeln!" Sie drückte einen Kuß auf seine Stirn, der darauf fortbrannte wie eine glühende Kohle.

„Laß Ernestinen aus dem Spiel, mein Kind," sagte Leuthold beklommen, „sie ist, wie sie sein kann. Wir sprechen später einmal darüber. — Sie ist in der letzten Zeit nicht ganz so schlimm gewesen und erwähnte Deiner öfter mit Liebe. Ich glaube, sie wird bald heirathen, das macht sie weicher, denn die Liebe veredelt. Sie ist nur noch etwas unentschlossen, aber ich bin überzeugt, daß es so weit kommt. Da könnte sie Dir für alle Fälle eine Stütze sein, wenn mir irgend etwas zustieße — ja sie würde es sein — deß' bin ich gewiß."

„Vater —" rief Gretchen erschrocken, „wie kannst Du nur so reden, was sollte Dir denn zustoßen?"

„Nun, mein Kind — ich könnte ja plötzlich sterben — man muß an Alles denken, denn man steht in — Gottes Hand."

Gretchen kniete neben ihm nieder und drückte ihre rothen Lippen auf seine hageren Finger. „Vaterchen,

warum in diese himmlisch schöne Stunde einen Schatten werfen? Kaum halte ich Dich in den Armen und soll an ein Scheiden für immer denken? O nein, so grausam kann der liebe Gott nicht sein. Du stehst in seiner Hand — und er, der Dich zu mir geführt — er wird Dich mir auch lassen."

Sie legte in unbeschreiblich süßer Zärtlichkeit den Kopf auf seine Kniee und schwieg.

„Und ich werde die Sünden der Väter an den Kindern heimsuchen —" sprach es wieder in dem glücklichen, unglücklichen Vater. So gingen ihm mehrere Stunden hin unter dem lieblichen, bald rührenden, bald schäkernden Geplauder des Mädchens. Endlich sprang sie auf, es war Mittag und sie sollte zum Essen heim. Leuthold ließ sie nicht fort — man konnte in dem Pensionat wohl denken, daß sie bei ihrem Vater blieb und so speisten sie mit einander zum ersten Mal nach so langer Zeit, aber es war Leuthold, als sei es eine Henkersmahlzeit.

Nach Tische ging er zur Vorsteherin des Institutes und trug dieser die Bitte vor, ihm Gretchen für einige Wochen auf eine „Vergnügungsreise" mitzugeben, was ohne Anstand bewilligt wurde. Nur meinte die Vorsteherin, sie wisse nicht, wie sie es sämmtlich ohne

Gretchen so lange aushalten sollten. „Sehen Sie,“ sagte die liebenswürdige Frau, „dieses Kind ist eines der Wenigen, die uns für unsere Mühe belohnen. Wenn ich sie einst verlieren muß, so geht ein Stück meines Herzens mit.“

„O, wie verdien' ich das!“ rief Gretchen und warf sich tief beschämt an die Brust ihrer Gönnerin.

Leuthold kämpfte schwer. Sollte er dies Kind aus dem Erdreich reißen, wo es so feste gesunde Wurzeln geschlagen, wo es gedieh im Sonnenschein des Friedens und Wohlwollens? Und doch, sollte er es hier lassen, um es für immer zu verlieren? War er einmal vom Gesetz verfolgt in Amerika, so konnte er seine Tochter nicht nachkommen lassen, seinen Aufenthalt nicht verrathen. Sie war sein Kind, er hatte das heiligste Recht auf sie und konnte sie, seit er sie wiedergesehen, weniger entbehren als je. — Sie sollte sein Schicksal theilen.

Während er noch im Sprechzimmer war, kam auch die alte Dame herein, die sich den ganzen Tag im Institut aufhielt, und war natürlich höchst erfreut, ihren Reisegefährten wiederzusehen. Sie bedauerte nur, daß Leuthold nicht denselben Abend fuhr, sie hätten den Weg so hübsch zusammen machen können.

Die Vorsteherin lud ihn zum Thee ein, was er nicht ablehnen konnte und er empfahl sich, um mit Gretchen einen Spaziergang zu machen. Des Mädchens Jubel kannte keine Grenzen, als sie ganz allein am Arme des Papas in die Welt wandern durfte. Es war wirklich, als blicke sie manchmal prüfend zum Himmel empor, ob sie auch nicht etwa oben anstieße? Es ist seltsam, wie uns oft eine Aeußerlichkeit zum Maßstabe für Glück oder Unglück wird: Gretchen konnte den ganzen Umfang ihres Glücks erst ermessen, indem sie am Arme des Vaters dahinschritt und allen Menschen zulächeln durfte: „Seht, das ist mein Vater!“ Sie hatte auch ihren neuen Hut aufgesetzt und ihre Sonntagskleider angezogen — sie wollte ihrem Papa gefallen und ihm vor den Leuten Ehre machen. Beides gelang ihr vollkommen. Sie war reizend. Leuthold betrachtete sie mit zunehmender Bewunderung, sein geschäftiger Geist fing bereits wieder an, zarte Fäden der Hoffnung aus ihren braunen Haaren und üppigen Wimpern zu spinnen. Diesem Engel stand die Welt offen, sollte er nicht auch einen geächteten Vater mit hindurch führen können? Wer konnte diesen halb lachenden, halb weinenden Gazellenaugen, diesen schwel-

lenden Lippen widerstehen, wenn sie für den Vater flehten?

Wie sie so neben ihm herging, die elastische Gestalt, sich leicht an seinem Arme wiegend, wie ein zum ersten Mal angeschirrtes Füllen, und ihm vorplauderte mit aller Anmuth eines natürlich entwickelten, jugendlichen Geistes und eines innigen Gemüths, da fing auch er an, zu lächeln und aufzuleben — er war, wenn auch der elendeste Mensch, doch ein beneidenswerther Vater!

Da unterbrach Gretchen sein Sinnen: „Vater," sagte sie leise — „Du hast es nie gerne gehabt, wenn ich als Kind von der Mutter sprach. Aber ich möchte doch wissen, was denn eigentlich, seit sie den Kellner heirathete, aus ihr geworden ist? Darf ich Dich heute einmal danach fragen?"

„Ich kann Dir mit dem besten Willen keine andere Auskunft geben, als daß sie von Marburg fortzog, nachdem ihr Vater starb. Damals sandte sie die bei der Scheidung für diesen Fall bedungene Summe der Beisteuer zu Deiner Erziehung an mich und von da an duldete ihr roher Gatte keinerlei Briefwechsel zwischen ihr und mir. Er schickte mir jeden Brief, in dem ich versuchte, unsere Angelegenheiten genauer zu

ordnen, unerbrochen zurück. So erfuhr ich nur noch durch dritte Hand, sie habe Marburg für immer verlassen. Wo sie nun lebt, weiß ich nicht."

Gretchen schüttelte das Köpfchen und schwieg.

„Nicht wahr, Vater, ich sehe Dir ähnlich?" fragte sie fast ängstlich — sie wollte dieser ungetreuen Mutter in nichts gleichen.

„Du hast ihre Schönheit, jedoch verfeinert und veredelt und meine Art zu denken und zu fühlen."

Gretchen schmiegte sich an ihn: „Ach, möchte ich Dir immer ähnlicher werden!"

„Gott verhüt's!" dachte Leuthold bei sich mit vollster Selbsterkenntniß und schlug den Rückweg ein. Hätte er auch auf seinem Lebens-Wege so umkehren können! —

Der Abend bei der Vorsteherin verging ihm langsamer als die Stunden mit Gretchen allein, obgleich sie ihm Proben ihres Könnens und Wissens ablegte, die ihn hocherfreuten. Besonders überraschten ihn ihre künstlerischen Talente, ihr Zeichnen und Malen. Sie hatte nicht übertrieben, als sie ihm geschrieben, sie verstehe Alles, womit ein Mädchen sein Brod verdienen könne. In dieser Hinsicht war Leuthold beruhigt. Und als er sich Nachts spät zur Ruhe begab, da über-

kam ihn eine Art von Zuversicht, die er lange nicht mehr empfunden und die ihn in festen Schlummer wiegte.

Am andern Morgen hörte Gretchen zu ihrem Erstaunen, daß der gütige Vater ihr das Meer zu zeigen gedenke. — Das eigentliche Ziel seiner Reise wollte er ihr erst auf dem Schiffe entdecken. Sie fuhren mit dem nächsten Zuge bis Hamburg, wo sie gegen Abend ankamen. Leuthold fand es am Gerathensten, in einem großen Gasthaus abzusteigen, wo der Einzelne nicht so beachtet wurde wie in einem kleinen. Er wählte eines der prachtvollen Hotels am Jungfernstieg, der belebtesten Straße Hamburgs.

Gretchen jubelte laut auf, als sich das nordische Venedig vor ihren unerfahrenen Blicken entfaltete. Da breitete es sich hin, das mächtige Alsterbassin, — umrahmt von Hunderten strahlender Flammen, abgeschlossen durch den bunterleuchteten Alsterpavillon und mitten durch die leichtgekräuselte Fluth zog der Mond eine endlose silberne Straße. Wie Schatten in der Laterna magica glitten die Gondeln darüber her und hin und von dem Lusttempel am jenseitigen Ufer trug der frische Seewind die Klänge rauschender Musik herüber. Wasser-, Licht- und Schallwellen flutheten in vollendeter Harmonie an Gretchens Auge und Ohr und wiegten sie

in einen Taumel von Entzücken ein. Sie glaubte Nixen auftauchen zu sehen, die am Tage Handel und Wandel auf dem belebten Strom in die Tiefe verscheucht haben mochten; sie umschwammen zutraulich die Rudernden und sangen ihnen sehnsüchtige Lieder vor. Und wenn sie dann wieder den Blick dem Ufer zuwandte, wo Pallast sich an Pallast reihte, wo eine wogende Schaar von Spaziergängern und rasselnden Equipagen sich drängte, ein Bild der Wirklichkeit gegenüber dem träumerischen Eindruck des Bassins — aber der Wirklichkeit in ihrer glänzendsten, stolzesten Gestalt, da glaubte die jugendliche Seele, die Welt sei ein Zaubergarten und ihr Vater der Magier, der darin gebiete, und er habe sie jetzt geholt, um seine Herrlichkeiten zu genießen. Sie warf sich an seine Brust und küßte seine Hände, und wußte ihm nicht mit Worten zu danken für alle die fremdartige niegeahnte Wonne! Da hielt der Wagen vor einem der schönsten Hotels des Jungfernstiegs. Der Portier rannte zur Glocke, das Personal stürzte herbei. Ein Oberkellner nahte mit dem seiner Würde angemessenen Schritt und erwartete unter der Thür die Ankommenden. Leuthold hatte Gretchen herausgeholfen und dem Hausknecht das Gepäck übergeben. Jetzt erst beim

Ersteigen der Stufen richtete er den Blick auf den wohlfrisirten Stellvertreter des Wirthes. Er stutzte — jener gleichfalls. Sie kamen sich Beide bekannt vor — einige Sekunden des Besinnens — jetzt wußten sie's, Jeder vom Andern, wer sie waren — Leuthold mußte sich an Gretchen halten, um nicht zu straucheln, — es war der Oberkellner aus seines Schwiegervaters Gasthaus, der Mann Bertha's!

Sie wechselten einen kurzen feindlichen Gruß. Dann rief der Oberkellner in dem unbefangensten Tone: „Louis, führen Sie Herrn Doctor Gleißert mit Fräulein Tochter auf Nummer zwei- und dreiundvierzig."

Es kam Leuthold vor, als lächelte der Angerufene bei Nennung seines Namens, als tausche er einen bedeutsamen Blick mit dem Vorgesetzten. Doch war dies wohl nur eine Vorspiegelung seiner geängstigten Phantasie. Er überlegte, ob es nicht besser sei, in ein anderes Hotel zu gehen. Doch mußte das wie eine Flucht ausgelegt werden, und erkannt war er ja doch schon; wenn ihn der Oberkellner verfolgen wollte, wußte er ihn in jeder Herberge Hamburgs zu finden.

Der Gefürchtete zog sich mit einer höhnischen Verbeugung zurück und Leuthold stieg hinter dem Führer

vier Treppen hinan. „Haben Sie denn kein Zimmer im unteren Stocke?“ frug er.

„Bedaure sehr,“ sagte der Gefragte lächelnd, „ist Alles besetzt! Sie haben ja da oben eine weit schönere Aussicht über das Alsterbassin.“

Leuthold schwieg. Es war ihm, als sei er in eine Falle gerathen. Mußte er auch in der großen Stadt gerade das Haus wählen, wo ihm der schlimmste Feind lebte! Wie war dieser Mensch hierher gekommen?

Louis, der Zimmerkellner öffnete ein elegantes Gemach mit der Aussicht auf das Bassin und Gretchen konnte einen Ausruf der Ueberraschung nicht unterdrücken, als sie von solcher Höhe herab die ganze Herrlichkeit mit einem Blick überschaute. Sie meinte geradezu, sie sei im Himmel. Louis zündete die Kerzen an und harrte weiterer Befehle.

„Seit wann ist Herr Meyer Oberkellner bei Ihnen?“ frug Leuthold nebenbei.

„Seit einem Jahre etwa,“ erklärte Louis, die Serviette durch die Hände ziehend. „Er ist mit dem Besitzer dieses Hauses verwandt und nachdem derselbe seinen einzigen Sohn verlor, ließ er Herrn Meyer kommen, damit das Geschäft doch nicht in fremde Hände falle.

„So — da wird also Herr Meyer einmal sein Nachfolger?“

„Zu dienen, ja wohl!“

Leuthold ging auf dem weichen Teppich hin und wieder.

„Speisen die Herrschaften zu Abend?“

„Ja!“

„Wollen Sie sich in den Speisesaal bemühen?“

„Ich möchte die vier Treppen nicht noch einmal steigen. Serviren Sie gefälligst hier oben.“

„Sehr wohl — ich werde sogleich die Karte bringen.“

„Eh — hören Sie —“

„Befehlen?“

„Bringen Sie mir doch auch ein paar Zeitungen mit herauf — wollen Sie?“

„Sehr wohl!“

Als Louis die Thür hinter sich geschlossen, wandte sich Gretchen, die bisher mit gefalteten Händen am Fenster gestanden, zu Leuthold um. „Vater,“ sagte sie, „ich bin wie berauscht von Allem, was ich sehe. So glücklich war ich in meinem Leben noch nie. Aber in aller Zerstreuung und Freude vergesse ich doch keinen Augenblick, wem ich es zu danken habe.“ Und sie

kniete auf den Teppich nieder und legte das Köpfchen auf Leutholds Knie, der sich mittlerweile erschöpft in einen Stuhl geworfen. „Ach, Vater, ist es denn Dir nur auch so leicht und frei hier oben in der reinen herrlichen Luft mit dem Ausblick über das weite leuchtende Wasser hin?“

„O ja, mein süßes Kind!“ erwiderte Leuthold aus tödtlich beklommener Brust.

Gretchen sprang wieder auf und that ein paar tiefe Athemzüge. „Ach,“ rief sie, an's Fenster zurücktretend, „mir ist, als sei ich bisher durstig gewesen, zum Verschmachten durstig, und tränke jetzt mit vollen Zügen Labung aus dem Anblick dieser wogenden Fluth — Ah!“ Sie lehnte die schöne Stirn an das Fensterkreuz und sog sehnsüchtig den frischen Hauch ein, der von der Alster herüberwehte. „Wie glücklich sind die Menschen, die zwei Elemente zur Heimath haben,“ fuhr sie fort: „Land und Wasser! Wir armen Landratten kleben immer nur an der Erde. Ach — wer alle vier Elemente bewohnen dürfte, — wer bald auf der Erde schaffen und wirken oder in die Lüfte sich schwingen, bald auf kühlen Wellen dahin träumen oder in Feuersgluth auflodern könnte — der wäre beneidenswerth.“

„Also Mensch, Fisch, Vogel und Salamander in einer Person möchtest Du sein?“ lächelte Leuthold, erstaunt über des Mädchens leidenschaftlichen Ausdruck. „Nun, nun, wenn man in das sechszehnte Jahr geht, hat man schon solche Gelüste — wer aber so bejahrt ist, wie Dein alter Vater, der dankt dem Himmel, wenn er auf Erden anständig durchkommt.“

„Mein alter Vater,“ lachte Gretchen und eilte zu ihm hin, „o, Du schöner Papa, wie magst Du Dich nur einen Greis nennen? Komm nur, komm mit mir an das Fenster, der Anblick da draußen wird Dich gleich um zwanzig Jahre verjüngen.“ Sie zog ihn mit sich. „Es ist ganz eigen, weißt Du — ich meine, die Schönheit, wie und wo sie sich uns offenbare, müsse alte Leute jünger und junge älter machen. Der Jugend ist sie eine Erfahrung, und Erfahrung reift — dem Alter ist sie eine Erinnerung, denn es hat sie immer irgendwo schon einmal gesehen, und es kehrt zurück zu der Empfindung, mit der es sie zuerst genoß. Solch eine Erinnerung nimmt gewiß Jahrzehnte von der Seele!“

Leuthold sah Gretchen mit unverhehltem Erstaunen an — „Kind, wo hast Du diese Weisheit her?“

„Ei nun — wohl aus den guten Büchern, die

ich las," sagte Gretchen bescheiden, „da bleibt einem so etwas hängen!"

„Gesegnet sei der Tag, der Dich mir schenkte, Du bist mein ganzer Reichthum."

„Vater —" rief Gretchen und sank mit unaussprechlicher Innigkeit an seine Brust.

Da klopfte es an die Thür und der Kellner trat ein mit Speisekarte und Zeitungen.

„Sie verzeihen, es hat etwas lange gedauert — ich mußte erst die heutigen Blätter bei Madame suchen."

„Es thut nichts," sagte Leuthold fast heiter, denn das Gespräch mit seiner Tochter hatte ihm wohlgethan. —

Er bestellte ein kleines Souper und als der Kellner sich wieder entfernt hatte, setzte er sich auf das Sopha und begann zu lesen.

Gretchen hatte nach Mädchenart eine Handarbeit mitgenommen, denn sie war noch in dem Alter, wo sich jedes Gefühl zunächst in Sticken und Häckeln für den geliebten Gegenstand kund giebt. So nähte sie mit rührendem Eifer an einer Brieftasche für den Papa, während er las. Sie schaute nur dann und wann zum Fenster hin, wie um sich zu überzeugen, ob auch alle die Herrlichkeit noch da draußen sei?

Plötzlich erschreckte sie ein dumpfer Seufzer ihres Vaters und als sie aufblickte, sah sie ihn todesblaß auf die seinen Händen entfallene Zeitung starren, dann sprang er auf und schritt in stummer Verzweiflung im Zimmer auf und nieder.

„Was ist Dir, Vater, lieber Vater, was hast Du?" frug Gretchen ängstlich, da aber keine Erklärung erfolgte, suchte sie dieselbe in dem vor ihr liegenden Blatt, das die Aufregung Leuthold's jedenfalls hervorgerufen hatte. Sie las unbemerkt von ihm, der unter dem Fenster Athem schöpfte, — sie las, als sei es in einer fremden unverständlichen Sprache gedruckt, die sie erst mit ihrem Herzblut entziffern müsse. Es war ein telegraphisches Fahndungsausschreiben des Amtsgerichts N***: „Der vormalige Professor Leuthold Gleißert aus Pr. ist angeschuldigt, mittelst Fälschung einer öffentlichen Urkunde das Vermögen seiner Mündel Ernestine v. Hartwich in Hochstetten im ungefähren Betrage von neunzigtausend Thalern sich widerrechtlich zugeeignet und im eigenen Nutzen verwendet, auch einen Briefdiebstahl begangen zu haben. Wir bitten, auf denselben zu fahnden und ihn an uns abzuliefern." Das Signalement war beigefügt, aber Gretchen hatte genug gelesen. „Vater," schrie sie, „Vater, — Vater!"

Und als habe sie in den drei Worten Alles gesagt, was zu sagen war, stürzte sie verstummt auf das Antlitz nieder, wie wenn sie es für immer in die Erde verbergen wolle.

Da stand nun der Verbrecher und mußte es mit Augen sehen, „wie der Schutt seiner zertrümmerten Existenz sein Kind mit zerschmetterte." Er wagte es nicht, den heiligen Leib zu berühren, der in Todesweh vor ihm hingestreckt lag. — Er sah fast wahnsinnig auf sie nieder. Gott hatte den Unempfindlichen an der einzigen Stelle gefaßt, wo er noch menschlich fühlte; seine Strafe lag in dem Leiden seines Kindes, das er mitansehen mußte, ohne es lindern zu können.

Da hob Gretchen plötzlich den Kopf und sah ihn an mit jenem Blick des inneren Gerichts, den er stets nur schwer, heute gar nicht aushalten konnte: „Es ist nicht wahr — es kann nicht sein! Vater — Du bist unschuldig — Du kannst das nicht gethan haben?"

„Um aller Barmherzigkeit willen, Gretchen, sprich nicht so laut," bat Leuthold.

„Du zitterst, Du vermeidest meinen Blick? Vater, wenn Du das auf Deine Seele geladen hättest — ich könnte nicht Dein Richter — aber ich würde Dein Gewissen sein. Keine Stunde ließe ich Dich froh

werden, nicht schlafen ließ' ich Dich, bis Du zurückgegeben hättest, was nicht Dein ist. Hungers sterben würde ich vor Deinen Augen, ehe ich einen Bissen Brod genösse, der nicht ehrlich erworben ist. — Doch, was rede ich da — ich bin von Sinnen! Es ist ja nicht möglich, nicht möglich! So hilf mir doch mit einem einzigen Wort aus diesem Drangsal. Meine Seele ist in Nacht gehüllt, wirf nur einen Schimmer des Lichtes hinein," sie umschlang inbrünstig seine Knie: „Vater, schwöre mir, daß Du unschuldig bist —"

„Mein Kind —"

„Sie unterbrach ihn: „Nein, keinen Schwur, keine Betheuerung, — zwischen uns bedarf es dessen nicht, nur einfach — Ja oder Nein — und ich glaube Dir! — Sieh mich an, Vater — o, nur einen Blick! Sprich auch nicht, sag' nicht einmal Ja oder Nein — laß mich Dir nur in die Augen sehen und jeder Zweifel wird schwinden."

„Gretchen!" flüsterte Leuthold und suchte sich loszumachen — „Gretchen, höre mich!"

„Nein, Vater, nein — ich lasse Dich nicht. Ich will keine Erklärung, keine Rechenschaft. Hast Du das Verbrechen begangen, dann hilft kein Beschönigen — ich will nichts wissen, nichts hören, als: ob

Du es gethan — oder nicht?" Sie suchte in kindlicher Angst sein Auge, sie ließ seine Knie los, um seine Hände zu fassen und zu küssen, ein Strom von Thränen erleichterte ihr Herz. „Ach, vergieb, vergieb, daß ich so zu Dir zu sprechen wage, ein Kind zu seinem Vater. Nein, nein — es ist Frevel, daß ein so furchtbarer Argwohn in mein Herz kommen konnte. O mein Gott, wie klein bin ich, wie unwürdig Deiner Liebe. Eine Anklage böser Menschen vermag es, mich irre zu machen an Dir und ich wage es noch, Dich zu fragen — ob Du unschuldig bist? Verzeih' — Du gütiger, langmüthiger Vater, sieh, ich frage nicht mehr, will Dir nicht mehr forschend in die Augen schauen, nur die Berührung Deiner Hand, dieser treuen schützenden Vaterhand hat hingereicht, mir das Vertrauen wiederzugeben, mich zurückzuführen in die Schranken meiner Kindespflicht!" Und sie legte ihr thränenfeuchtes Gesicht in seine Hände mit einer Demuth, die ihn tiefer ergriff als die schwerste Anklage.

„Nun ist's aber genug!" erscholl plötzlich hinter ihnen eine Stimme, die Leuthold das Blut in den Adern gerinnen ließ: „Ich will Dich Deine Kindespflicht lehren!" Und aus der Thür des Nebenzimmers

trat eine plumpe Frauengestalt und schritt entschlossen auf die Gruppe zu.

„Jesus — die Mutter?" schrie Gretchen und wich unwillkürlich vor ihr zurück.

„Grethel," sagte die Frau, „vor Deiner Mutter schrickst Du zurück und vor dem Bösewicht da liegst Du auf den Knien?"

Leuthold trat zwischen sie und das Kind: „Bertha," sagte er: „Ich dächte, ich wäre genug gestraft — Du bedürftest nicht auch noch der Rache, mir das Herz meines Kindes zu entreißen, ein Herz, nach dem Dich selbst nie verlangte und das Du nie gewinnen wirst. Wenn noch ein Rest von Muttergefühl in Dir ist — so schone — nicht mich — sondern diesen reinen Engel! Zerstöre nicht das höchste Gut einer jungen Seele, den Glauben an ihren Erzeuger. Bertha, Bertha, Du thust der Tochter Schlimmeres als dem Vater — höre Dein Mutterherz, das doch beim Anblick dieser holden Blüthe höher pochen muß und erspare mir einen Streich, der sie vernichten würde."

Frau Bertha schlug die Arme übereinander und sah den Flehenden mit maßlosem Hohn an: „So — also jetzt legst Du Dich auf's Bitten, jetzt bin ich wohl nicht mehr roh — bösartig und gemein und

eine Bestie, wie damals, da Du mich forttriebst, weil ich mich bei Deiner Erbschleicherei zu ungeschickt gezeigt?"

„Bertha!" rief Leuthold und deutete auf Gretchen, die mit steigender Angst von einem zum andern blickte — ein Bild des tiefsten Jammers.

„Ja, ja, sie soll's nur hören, sie soll ihren lieben Papa nur kennen lernen, soll's nur erfahren, daß Du das Verbrechen begingst, von dem in der Zeitung steht. Warum solltest Du denn das nicht gethan haben, während Du Ernestine schon als Kind um ihr Eigenthum betrogst, da Du Dir's vom alten Hartwich verschreiben ließest? Du bist zu Allem fähig — das sage ich, Deine Frau, die Jahre an Deiner Seite verlebte! Und Dein Kind soll Dich verfluchen, statt an Dir zu hängen wie an seinem Herrgott. Nicht wahr, das wäre so ein Geschäftchen, solch schönes Mädel mit nach Amerika zu nehmen und dort zu verschachern?"

Das Mädchen stieß einen lauten Schrei aus bei diesen Worten.

Bertha fuhr unaufhaltsam fort: „Weil ich Muttergefühl genug habe, um meinem Kind das Beste zu wünschen, deshalb schiebe ich Dir einen Riegel vor,

Du sollst das arme Ding nicht in Dein verruchtes Leben mit hineinziehen, so lange ich lebe, nicht!!"

„Bertha," schrie Leuthold, alle Vorsicht vergessend, „schweig — oder es giebt ein Unglück."

„Was denn für eines? Willst Du mich vielleicht wieder erwürgen wie damals, als Hartwich sein Vermögen der Ernestine vermachte statt Dir? Versuch's nur, mich zu berühren, unten im Corridor stehen schon die Polizeidiener, die mein Mann für Dich bestellt, weil er fürchtet, unsere Kellner könnten den feinen Herrn nicht gut genug bedienen."

„Heiliger Gott," stöhnte Gretchen und taumelte, wie von einem tödtlichen Schlage getroffen.

„Das hättest Du gethan — so tief wärst Du in Deiner elenden Rachgier gesunken?" sagte Leuthold noch ungläubig.

„Ich that's nicht, sondern mein Mann, der Dich von jeher auf dem Strich hatte, weil ich ihm, um Dich zu heirathen, untreu geworden war. Diesen Morgen kam ein Herr hier an, der mit dem Polizei-Comissär in allen Hotels Nachforschungen hielt und den Auftrag gab, sowie Du Dich zeigtest, es ihm zu melden. Den hat mein Mann rufen lassen und zu mehrerer Sicherheit auch den Gerichtsdiener. — Ich

wollte nur noch vorher mit dem armen betrogenen Grethel sprechen und es unter meinen Schutz nehmen, wenn ihm nun der Vater weggeholt wird." Sie näherte sich dem Mädchen, doch dieses floh wie ein gescheuchtes Wild in die entfernteste Ecke des Zimmers.

„Lassen Sie mich," rief es, an allen Gliedern zitternd, — „berühren Sie mich nicht, Ihnen bleibt nichts mehr für mich zu thun, als mich zu tödten, um die Qual zu enden, die Sie mir bereitet."

Sie brach in ein herzzerreißendes Schluchzen aus. Niemand sah, daß die Thür sich leise öffnete und ein junger Mann auf der Schwelle erschien, der mit tiefem Mitleid auf das unglückliche Mädchen blickte.

„Mein Kind," sagte Leuthold, schüchtern zu ihr tretend: „Mein Kind, darf Dein unwürdiger Vater noch ein Wort zu Deinem Herzen sprechen?"

„Sprich nichts mehr, Vater, wozu soll es helfen? Ich kann ja nicht mehr an Dich glauben, kann Dich nicht retten, mit meinem Herzblut nicht Deine Schuld abwaschen, wie gerne ich's thäte — ich kann nichts mehr, als Dich beweinen!"

„Verzeihen Sie, wenn ein Unbekannter in das Heiligthum solchen Schmerzes eindringt," sprach jetzt der Fremde mit weicher, von Erschütterung gedämpfter

Stimme: „Der Augenblick treibt mich unbarmherzig weiter und läßt mich als Feind erscheinen, wo ich als Freund helfen, trösten möchte.“ Er wandte sich an Bertha: „Dürfte ich Sie wohl bitten, uns einige Minuten allein zu lassen?“

Sie ging murrend hinaus.

„Herr Gleißert,“ sprach er weiter, „mein Name ist Hilsborn. Erschrecken Sie nicht! Ich komme nicht als Rächer meines verstorbenen Vaters, der friedlich verklärte Geist des geliebten Todten fordert keine Sühne mehr, er hatte Ihnen noch bei seinem Leben verziehen. Ich komme nur im Auftrage meines Collegen Möllner, der an das Lager Ihrer schwerkranken Nichte gefesselt ist, um an seiner Stelle hier die Sache Fräulein Ernestinens zu vertreten. Durch Frau Willmers erfuhren wir, daß Sie bereits einige Tage früher Ihre Effecten poste restante nach Hamburg geschickt hatten, daß Sie also Ihren Weg dahin nehmen mußten, wenn Sie Ihr Besitzthum nicht im Stiche lassen wollten. Möllner forderte mich auf, Ihnen unverzüglich zu folgen und ich erklärte mich ohne Bedenken, aber auch ohne jede persönliche Rachsucht bereit, einem Freund, dem ich viel verdanke, diesen Dienst zu leisten und Ihrer so schwer heimgesuchten Mündel zu ihrem Rechte

zu verhelfen. Ich ahnte nicht, welch ein Opfer die Uebernahme dieser Pflicht mich kosten würde: Denn die wenigen Minuten auf dieser Schwelle überzeugten mich, daß ich nicht nur gekommen bin, um Sie Ihrem Richter zu überliefern — sondern, daß mir die furchtbare Aufgabe wurde, einer Tochter den Vater zu entreißen."

„Sie beschämen mich, mein Herr, durch eine so rücksichtsvolle Sprache in einem Augenblick, wo minder edle Naturen sich jede Rohheit gegen mich erlauben zu dürfen meinen. Ich danke Ihnen dafür um so mehr, als Sie vor Allen Grund hätten, mich zu hassen. Daß Sie auch Sinn haben für die menschliche Seite dieser traurigen Sache, beruhigt mich über das Schicksal meines unglücklichen Kindes, ich darf hoffen, daß sie sich seiner ritterlich annehmen werden."

„Verlassen Sie sich darauf!" betheuerte Hilsborn.

„Und ich darf auch von Dir hoffen, mein Kind, daß Du den Schutz dieses edlen Mannes nicht verschmähst, — er hat sich nichts gegen Deinen Vater vorzuwerfen, wenn er sich auch in seinem natürlichen Gerechtigkeitsgefühl zum Werkzeug der Hand hergab, die mich verfolgt. — Sie haben vermuthlich für meine sofortige Verhaftung gesorgt?"

„Ja, Herr Gleißert," sagte Hilsborn leise, „der Oberkellner des Hotels unterstützte mich darin."

„Nun so will ich keinen unnützen Aufenthalt veranlassen. Ich gehe der Untersuchung mit ruhigem Bewußtsein entgegen."

Hilsborn legte sanft seine Hand auf Leuthold's Arm: „Herr Gleißert, wollen Sie einen wohlgemeinten Rath nicht verschmähen?" sprach er flüsternd, damit ihn Gretchen nicht verstehe, die unter Fieberschauern jedem Worte lauschte.

„Nun?" fragte Leuthold.

„Versuchen Sie es nicht mehr, zu leugnen, — Sie würden Ihre Sache nur verschlimmern, — die Beweise Ihrer Schuld sind vorhanden."

„Wie so?" fragte Leuthold ruhig, denn er war sich bewußt, jedes Blatt Papier, das ihn verrathen könnte, vernichtet zu haben.

„Am Abend Ihrer Flucht traf ein Brief von dem ehemaligen Kammermädchen Ernestinens ein, welches mit Ihnen die italienische Reise machte und schleunige Uebersendung des Jahrgeldes fordert, um das sie schon mehrmals vergebens geschrieben. Sie wirft Ihnen vor, was sie für Sie, Herr Gleißert, gethan, wie sie sich Nächte hindurch im Nachschreiben von Ernestinens

Hand geübt habe, bis sie soweit gewesen sei, um Ernestinens Namen vor dem Notar mit vollkommener Aehnlichkeit zu unterzeichnen. Kurz, der Brief enthüllte genügend, daß Sie auch den italienischen Notar täuschten, daß Sie die Person sowie die Schrift Ernestinens durch diese Kammerfrau nachahmen ließen, um die Urkunde aufzusetzen, derzufolge die Obervormundschaft das Vermögen des Fräuleins ausbezahlen mußte."

Leuthold stand leichenblaß und stumm vor dem jungen Manne. Hilsborn sah, daß etwas Furchtbares in ihm vorgehen mußte.

„Ich sage Ihnen das nicht, um Sie zu beschämen oder Ihre Angst zu erhöhen, ich will Sie nur warnen," fuhr er fort, „damit Sie nicht durch ein falsches Vertheidigungssystem Zeit verlieren und vielleicht auch noch die Theilnahme der Geschworenen verscherzen, die nie fehlt, wo ein Mann von Ihrer Bildung ein reumüthiges Bekenntniß ablegt."

Um Leuthold's Lippen zuckte es seltsam bei diesen wohlgemeinten Worten: „Hat man etwa Schritte gethan, sich der Person des Kammermädchens zu versichern?" fragte er in einem Tone, als wolle er fragen, „wie lange lebe ich noch?"

„Professor Möllner hat sogleich auf Fahndung angetragen und kurz vor meiner Abreise kam von O...., dem jetzigen Wohnorte des Mädchens, die telegraphische Anzeige von dessen Verhaftung. Auch an den Notar wird eine Zeugenvorladung ergehen. Seien Sie sicher, daß, wie Ihre Verfolgung nach allen Seiten mit größter Vorsicht eingeleitet worden ist, auch keine Maßregel versäumt werden wird, die Ihre Ueberweisung herbeiführen kann. Glauben Sie mir: Alles, was Ihnen bleibt, um Ihre Lage zu verbessern, ist, das Mitleid der Geschworenen zu gewinnen."

„Ich danke Ihnen!" sagte Leuthold.

Gretchen hielt sich krampfhaft am Fensterkreuz. Sie hatte mehr verstanden, als Hilsborn wollte. — Da unten rauschte noch die Alster, funkelten die Lichter und in die fürchterliche Stille, die jetzt eingetreten war, tönten noch die Walzermelodien vom Pavillon herüber. War es denn möglich, daß da draußen Alles war wie vorher und sie hatte doch ein Gefühl, als sei die Welt in Stücke gegangen?

Wieder öffnete sich die Thür und mehrere Gestalten wurden sichtbar. Gretchen verschwamm alles vor den Augen, ihr Herz pochte, als wäre jeder Schlag ein Todesstreich. Ein Commissär trat ein. „Sie

verzeihen," sagte er zu Hilsborn — „ich kann nicht länger warten."

Leuthold blickte durch die Thür. Zwei Gerichtsdiener waren draußen. Auch der Oberkellner und Bertha. Aber was war das? Immer mehr Gestalten tauchten auf in dem hellerleuchteten Vorplatze — es waren die Gäste des Hotels, neugierig, die Verhaftung zu sehen. Durch alle diese gaffenden, lachenden Menschen sollte er hindurch geführt werden? Er, der sein ganzes Leben lang bei allen Verbrechen doch immer den Schein bewahrt hatte — er sollte jetzt im eigentlichen Sinne des Wortes an den Pranger gestellt werden, wie ein Dieb, von Polizeidienern geführt den hellen Corridor entlang die Treppen hinabschreiten? Und unten harrte seiner natürlich auch schon eine schaulustige Menge. Und wenn er in N*** ankam, wieder eine, — er sollte nun keinen andern Weg mehr gehen, als durch Reihen neugieriger Gesichter; von Verhör zu Verhör, von Schande zu Schande geschleppt werden — er, der immer für einen anständigen Mann gegolten, — bis er endlich in die Zwangsjacke des Zuchthauses oder eines Irrenhauses hineingequält war? Er überlegte nicht mehr, er wandte sich ein wenig um, nur ein wenig. Er zog ein kleines

Pulver aus der Tasche — er brauchte nur einen Augenblick, Niemand bemerkte es. Was war es weiter? Es war ja so leicht, ein Pulver zu nehmen — viel leichter, als da hinaus in den hellen Corridor unter die murmelnden wartenden Menschen zu treten und von da weiter bis in den Gerichtssaal, bis zur Strafarbeit! Noch eine Secunde, — das Pulver war geschluckt. — Es war sehr bitter, er mußte ein Glas Wasser trinken, um den entsetzlichen Geschmack von der Zunge zu bringen. Als dies geschehen, trat er zu Gretchen, die mit verhülltem Gesicht auf den Knien lag: „Gretchen," sagte er dumpf — „vergieb Deinem unglücklichen Vater!"

„Vater? Allmächtiger Gott, ich habe keinen Vater mehr!" brach es aus dem gemarterten Kinde hervor.

Leuthold sah sie an mit brechendem Blick. „Ich bin — gerichtet!" war Alles, was er sagen konnte.

Dann wandte er sich an die Polizeibeamten: „Meine Herren, in einem Augenblick wie dieser wird es wohl am Platze sein, daß ein Vater für die Zukunft seiner Hinterbliebenen sorgt. Ich bin kränklich und fühle mich als ein übernächtiger Mann! — Für den Fall meines Ablebens bestimme ich daher vor allen diesen Zeugen Herrn Professor Hilsborn zum Vor-

mund meiner Tochter, da meine, mich überlebende Gattin sich in jeder Beziehung unwürdig gemacht hat, die Vormünderin dieses Kindes zu sein. Schon die Thatsache, daß sie dasselbe in den ersten Jahren seines Lebens verließ, ohne sich je wieder darum zu kümmern, wird Ihnen beweisen, daß ich die Wahrheit sage. Ich bitte Sie, meine Herren, diesem meinem letzten Willen Geltung zu verschaffen, wenn die Stunde kommen sollte. — Sie Alle werden mir bestätigen, daß ich bei vollem Bewußtsein war, da ich ihn aussprach."

Die Anwesenden sahen ihn befremdet an. — Bertha wollte reden, doch der Oberkellner hielt sie zurück.

Der Commissär sagte kalt, aber höflich: „Ihre Anordnungen werden im betreffenden Falle berücksichtigt werden. Verlassen Sie sich darauf."

„Sie haben nichts dagegen einzuwenden?" fragte Leuthold Hilsborn.

„Ihr Wunsch soll mir heilig sein!" betheuerte dieser.

„Und nun, mein Herr, bitte ich Sie um eine große Gunst," flüsterte Leuthold dem Commissär in's Ohr: „Gönnen Sie mir noch eine halbe Stunde Frist!"

„Ich bedaure — ich habe mich schon zu lange versäumt."

„Mein Herr, aus Barmherzigkeit — eine halbe

— eine Viertelstunde," flehte Leuthold. Das Gift begann zu wirken. Die Kniee schlotterten ihm, die grauen Augen traten ihm gläsern aus den Höhlen, seine Züge wurden immer starrer.

„Nicht eine Minute mehr!" sagte ungeduldig der Beamte und winkte den Policisten, einzutreten.

„Aus Erbarmen —" raunte der Gefolterte Hilsborn zu: „Ich habe Gift — sind Sie ein Mensch, so machen Sie, daß man mich hier — bei meinem Kinde sterben läßt."

„Heiliger Gott," fuhr Hilsborn entsetzt auf, „da muß Hülfe —"

Leuthold drückte ihm den Arm und grinste ihn mit dem Lächeln des Todes an: „Strychnin — mein Freund!"

Hilsborn war wie vom Donner gerührt. „Herr Commissär — ich vereine meine Bitten mit denen des Herrn Gleißert —" sagte er: „Gestatten Sie ihm, nur so lange hier zu bleiben, bis ich mit Ihrem Vorgesetzten gesprochen habe."

„Wenn der Herr unschuldig verhaftet ist, wird er auch aus dem Gefängniß entlassen. Das geht mich dann nichts an. Ich habe einfach meine Instruction zu befolgen!"

Hilsborn flüsterte dem Beamten etwas in's Ohr.

Dieser zuckte die Achseln. „Das könnte Jeder sagen. Uebrigens werde ich im Vorbeifahren gleich den Gerichtsarzt mitnehmen, damit nichts versäumt wird. Das geht wenigstens nicht gegen meine Instruction. Also vorwärts!“ Die Polizeidiener traten heran.

Hilsborn flüsterte Leuthold zu: „Ich eile voraus und suche mir Gegengift zu verschaffen. Ich hoffe, Sie werden es nehmen aus Liebe zu Ihrem Kind! Gott möge sich Ihrer erbarmen!“

Leuthold wollte erwidern. Ein Kieferkrampf verhinderte ihn daran.

Hilsborn sah, daß das Gift sich bereits dem Blute mitgetheilt und alle Hülfe zu spät käme. Dennoch wollte er nicht zögern, seine Pflicht zu thun. Im Vorbeischreiten berührte er Gretchens Schulter: „Mein Fräulein! Ihr Herr Vater geht — gönnen Sie ihm noch ein Wort!“

Gretchen fuhr auf wie aus einer Betäubung, sie sah sich um, sah Leuthold zwischen den Häschern: „Vater,“ schrie sie und stürzte auf ihn zu. Sie umschlang ihn mit beiden Armen, drückte ihre Lippen auf seinen bläulichen Mund, auf seine Brust. „Vater!“

rang sich's wieder aus ihrem brechenden Herzen hervor, daß der Schrei den Umstehenden durch Mark und Bein drang und Bertha hinwegeilte, um ihn nicht mehr hören zu müssen.

„Vater," schluchzte Gretchen. „Ich nehme mein Wort zurück — ich hätte keinen Vater mehr — ich fühl's in diesem Augenblick, wo ich Dich verlieren soll, daß ich nie von Dir lassen kann!"

Leuthold wand sich im furchtbarsten Schmerz in Gretchens Umarmung. Aber noch einmal kehrte ihm die Sprache zurück: „Mein Kind," stöhnte er mit erlahmender Zunge: „Wenn es einen Gott giebt, so segne er Dich. Und hörst Du, daß Dein Vater sich das Leben genommen, so denke nur: „Vermögen, Freiheit und Ehre konnte er nicht mehr retten, aber er hat wenigstens durch diese That — den Anstand gewahrt." "

Gretchen starrte ihn sprachlos an — sie wollte reden, sie brachte keinen Laut mehr hervor. Sie fühlte nur noch, daß man sie von rückwärts umfaßte und wegbringen wollte, sie klammerte sich mit aller Kraft an den Vater an. Man riß ihre Arme von ihm los, ihre Hand hielt noch ein Stück von seinem Rock, es wurde den geschlossenen Fingern entwunden. Jetzt

wurde sie mit Gewalt zurückgezogen, sie hörte sich entfernende Schritte vieler Menschen — eine Thür fiel zu. — Jetzt wurde es still um sie her — und still in ihr — sie wußte nichts mehr von sich. — Aber nur wenige Minuten lag sie so in wohlthätiger Betäubung, da brachte sie ein neues Geräusch zum Bewußtsein. Was war das, kamen die Schritte wieder? Ja, sie nahten sich langsam ihrem Zimmer. Welch' seltsames Gemurmel begleitete sie? Sie hob zwischen Furcht und Hoffnung den müden Kopf.

Die Thür ward aufgemacht, weit, so weit es ging. Zwei Männer traten rückwärts gehend herein — träumte sie oder war sie wahnsinnig? Sie schleppten einen schweren Körper; zwei andere folgten, die Füße der starren Gestalt tragend, eine Menge Menschen drangen nach — so brachten sie ihr den Vater wieder! — Sie legten ihn auf das Bett nieder. — Gretchen stürzte sich wimmernd über ihn hin, er wehrte sie mit einer convulsivischen Bewegung von sich ab, denn es ist eine der grausamen Wirkungen des Strychnin, daß der Vergiftete keine Berührung mehr erträgt. So wurden in seinem letzten Augenblick die Arme der Tochter glühende Zangen für ihn — und er verschmachtete nach einem Kuß der süßen Lippen, deren

leisen Druck er doch nicht mehr aushielt. — Er wollte noch etwas sagen, aber er brachte die Kiefer nicht mehr auseinander. Der Kopf bog sich zurück, der Leib bäumte sich auf wie im Bogen, man mußte ihn halten, damit es ihn nicht aus dem Bette schleuderte. Endlich trat Erschlaffung ein. Man glaubte, er habe es überstanden. Doch der Anfall kehrte wieder. Schwere Erstickungskrämpfe zogen ihm allmälig den Hals zu, er wurde gleichsam erwürgt von den eigenen Muskeln. Die zähe Natur wehrte sich furchtbar. Dreimal schien er den letzten Seufzer verhaucht zu haben — dreimal wachte er wieder auf, um von Neuem zu sterben. Endlich reckte der Tod die zuckenden Glieder.

Er hatte geendet als ein — „anständiger Mann!“

Aber der einzige Richter, den er auf Erden über sich erkannt: sein Kind, lag vernichtet zu seinen Füßen und büßte die Schuld des Gerichteten.

Zweites Capitel.

Die Waise.

Der Tag spiegelte sich bereits lachend in dem Alsterbassin. Lautes, munteres Leben regte sich auf den Straßen. Das Plappern und Lärmen der Kinder, die zur Schule gingen, der eintönige Schrei der Vierländer, die ihre Waare ausriefen, das Gerassel schwerer Wagen tönte schon herauf in das stille Zimmer, wo Leuthold gestorben war — und noch lag Gretchen vor seinem Bette auf den Knieen und einzelne, regelmäßig wiederkehrende Thränenstöße zeigten, daß die lange Nacht nicht hingereicht hatte, die Thränen zu erschöpfen, die in der Tiefe ihres Herzens angesammelt waren. Ihr Kopf lag auf dem Bettrand, ihre Arme waren über die leere Matratze hingestreckt, denn der Wirth hatte darauf bestanden, daß die Leiche noch in der Nacht aus dem Hause geschafft werde.

Gretchen war aber dennoch nicht von dem verödeten Lager wegzubringen gewesen. Da sie der entseelten Hülle des Vaters nicht hatte folgen dürfen, wollte sie ihr Haupt nirgend betten, als an der Stätte seines Todes. Jede Annäherung der Mutter hatte sie zurückgewiesen. Als alle die fürchterlichen Maßregeln, welche die Polizei in solchen Fällen trifft, vorüber wären und die Thür sich hinter den Trägern geschlossen hatte, die den Vater in das Leichenhaus abgeholt, schob sie den Riegel vor und dankte Gott, daß sie allein war mit ihrem Elend — allein bei des Vaters Sterbebett.

Welch' menschliches Auge vermöchte in die Wandlungen eines jungen Herzens zu blicken, das von einem solchen Schmerz zerfleischt wird? Was da in der Seele vorgeht und wie das Wesen da mit seinem Schöpfer ringt, das ist das große Geheimniß, das fast Jeder weiß, aber Keiner verrathen kann, denn was in Augenblicken der höchsten Noth Gott mit uns spricht, das können wir nicht in menschlichen Worten wiedererzählen. Drum muß es Jeder erleben — und wer es erlebt hat, der nickt in wehmüthigem Einverständniß dem Gefährten zu: „Ich weiß, wie's ist," bevor Jener noch ein Wort gesprochen. Dann

drücken sich die beiden Unglücklichen die Hand wie Mitglieder eines geheimen Bundes, sie wissen, was sie mit einander gemein haben und wissen, daß sie zusammengehören.

So war es mit Gretchen und Hilsborn, als dieser am Morgen durch sein leises Klopfen das Mädchen aus seinem Schluchzen aufstörte und von ihr eingelassen wurde. — Sie legte still die Hand in seine dargebotene Rechte und blickte ihm zuversichtlich in die blauen ernsten Augen.

„Sie waren nicht zu Bette, mein liebes Fräulein,“ sagte er, „ich sehe es Ihnen an.“

„Wie hätte ich wohl ruhen können?“ sagte sie, „Ach, es war mir ja nicht einmal vergönnt, bei seiner Leiche zu bleiben. So wollte ich wenigstens hier für ihn wachen und beten, wo er den letzten Athemzug that. Wie furchtbar, daß solch eine geliebte Hülle in dem öden Leichenhause liegen muß und kein treues Auge, so lange sie noch über der Erde ist, auf ihr weilen darf! Wenn er nun gar nicht todt gewesen, wenn noch einmal ein letzter Funke Leben erglommen wäre und es wäre Niemand dagewesen, um ihn sorglich zu neuer Flamme anzufachen? Er hätte vielleicht die Lider geöffnet, um sich in einem Leichenhause auf

dem harten Schragen zu erblicken, und wäre dann erst in hülfloser Verzweiflung gestorben! O — dieser Gedanke könnte mich um den Verstand bringen."

„Mein Fräulein," sagte Hilsborn bescheiden, „ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß Ihr Vater ruhig schläft. Ich habe für Sie gethan, was Ihnen versagt war: Ich brachte die Nacht bei seiner Leiche zu."

„Das hätten Sie gethan für den Mann, den Sie so tief verachten müssen?" rief Gretchen.

„Für Sie, mein liebes Fräulein, that ich es. Weil ich mich in Ihre Seele hineindachte und wußte, es würde Ihnen ein Trost sein, wenn Ihnen heute Jemand die letzten Nachrichten von Ihrem Vater brächte."

„O, mein Herr, wie soll ich Ihnen danken? Ich bin ein kindisches, unbedeutendes Ding — das keinen Lohn für Sie hat! Ich weiß nicht, was ich sagen soll, es möchte mir das Herz zersprengen und ich kann doch kein Wort dafür finden! Sie waren bei meinem Vater, ohne eine Aufforderung, ohne irgend eine Pflicht, aus reiner Menschlichkeit — um einer armen Waise eine Wohlthat zu gewähren. Sie bringen mir seine letzten stummen Grüße und die Versicherung, daß er friedlich schlummert! — O, mein

Herr, ich — ich kann mich nicht aussprechen — Sie müssen es fühlen" — sie konnte nicht weiter reden, ein neu aufquellender Strom von Thränen löschte all ihr Denken aus — sie ergriff seine Hand und ehe er wußte, wie ihm geschah, hatte sie einen inbrünstigen Kuß darauf gedrückt.

„Mein Fräulein!" rief Hilsborn erschrocken und ein tiefes Roth ergoß sich über sein zartes durchsichtiges Antlitz.

Gretchen ahnte nicht, daß sie etwas Ungehöriges begangen, wie sollte dieser in Schmerz getauchten Seele ein solcher Gedanke nahen? Auch Hilsborn fühlte das noch zu rechter Zeit, bevor er sie durch ein verlegenes Entziehen seiner Hand beschämen konnte. Es war ein zur Jungfrau erblühtes, aber immer noch ein Kind, das da vor ihm stand und er empfand mit unbeschreiblichem Entzücken den Kuß des unschuldvollsten Gefühls, das je ein Menschenherz bewegt.

„Sie lohnen mir weit reicher, als ich es verdiene, mein liebes, liebes Fräulein," sagte er leise. „Es ist ja nicht so lange her, daß auch ich denselben Schmerz erfuhr — drum weiß ich, wie einem zu Muthe ist in solcher Zeit. Ja, ich bin seit meiner edlen Eltern Tode nie wieder froh gewesen! Sehen

Sie, das Leid gesellt sich gern dem Leide — und so sind Sie mir theurer in Ihrem Unglück, als irgend eines der lachenden, lebenslustigen Mädchen meiner Kreise. Was ich für Sie thun darf, das thue ich von ganzem Herzen gern. Aber, mein theures Fräulein, ich möchte Sie doch bitten, sich nicht so sehr Ihrem Schmerz hinzugeben, um Ihrer selbst willen. Denken Sie nur immer — es ist ein trauriger, aber doch ein Trost: Es ist besser, daß er dahinging, bevor ihn die ganze Strafe seiner Fehler traf; denn seines Bleibens wäre nicht mehr gewesen, wo ehrliche Menschen sind. Was wäre dann aus Ihnen geworden? Nein, es ist besser so, glauben Sie mir!"

„Ach, mein Herr, — Sie denken, mein Vater verdiene meine Thränen nicht? Ich weiß es ja, welch großer Missethäter er war, ich weiß, daß ein Jeder das Recht hat, ihn zu verdammen. Nur ich nicht! Ich, sein Kind, darf ihn nicht verurtheilen. Sie glauben, ich solle weniger trauern, weil ich nicht so viel an ihm verlor, wie an einem edlen Vater? Ach, mein Herr, ist es denn weniger traurig, daß ich einen Vater, den ich so verehrt, nachdem ich ihn kaum wiedergefunden, als einen Verbrecher erkennen mußte, daß er so dahin ging in seinen Sünden, ohne daß

meinem Herzen eine Verheißung der Gnade Gottes für ihn ward? Möge er gethan haben, was er wolle — ich muß ihn nur desto mehr beweinen, denn er ist und bleibt ja doch immer — mein Vater! Und einen gütigeren Vater gab es gewiß nie! Mögen Alle seinem Andenken fluchen, — ich kann ihn nur beklagen. Wenn es wahr ist, was in der Schrift steht: „Wie ihr gethan, so soll euch vergolten werden," dann darf ich ihm mit nichts vergelten als mit Liebe, denn ich habe nichts als Liebe von ihm empfangen! — Verachten Sie mich nicht deshalb, ich fühle drum seine Schuld nicht minder, wenn ich ihn auch nicht minder lieben kann!"

Hilsborn sah mit stiller Bewunderung auf sie nieder: „Wie können Sie glauben, daß ich Sie um dieses heiligen Gefühls willen „verachten" würde. Sie sind mir um so mehr werth dadurch! Welch ein Schatz von ächter, zarter Weiblichkeit ruht in Ihrer jungen Brust. O, wahrlich, wer solch eine Tochter besaß und sich ihrer Liebe nicht werth zu machen gewußt, der ist dreifach unselig! Ich will es nicht mehr versuchen, Sie zu trösten. Sie tragen eine Quelle höheren Trostes in sich, als der ist, welchen irdische Worte zu geben vermögen. Was kann ein Fremder,

wie ich, Ihnen sagen oder sein? Nichts als ein Beschützer oder Rathgeber für Ihre nächste Zukunft, wenn Sie eines solchen bedürfen."

„Ach, wenn Sie so gütig sein wollten, meine ersten Schritte auf einem mir ganz neuen Wege zu leiten, mein armer Vater würde Sie noch aus jener Welt dafür segnen."

Sie schwieg erschrocken, denn die Thür öffnete sich rasch und weit und Bertha trat ein. Sie betrachtete Gretchen mit eben so viel Wohlgefallen, als dieses die Mutter mit Abneigung. Ein widerlicher Küchengeruch ging von ihr aus. Jede Spur von Reiz war von den fleischigen Zügen gewichen. Bertha war eine von den Schönheiten gewesen, die sich nur eine kurze Reihe von Jahren erhalten und dann zur völligen Carricatur ausarten. Ihre frischen Farben waren in Dunkelroth übergegangen, ihr Mund war breit und unaussprechlich sinnlich geworden, die Unterlippe ließ sie trotzig hängen, wie Jemand, der viel zu schelten und zu maulen gewöhnt ist. Ihre lebhaften schwarzen Augen waren hinter die feisten Wangen zurückgetreten und sahen lüstern und dummpfiffig drein. Ein starkes Doppelkinn und eine feiste kugelförmige Gestalt vollendeten das ganze Bild abschreckendster

Gemeinheit. So stand die Frau, die Kindespflichten in Anspruch nahm, vor der Tochter, deren Erziehung sie gerade das zu verabscheuen gelehrt, was ihr in dieser Mutter so kraß vor Augen trat, — das Gemeine! Was war ihr diese Frau, von der sie wohl gehört hatte, sie sei ihre Mutter, ohne es je empfunden zu haben? Sie konnte sich kaum in ihr drittes Jahr zurückbesinnen, sie konnte keinen abgerissenen Faden in ihrem Herzen entdecken, der sich an diese fremde Erscheinung wiederanknüpfen ließ, es bestand keinerlei Zusammenhang zwischen ihr und der abtrünnigen Gattin ihres Vaters. Und während sie so mit Angst und Widerwillen auf Bertha blickte, folgte dieser auch noch der Mann, den das unglückliche Mädchen von nun an „Vater" nennen sollte, der zweite Gemahl des treulosen Weibes.

Gretchen trat unwillkürlich einen Schritt näher zu Hilsborn, als suche sie bei ihm Schutz vor diesen Beiden.

„Na," begann Bertha, „wenn das Fräulein für junge Herren zu sprechen ist, wird sie es wohl auch für Vater und Mutter sein . . . "

„Verzeihen Sie," sagte Gretchen sanft, aber mit edler Bestimmtheit, „mein Vater ruht im Leichen-

hause, meine Mutter verlor ich schon in meinem dritten Jahre; ich bitte Sie, meinen Schmerz zu ehren und diese Namen, die mir heilig sind, nicht zu mißbrauchen."

„Nun seh' mir einer die Dirne an," schrie Bertha. „Statt Gott zu danken, daß sie nur noch Eltern hat, die sich ihrer annehmen mögen und sich ihrer nicht schämen, thut sie spröde und will keinen andern Papa haben als den Dieb, den . . ."

„Ich bitte Sie, sprechen Sie nicht so, in Gegenwart des Fräuleins," rief Hilsborn empört, „fühlen Sie denn nicht, wie Sie dies wunde Herz zerreißen?"

„O mein Herr, ich danke Ihnen," sprach Gretchen mit Fassung. Sie wandte sich an Bertha: „Möge Ihr unglücklicher erster Gatte gewesen sein, wie er wolle, er war mein Vater im ächten und höchsten Sinne des Wortes — und man kann keinen zweiten Vater haben, wie einen zweiten Mann. Ebensowenig wie eine Mutter, die einmal aufhörte, Mutter zu sein, es je wieder werden kann! Mögen Sie mich spröde, ja lieblos nennen. Ich denke, Gott wird in mein Herz sehen und wissen, wie ich zu lieben vermag."

„Nun ja, das hat man für seine Gutmüthigkeit,"

brummte Bertha. „Da hat man sich nun die halbe Nacht den Kopf zerbrochen, wie man das Mädel versorgen könne, was man Alles für sie thun wolle — und das ist der Dank! Na, 's ist ja kein Wunder, bei dem Blut, das die in den Adern hat!"

„Mutter, Mutter! Du sollst kommen und Bettzeug herausgeben," schrie ein dickköpfiger Kellnerbube zur Thüre herein.

„Komm 'mal her Fritz," rief Bertha, „sieh Dir da Deine Schwester an." Und sie zog den Bengel an sich und erwartete offenbar einen tiefen Eindruck auf Gretchens Gemüth bei seinem Anblick. „Schau Grethel, das ist Dein Bruder, rührt Dich das nicht? So haben wir ihrer noch drei. Aber das thut nichts, wir nehmen Dich auch noch als Fünftes dazu. Ich brauche ohnehin eine ordentliche Aufsicht für die Kleinsten. Denke 'mal, wie hübsch, so mit einem Schlage Eltern und Geschwister zu finden. Und Du sollst es gut haben, ganz gewiß." Sie wurde plötzlich weich und eine Thräne rollte ihr über die dicke Wange. „Ach Gott! Du bist ja doch am Ende immer mein Kind!"

Sie faßte Gretchen beim Kopfe und schmatzte sie mit ihren fetten Lippen ab. Gretchen fügte sich ge-

duldig dieser Liebkosung. Als die Mutter sie losließ, richtete sie sich auf, wie eine Blume, über die man schmutzige Erde ausgeschüttet, ohne ihr etwas von ihrem Duft und ihrer Reinheit geraubt zu haben. So verschieden, wie die Blume der Erde, der sie entsprießt, war dieses Kind seiner Mutter. So unverrückbar, wie jene vom Boden auf der Sonne zustrebt, wandle sich auch der reine Geist des Mädchens von der Mutter ab dem Lichte zu, das eine höhere Erziehung ihr erschlossen.

„Mutter," drängte der Knabe und zerrte Bertha am Rocke, „Du sollst kommen, mach' doch."

„Wirst Du mir wohl alle Falten ausreißen, Du Bengel!" schalt Bertha und schlug ihn auf die Hand.

„Au, au!" schrie der Junge, „ich hab's doch sagen müssen, wenn 's so eilig ist, Du bist ja auch immer so langsam!"

„Willst Du schweigen?" fiel nun der Oberkellner ein. „Mach, daß Du hinaus kommst, was soll Deine neue Schwester von Dir denken?"

„Ja — wegen der!" maulte der Bube und trollte aus dem Zimmer.

Gretchen und Hilsborn wechselten einen langen

Blick. Es war, als seien sie schon alte Bekannte, die sich ohne Worte verständen. Gretchen wurde heiß vor Angst bei dem Gedanken, in dieser Familie leben zu sollen; stand doch seit gestern ein Entschluß in ihr fest, ein heiliger ernster Entschluß, von dem sie nicht lassen wollte und wenn es sie ihr Leben kostete.

Der Stiefvater unterbrach das Schweigen. „Wir kommen auf diese Weise zu keinem Ende. Mit dem Hinundherreden ist nichts gethan. Ihre Angelegenheiten müssen geordnet werden, ob wir Ihnen angenehm sind oder nicht. Ich denke, es ist immer anerkennenswerth, daß wir uns noch diese Mühe geben.“ Er strich den spiegelglatten Kellnerscheitel von hinten nach vorn und seine kunstgeübten Finger gaben der Locke über dem Ohr neuen Schwung.

„Die Sache ist einfach diese: Meine Frau ist verpflichtet, für Ihren Unterhalt zu sorgen. Sie können wohl denken, daß uns dies bei vier Kindern etwas schwer fällt und daß es sich von selbst versteht, daß Sie uns etwas dafür leisten müssen. Wir werden Ihnen durchaus nichts Unpassendes zumuthen, denn ich sehe schon, daß Sie eine junge Dame von distinguirter Erziehung sind. Aber wenn wir Elternpflichten gegen Sie erfüllen sollen, so ist es nicht

mehr als billig, daß wir auch Elternrechte dafür in Anspruch nehmen."

Er schloß seine Rede mit einer leichten Verbeugung in der Art, wie wenn er Fremden eine Auskunft ertheilte.

„O! Ist es nur das?" rief Gretchen erleichtert, „dann lassen Sie mich ohne Sorgen ziehen. Ich verzichte auf jede Beisteuer zu meinem Unterhalt, entsage vor diesem Zeugen hier jedem Anspruch auf Ihre „Elternpflichten." Ich fordere nichts, gar nichts von Ihnen und werde nie etwas fordern, so wahr ich an Gottes Hülfe glaube, als daß Sie mich ungehindert reisen lassen."

Der Oberkellner sah Bertha bedeutsam an, diese schlug die Hände zusammen. „Also fort willst Du, nun frag' ich eins, was willst Du denn anfangen, solch junges Ding, ohne Geld, ohne Schutz?"

Hier trat Hilsborn dazwischen. „Sie vergessen, daß Ihr verstorbener Gemahl mich zu des Fräuleins Vormund ernannte und ich versichere Sie feierlich, daß mein Leben nie so viel Werth für mich hatte, als seit diese theure Pflicht mir auferlegt ward, ja, daß ich gesonnen bin, sie mir um keinen Preis entreißen zu lassen."

Gretchen blickte vertrauend auf Hilsborn. „Sie sehen, ich bin nicht schutzlos. Ich gehe mit diesem Herrn. Es ist für mich nur ein Weg in der Welt, er führt mich zu den Füßen Ernestinens, es giebt für mich nur eine Pflicht, es ist die Sühne der Schuld meines Vaters. Ich kann Ernestinen nichts von dem Geraubten wieder bringen, das zeigte ja gestern die gerichtliche Beschlagnahme. Ich kann ihr nichts zur Entschädigung bieten als zwei gesunde Arme, für sie zu arbeiten. „Ich will die Schuld der Väter heimsuchen an den Kindern!“ steht in der Bibel, ich aber will nicht warten, bis sie an mir heimgesucht wird; ich will sie tilgen, so weit ich kann, will den Fluch entkräften, der auf dem Grabe des Unglücklichen lastet, und für ihn thun, wozu er nicht mehr Zeit fand: büßen!“ Sie hob flehend die Hände zu Bertha auf: „O, wenn Sie meine Mutter sind, dann öffnen Sie das Herz, an dem ich geruht, der ersten und letzten Bitte Ihres Kindes und nehmen Sie mir nicht den einzigen Zweck, zu arbeiten und zu leiden, um meinem Vater Vergebung zu erwirken.“

Sie fiel vor Bertha auf die Knie nieder und diese schluchzte laut:

„Ach Grethel, mein Kind, Du bist doch ein liebes gutes Mädel geworden. Ach Gott, ach Gott, daß ich Dich habe verlassen können, solch schönes, braves Kind. Jetzt seh' ich's erst ein, wie dumm und schlecht ich gehandelt. Aber ich will's gut machen, Du sollst mich schon wieder lieb haben lernen. Ich will Dir gewiß eine gute Mutter sein. Gieb nur die alberne Grille auf, für Deinen Vater büßen zu wollen. Das wäre ja noch besser, wenn Du, unschuldiges Ding, unter seinen Sünden leiden müßtest. Du bist doch nicht verantwortlich für Deines Vaters Treiben!"

„Ich bin sein Fleisch und Blut, bin ein Theil von ihm, — seine Ehre ist die meine. Der Fluch, der ihn trifft, trifft mich mit. Was sein Gewissen belastet, drückt auch das meine! Wie könnte ich Ruhe finden im Leben und im Tode, wenn ich nicht Alles gethan, um gut zu machen, was er verbrach? Wenn er sich unrecht Gut aneignete, dürfte ich es behalten? Habe ich nicht die Pflicht, es zurückzugeben? Wenn aber das Entwendete nicht mehr vorhanden ist, muß ich nicht suchen, es zu ersetzen nnd wenn ich es auch durch nichts ersetzen kann, als durch meine Arbeitskraft?"

„Aber, so sag mir nur, was Du unternehmen

willst, Deine Cousine hat ja selbst nichts mehr, wovon werdet Ihr denn Beide leben?" frug Bertha.

„Das weiß ich jetzt noch nicht, ich weiß nur, daß ich, Dank meinem armen Vater, Alles lernte, um mich und auch wohl noch eine Andere mit ernähren zu können. Ich weiß nur, daß ich Ernestinen mein ganzes Leben weihen will. Zu ihr zieht mich mein Herz — denn an ihr hat mein Vater das Schlimmste begangen."

Der Oberkellner zog Bertha bei Seite und raunte ihr zu: „So laß sie doch, und sei froh, wenn wir nicht noch ein fünftes Kind zu ernähren brauchen."

„Ach Gott, ich habe aber das Mädel so lieb gewonnen —" meinte Bertha.

„Ich bitte Dich! Sind wir in der Lage, uns aus bloßer Zärtlichkeit solche Lasten aufzubürden? Oder denkst Du, daß wenn wir sie zwingen, bei uns zu bleiben, diese verwöhnte Prinzessin uns auch nur das Kleinste nützte? Die weinte uns den ganzen Tag die Ohren voll, statt zu arbeiten. Laß Du sie laufen, wohin sie will, hast Du's so lange ohne sie ausgehalten, wird's auch noch ferner gehen. Ich denke, Du kannst an unsern vier Kindern auch genug haben."

„Ja — aber —“

„Jetzt schweig — oder ich führe Dich aus dem Zimmer,“ flüsterte der Gatte nachdrücklich: „Ich werde mir nicht mit Gewalt die Tochter des Herrn Gleißert aufhalsen, wenn sie selbst nicht einmal will. Sie zieht mit ihrem Ritter und wir kümmern uns nicht mehr um sie!“

„In Gottes Namen denn, 's ist meine Schuld, nun muß ich's tragen,“ klagte Bertha zum ersten Male mit wahrem Schmerz.

„Mein Fräulein,“ sagte der Oberkellner zu Gretchen, die indessen leise und vertraulich mit Hilsborn gesprochen hatte: „Wenn Sie von nun an keinerlei Anforderungen an uns erheben wollen, so sind wir bereit, so leid es uns thut — unsere Rechte Ihnen gegenüber an diesen Herrn abzutreten, den ja Ihr Vater ohnehin zu Ihrem Vormund erwählt hat.“

„Ich habe es Ihnen bereits geschworen, mein Herr,“ erwiderte Gretchen mit einem tiefen Athemzug. „Ich bin bereit, Ihnen jede Sicherheit dafür zu geben.“

„O deren bedarf es durchaus nicht,“ betheuerte Herr Meyer artig und sehr vergnügt. „Sie wissen ja, daß an die Erfüllung jeder Anforderung Ihrer-

seits — sich unsrerseits auch die entsprechenden Bedingungen knüpfen würden."

„Ich weiß das!"

„Nun, da wollen wir nicht weiter stören. Vermuthlich wird es Ihrem berechtigten Stolze angenehmer sein, auch Ihre Rechnung für dieses Zimmer zu bezahlen. Sie ist nicht hoch — denn verzehrt haben Sie ja nichts."

„Höre, das ist wirklich zu ordinär von Dir —" schalt Bertha. „Ich soll mein leibliches Kind den Aufenthalt unter meinem Dache bezahlen lassen? Nein, das thu' ich nicht. Grethel sei ruhig, Du sollst auch noch was essen, so lass' ich Dich nicht fort, eine Rabenmutter bin ich doch nicht. — Und nun komm, Mann, komm und schäm' Dich, daß Du vor den Leutchen den Kellner so herausgehängt hast."

So, halb zornig, halb gutmüthig scheltend zog sie den geschniegelten Gatten zur Thür hinaus.

„O Gott, ich danke Dir," rief Gretchen aus tiefster Brust. Doch plötzlich hielt sie inne und überlegte mit sichtlicher Sorge und Verlegenheit. Hilsborn nahm ihre Hand:

„Nun, meine kleine, liebe Mündel — darf ich fragen, was Sie jetzt offenbar neu bedrückt?"

Gretchen erröthete und zögerte. Endlich gewann sie es über sich, dem treuen Freund auch diesen Kummer zu vertrauen.

„Es ist mir erst eingefallen, daß ich nicht weiß, ob ich die Reise bezahlen kann — ich habe wohl Einiges bei mir, was zu verkaufen wäre — aber ob es auch reicht?“

Hilsborn lächelte: „Ist es nur das? O, da beruhigen Sie sich. Ich habe genug bei mir für uns Beide.“

Gretchen schlug beschämt die Augen nieder: „Das kann ich aber nicht annehmen — gewiß nicht.“

„Wie, Gretchen — von Ihrem Vormund wollen Sie nichts annehmen? Das ist ja die Schuldigkeit eines Vormundes. Und ich will es Ihnen nicht schenken, nur borgen! Sie geben es mir wieder, wenn Sie einmal können.“

„Ach — da müssen Sie aber wohl lange warten — denn Sie sehen ja — ich habe so wenig was ich als mein betrachten darf. Das wird mich Ihnen gegenüber recht drücken!“

„Gretchen,“ sagte der junge Mann erglühend, „wir wollen nicht mehr sprechen von den erbärmlichen Einzelheiten, die an der irdischen Erfüllung einer, für

mich beseligenden Pflicht hängen. — Ich führe Sie nach N*** — Sie, Gretchen, Sie führen mich in den Himmel! Wer ist da der Schuldner? — Sie — oder ich?“

Gretchen konnte nichts antworten. Sie war wie betäubt von dieser neuen, nie gehörten Sprache. Der Sonnenstrahl, der erste nach den zerstörenden Stürmen fiel tief in ihr Herz hinein. Die Knospenhülle sprang auf — sie war kein Kind mehr.

Sie senkte das Haupt in lieblicher Verwirrung. Auch Hilsborn hatte seine Unbefangenheit verloren. Sie waren beide verlegen und konnten den rechten Ton nicht mehr finden.

„Wollen Sie mir eine große Bitte erfüllen,“ sagte endlich das Mädchen.

„Nun?“

„So führen Sie mich hin, wo mein Vater liegt und lassen Sie mich noch einmal Abschied von ihm nehmen!“

„Mein theueres Fräulein, das würde ich Ihnen von Herzen gern gewähren — aber wir hätten von hier bis zum Leichenhause eine halbe Stunde zu fahren und in drei Viertelstunden geht der Zug. Wenn Sie jedoch noch einen Tag hier bleiben wollen, so bin ich gerne bereit, so lange zu warten.“

„Nein, o nein," rief Gretchen erschrocken. „Ich möchte nicht noch länger die Gastfreundschaft meines Stiefvaters in Anspruch nehmen, möchte nicht noch einmal den Kampf mit dem wiedererwachten Herzen meiner Mutter bestehen. Es ist besser, ich gehe so rasch als möglich. Mein armer Vater, wenn er mich sehen und hören kann, dann sieht er meinen Abschiedsschmerz hier ebenso, wie wenn es mir vergönnt wäre, bei der entseelten Hülle zu weinen, mit der sein verirrter Geist vielleicht alle irdischen Mängel abgestreift hat."

„So ist es recht, liebes Fräulein. Es ist besser, Sie prägen sich das Bild seiner verklärten Seele, als das seiner entstellten Leiche ein" — er schwieg, denn Frau Bertha kam mit einem Frühstück. Ueber dem Arm hatte sie ein schwarzes Kleid hängen.

„So, mein Grethelchen, da hast Du was zu essen. Ich laß' Dich nicht fort, ehe Du Dich ein wenig gestärkt hast. Und dann ist der Herr da wohl so gut und geht einen Augenblick hinaus, wir wollen schnell noch den Rock probiren. Du mußt doch nun trauern, und wo sollst Du's hernehmen, Du armes Wurm?"

Sie deckte geschäftig den Tisch und Hilsborn verließ das Zimmer.

„So nun komm her, nun wollen wir 'mal sehen, ob Dir der Anzug paßt. Weißt Du, es ist das Kleid, in dem ich vor zwölf Jahren um Deinen Stiefonkel Hartwich getrauert. Aber es ist noch wie neu, ich hab' es gar gut aufbewahrt. Und schau, wenn Du die Schneppe unter den Bund steckst, dann ist es auch ganz modern. Nun sieh einmal an, — es sitzt Dir gar nicht schlecht. Ja damals war ich noch schlanker als jetzt. Und ich habe es Dir schnell noch rechts und links ein wenig eingenäht, weil ich mir schon dachte, es sei Dir zu weit. Da ist auch noch der Fleck, wo Du mir als kleines Balg Dein Butterbrod auf den Schooß warfst. Den bringen wir in die Falten, so! — Lieber Gott, das Kleid hatte ich an, als ich Dich verließ. Damals dachte ich nicht daran, daß Du's dereinst tragen und mich darin verlassen werdest, wie ich Dich!“

Es lag etwas Rührendes in diesen einfältigen Worten und Gretchen warf sich zum ersten Mal freiwillig an die Brust der Mutter. Sie weinten Beide. „Grethel,“ sagte Bertha, „Du wirst's auch wieder fühlen, daß Du mein Kind bist, wie ich's fühlte, daß ich Deine Mutter bin. Wenn Dich's dann nur nicht reut, daß Du so von mir gingst!“

„Ach Mutter," schluchzte Gretchen — „warum mußtest Du so hart gegen meinen armen Vater sein? Warum mußtest Du beim ersten Wiedersehen mein Herz so zerfleischen, daß ich mich mit Entsetzen von Dir wandte? Ich hätte Dich lieben gelernt trotz Allem, denn ein Kind darf nicht mit den Eltern rechten. Was Du an mir versäumt, darum hat Dich kein Vorwurf getroffen, aber der Abgrund, in den Du meinen Vater stürztest, liegt zwischen uns, ich kann nicht darüber hinweg, er trennt uns auf immer!"

„Aber, Gretchen, Gretchen," rief Bertha. „Ich habe ja nichts Schlimmeres gethan, als der junge Herr, mit dem Du doch so gut stehst. — Warum machst Du denn dem keinen Vorwurf?"

„Der Mann that nichts als seine Pflicht gegen einen Freund — und that es in der schonendsten, mildesten Weise. Das hat auch mein Vater eingesehen und ihm das größte Vertrauen gezeigt, da er mich seiner Fürsorge empfahl. Jenem Fremden war er nichts als der Feind seines Freundes, er hatte keine Pflicht, ihn zu schonen — Dir aber, Mutter, Dir war er einst Gatte gewesen, war der Vater Deines Kindes und da er gehetzt und flüchtig unter Deinem Dache Schutz gesucht, brachtest Du es über's Herz, ihn zu verrathen

und triebst ihn so in Schmach und Tod! Ich kann es nicht beurtheilen — aber ich bitte Dich nur — frage Dich selbst, Mutter, ob er das um Dich verdiente!“

„Ach, Du mein Gott, Du magst ja Recht haben, aber es war wirklich, als sollte es so sein. Ich hatte Alles vergessen, außer dem vielen Unrecht, das er mir gethan. Er hat eben seine Strafe haben sollen und ich muß die meine haben, denn daß ich Dich wieder so lieb gewinnen und doch verlieren muß, das, glaube nur, das ist eine recht schwere Züchtigung.“

Hilsborn pochte an die Thür. „Meine Damen, wir haben die höchste Zeit, wenn wir noch fort wollen.“

„Ja so, kommen Sie nur herein —“ rief Bertha, „Gretchen ist angezogen.“

Hilsborn trat ein. Er betrachtete voll mitleidiger Bewunderung die rührende schwarzgekleidete Gestalt mit dem lieblichen Kindergesicht und den großen traurigen Augen, die ihn an den Blick eines sterbenden Rehes gemahnten. Sein Herz floß über in süßer Wehmuth bei diesem Anblick. Er reichte ihr die Hand. „So wollen wir uns nun auf den Weg machen.“

„Ich bin bereit,“ hauchte Gretchen vor sich hin.

„Halt,“ rief Bertha: „Du mußt doch erst etwas

frühstücken," und sie goß eine Tasse voll Chocolade und rannte Gretchen, welches seine Sachen zusammenraffte, in der ganzen Stube damit nach, bis es davon nippte. „Und von dem Kuchen mußt Du essen, den hattest Du als Kind so gern und Dein seliger — na ja, wir wollen sagen — seliger Vater, auch! Ach, wenn ich ihm den Kuchen auf den Tisch brachte, hatte ich gute Zeit! Magst ihn nicht kosten? Wie Du willst, — so nimmst Du ihn mit!" Sie riß dem Kinde die Reisetasche weg und packte so viel Kuchen hinein, als sie fassen konnte. —

Noch ein Augenblick, und Gretchen war gerüstet. „Leb' wohl — Mutter," sagte sie und sank in Bertha's Arme, die schwere heiße Thränen an dem Hals des schönen Kindes weinte.

„Ich werde Dir nie vergessen, was Du heute Liebes an mir gethan — und wenn Du je meiner bedürfen solltest, dann wirst Du mich als Deine Tochter finden."

„Mein Kind, mein braves Kind!" schluchzte Bertha: „Ach trag mir nichts nach, wenn Dir's möglich ist."

„Gewiß nicht, liebe Mutter. Lebe in Frieden und Gott schenke Dir Freude an Deinen andern Kindern!"

Hilsborn winkte Gretchen zur Eile. Sie wand sich sanft aus der Mutter Armen und schritt in bitterem Schmerz die Treppen hinab, die ihr Vater gestern zum ersten und letzten Male heraufgestiegen war.

„Schreib' wenigstens hin und wieder," rief ihr Bertha nach.

„Gewiß — ich verspreche es Dir."

Als sie unten ankamen, stand ein Schwarm Neugieriger im Flur, die alle die Tochter des Selbstmörders sehen wollten. Gretchen blieb in tödtlicher Verlegenheit stehen, es war ihr, als könnten sie ihre Füße nicht zwischen diesen Menschen hindurchtragen. Da faßte eine weiche warme Hand die ihre. Es war Hilsborn, er legte ihren Arm in den seinen und führte sie mit der ihm eigenen sanften Würde durch die Gaffer zum Wagen. Gretchen wußte nicht, wie ihr war, sie wußte nur, daß sie an diesem Arme gehend das Haupt wieder frei erheben dürfe und sie war dem edlen Manne unaussprechlich dankbar, der sich so unerschrocken zu ihr, der Tochter des Geächteten bekannte.

Der Stiefvater machte ihnen beim Einsteigen eine förmliche Abschiedsverbeugung und der Wagen rollte dahin an dem frohbelebten, von Kähnen wimmelnden Alsterbassin vorüber.

Gretchen sah still hinaus. Gestern noch hatte sie das Alles für eine Welt gehalten, heute trug sie eine Welt im eigenen Herzen und da draußen war Alles nur leerer Schein.

Drittes Capitel.

Blüthen am Grabesrand.

„Johannes, komm schnell — Hilsborn ist da!“ flüsterte die Staatsräthin zur Thür herein. Johannes hatte gebeugten Hauptes an Ernestinens Bett gesessen und unverwandt auf die Kranke geblickt, die, abgebrochene Worte lallend, sich unruhig hin und her warf. Er winkte der Willmers, seinen Platz einzunehmen und ging leise hinaus.

„Bist Du da!“ rief er dem Freunde entgegen. „Gott sei Dank, hast Du ihn mitgebracht?“

„Er ist uns entkommen!“

„Hilsborn — das wäre fürchterlich!“

„Er ist in ein Land entwichen, wo ihn Keiner erreichen kann, von wo er Keinem mehr schadet!“

„Ist er todt?“

„Er ist es — und zwar hat sich Dein Wort,

dieser Mensch müsse eines dreifachen Todes sterben, buchstäblich erfüllt — er hatte eine so grauenvolle Agonie, wie mir noch keine vorgekommen ist."

„Nun denn, Friede seiner Asche! Hat er sich vergiftet?" fragte die Staatsräthin.

„Mit Strychnin und zwar im Augenblick der Gefangennahme. Ich brachte Alles in Ordnung — aber es fanden sich nur noch etwas über zweitausend Gulden bei ihm vor. Er hatte das Vermögen doch wohl in der Unkenheimer Fabrik."

„Und die machte Bankerott, wir können also nichts für Ernestine retten," sagte Johannes.

„Das thut mir leid."

„Ach Hilsborn, Du treuer Freund, ich vergesse ganz, Dir zu danken. Wie soll ich Dir das Opfer lohnen, das Du mit dieser Reise für mich gebracht?" sprach Johannes warm.

„Es hat sich selbst gelohnt."

„Nun wahrlich, Freude fanden Sie keine bei solcher Sendung," meinte die Staatsräthin.

Hilsborn lächelte: „Freude — unermeßliche Freude habe ich gefunden, denn dieser Verbrecher hinterließ mir einen Schatz, den mir, so Gott will, Niemand streitig machen wird. Darf ich ihn Euch zeigen,

meine Freunde? Ich möchte ihn Euch so gerne für einige Zeit zum Aufbewahren geben!“

Johannes und seine Mutter sahen sich befremdet an. War Hilsborn nicht recht bei Verstande?

„Ich will nichts weiter reden,“ sagte er, „seht selbst!“ Er ging hinaus und erschien nach ein paar Minuten mit Gretchen auf der Schwelle, sie sanft nach sich ziehend. Nur einen einzigen fragenden, bittenden Blick wagte das zitternde Mädchen zu den fremden Leuten aufzuschlagen, aber der wunderbare Ausdruck ihrer Augen hatte ihr sogleich die Herzen gewonnen.

„Lieber Gott — sein Kind?“ fragte die Staatsräthin.

„Sein Kind!“ betonte Hilsborn ernst.

Die alte Frau ging, von Mitleid überwältigt, auf das reizende zaghafte Wesen zu, drückte es an ihre Brust und sagte bedeutungsvoll zu Hilsborn: „Jetzt verstehe ich Sie!“

„Mein liebes Fräulein,“ sprach Johannes milde und väterlich: „Seien Sie uns von ganzem Herzen willkommen und gestatten Sie uns, Ihnen eine Heimath zu bereiten, so lange Sie keine bessere finden.“

„Ach, Sie sind zu gütig —“ stammelte Gretchen

in unbezwinglicher Schüchternheit — „ich bin gewiß recht kühn, aber mein Vormund — wollte —“

„Wie, Du bist des Fräuleins Vormund?“

„Ihr sterbender Vater ernannte mich dazu — und so brachte ich die meiner Obhut Anvertraute hierher und stelle sie unter Ihren Schutz, obgleich sie Niemanden sehen wollte, als Ernestine.“

„Das wird nun freilich so bald nicht möglich sein,“ sagte Möllner, „denn Ernestinens Krankheit nimmt mehr und mehr den Charakter eines Nervenfiebers an. Die Gefahr einer Ansteckung ist zu groß.“

„Ach, ist es nur das,“ wagte Gretchen einzuwenden — „dann bitte, lassen Sie mich zu ihr. Ich fürchte nichts in der Erfüllung meiner Pflicht. Besser todt sein, als mit einem Bewußtsein leben, wie das meine. O lieber Herr Hilsborn, Sie wissen, wie es in mir ist — sprechen Sie für mich!“

„Weigere es ihr nicht, Johannes — sie findet nicht eher Ruhe und Fassung, als bis sie bei Ernestinen war. Ich bringe wohl das schwerste Opfer, da ich sie einer Gefahr aussetze, während ich sie hüten möchte, wie meinen Augapfel, aber ich kenne sie und fühle, wie unabweislich ihre Seele nach Ernestinen verlangt.“

„Nun denn, wenn Sie es nicht anders wollen, mein Fräulein, so theilen Sie mit meiner guten Mutter die Pflege, die sich diese nicht ganz nehmen läßt.“

„O, ich danke Ihnen und Ihnen, mein lieber Herr Vormund. Darf ich Ernestine bald sehen?“

„Führe sie hinein, beste Mutter, während ich mit Hilsborn das Weitere bespreche,“ sagte Johannes.

„Kommen Sie, mein Kind!“

Die Staatsräthin öffnete sachte die Thür und ließ das Mädchen in das halbdunkle Gemach treten.

Gretchen stand wie angewurzelt. Da lag sie vor ihr auf ihrem Schmerzenslager, die furchtbare, stumm-beredte Anklägerin ihres Vaters, das unglückliche Opfer seiner Verbrechen, — schön und bleich, wie die verkörperte Poesie des Todes, die stolze Lilie, geknickt, vielleicht, um nie wieder zu erstehen, von derselben Hand, die sich noch vor wenig Tagen segnend auf Gretchens Haupt gelegt. Wie zerschmettert sank das arme Kind, wo es stand, in die Knie und streckte flehend die Arme nach Ernestinen aus: „Vergieb, vergieb!“ war Alles, was es mit mühsam verhaltenem Jammer sagen konnte.

Ernestine konnte nicht antworten, denn sie konnte nicht hören. Ihr Geist war in Nacht versunken und

wirre Träume trieben in toller Anarchie ihr Wesen, wo sonst die reine Vernunft als Königin gethront.

Erst nachdem Gretchen sah, daß Ernestine bewußtlos sei, wagte es sich ganz nahe zu ihr hin. Es betrachtete sie mit inbrünstiger Bewunderung: „Nein, der Vater hat Dich verkannt — oder verleumdet: Du bist nicht schlecht — Du kannst nicht schlecht sein!“ sagte es im Geiste zu ihr und hauchte einen leisen Kuß auf ihre schmale Hand.

Ahnte, fühlte die Kranke, daß etwas Liebendes in ihrer Nähe sei? Sie griff nach dem knienden Mädchen, hielt es beim Kleide und lehnte den Kopf an seine Schulter.

„O, — o — sie mag mich um sich leiden —“ flüsterte Gretchen mit einem glückseligen Ausdruck.

Die Staatsräthin konnte nicht umhin, die dunkeln Haare des reizenden Geschöpfes zu streicheln und Frau Willmers hatte ein Gefühl, als sei dieses fremde Mädchen ein Engel, der gekommen, Ernestine heimzuholen in eine bessere Welt.

„Solch ein Krankenzimmer laß ich mir gefallen,“ sprach plötzlich eine gedämpfte Baßstimme, die Gretchen sehr erschreckte. „Da sieht man doch auch etwas Hübsches,“ fuhr die Stimme fort und der alte Heim

schaute Gretchen mit seinen durchdringenden Augen unter den buschigen weißen Brauen an.

Das Mädchen wollte sich erheben, doch Ernestine ließ es nicht los und Heim winkte ihm, ruhig zu bleiben. „Du hast ja noch eine Hand frei, mein Kind, gieb sie mir. Ich bin der Pflegevater Deines Vormundes und weiß schon, welch' braves Kind Du bist. Hat's recht gemacht, der Junge, daß er Dich mitnahm, hätte Dich auch mitgenommen. — Gott grüß' Dich!"

Und er setzte sich an das Bett und verschnaufte ein wenig, denn er war in letzter Zeit etwas kurzathmig geworden. Es war so still im Zimmer, daß man nichts hörte, als seine Athemgeräusche, während er Ernestinen den Puls fühlte. Es ist immer ein feierlicher Augenblick, wenn der Arzt über die Rettung eines Menschenlebens nachdenkt, und Niemand will ihn dabei stören. Tod und Leben halten im Kampfe inne und harren der Hülfsmächte, die er ihnen sendet. Und er sinnt über einer Zauberformel, die wohlthätigen Geister der heilenden Kräuter zu beschwören und die finstern Gnomen, die in den Tiefen der Erde die metallischen Stoffe und Salze bereiten, oder die Nymphen der heilenden Quellen, — das ganze Heer guter und feindlicher Kräfte, das der Medicin

unterthan. Es ist keine große Arbeit, solch ein Recept, es kostet nicht so viel Mühe wie ein Gedicht, aber es entscheidet oft über Sein oder Nichtsein.

Außer Gretchens hingen noch zwei Augen erwartungsvoll an Heim, die Möllner's, der leise eingetreten. „Nun, was meinst Du?“ fragte er bange.

Heim zuckte die Achseln. „Ich glaube nicht, daß es ein Typhus wird. Indessen — —“

Die Kranke hatte kaum Johannes' Stimme gehört, als sie Gretchen losließ und sich der Seite zuwandte, von wo er sprach. Er trat zu ihr und beugte sich herab. Sie schlang einen Arm um seinen Hals, doch schnell ließ sie ihn wieder los, als wolle sie sich selbst im Delirium nicht für überwunden geben. Dann murmelte sie ängstlich: „Den Todtenkopf weg! O weh, er ist mir angewachsen und er drückt mich zu Boden.“ Sie fuhr sich nach der Stirn, die jetzt in dunkler Röthe zu brennen begann.

„Es ist Abend, da kommt das Fieber wieder,“ meinte Heim.

„Jetzt rollt er in der Ecke herum!“ sprach sie wieder. „Nein, ich habe ihn ja noch, — weh, o weh, was ist denn das für Einer? Helft mir doch, wo soll ich denn mit den zwei Köpfen hin?“

„Sie hat es immer mit einem Todtenschädel zu thun,“ bemerkte die Staatsräthin.

„Das sind die anatomischen Studien bei Frauen,“ sagte Möllner.

„So! den einen leg' ich auf das Kissen, den andern auf das Polster, so! Es ist nur der eine Kopf, der mich so schmerzt, der andere thut mir nicht weh. Wenn ich nur den einen los werden könnte! Ich habe es ja immer gesagt: das viele Denken — davon hab' ich die zwei Köpfe bekommen. So viel kann man ja nicht denken mit einem Gehirn, das ist gar nicht möglich.“

„Ja, da ist eine starke Ueberreizung,“ brummte Heim, „Die Hitze steigt auch, seit ich hier bin, auffallend. Wollen doch einmal sehen —“ er zog den Thermometer hervor und legte ihn in Ernestinens Achselhöhle. Nach einigen Minuten zeigte er eine sehr hohe Temperatur.

„Secirt mich nicht! um Alles in der Welt, secirt mich nicht!“ schrie Ernestine, „ich bin ja noch nicht ganz todt!“

„Laß ihr wieder ein paar tüchtige Senfteige legen, was glaubst Du, wollen wir ihr etwas Calomel geben? Wenn wir ihr die Ideen, die sie ängsti-

gen, ausreden könnten, wär's freilich das Beste," meinte Heim.

„Ich habe es versucht, aber jeder Zuspruch regt sie noch mehr auf."

„Laß es einmal das Mädchen da probiren! Solche Kranke sind unberechenbar. Eine fremde Stimme hat oft mehr Einfluß auf sie, als die der gewohnten Umgebung," sagte Heim. „Hast Du Muth, mein Kind, heute Nacht aufzubleiben?"

„O, mein Herr! Ich will mich nicht eher in ein Bett legen, als bis Ernestine das ihre verlassen hat!"

„Tüchtiges Mädel! Hat mir lange nichts so gefallen wie das Mädel. Machst der Ernestine in meinem Herzen den Rang streitig!"

Gretchen sah erröthend zu Boden. Sie hatte bemerkt, daß durch die Thürspalte ihr Vormund sie beobachtete.

Johannes tauchte ein Tuch in Wasser und wand es Ernestinen um die Stirn.

„Thut es nicht, ich fühl' es ja, daß Ihr mir die Hirnschale durchsägt; so lange ich noch denke, bin ich doch nicht todt. — Ach, ich werde denken müssen, immer denken und nie sterben. Wie müde das macht!"

„Ernestine,“ sagte Gretchen mit seinem glockenreinen süßen Ton, „es thut Dir ja Niemand etwas, beruhige Dich doch!“

„Ach,“ klagte die Kranke. „Sie wollen mein Gehirn wägen, — es ist ja natürlich, daß zwei schwerer wiegen als eines, aber es schmerzt so sehr! Weg mit der Säge!“

„Ernestine, Du träumst!“ rief Gretchen. „Wir machen Dir ja nur einen kalten Umschlag, greif hin und überzeuge Dich selbst.“

„Ach, der harte Secirtisch!“ jammerte sie etwas ruhiger. „Ich mag ja wohl todt sein, aber meine Seele lebt. Und wenn sie mich in tausend Stücke zerschneiden, die Seele können sie nicht mitzerschneiden, die schlüpft ihnen unter dem Messer durch. O, wenn ich doch aufhören könnte, zu denken. Sterben ist nichts, fortleben ist das Aergste!“

Johannes trat von ihr weg und rang die Hände. Heim trieb die Willmers an, den Senf zu holen. Als diese die Thür hinter sich schloß, schrie Ernestine auf: „Ach, Johannes, der Oheim mit dem Messer, und ich kann nicht vom Secirtisch herunter, hilf mir hinweg, wozu haben sie mich angebunden, wenn sie doch dachten, ich sei todt?“ Und mit einer blitz-

schnellen Bewegung schleuderte sie Gretchen zur Seite und glitt über das Bett herab. Mit einem einzigen festen Griff hatte Johannes sie gefaßt und ohne ein Wort, einen Laut hob er sie auf das Lager zurück und drückte die sträubende Gestalt in die Kissen.

„Laßt mich, laßt mich!“ jammerte sie. „Seit wann ist es erhört, daß man die Menschen bei lebendigem Leibe secirt?“

„Ernestine,“ rief ihr Johannes in die Ohren, „ich bin es, Johannes, ich will Dich ja schützen vor den Andern!“

Doch sie hörte oder verstand ihn nicht, sie wehrte sich mit solcher Kraft, daß Johannes sie kaum halten konnte.

„Der Oheim, der Oheim! jetzt will er mich über's Meer schleppen in dem Zustand, zerfetzt und zerstückt, wie kann ich das? Man näht doch einen Leichnam wieder zusammen, ehe er in's Grab kommt, und ich soll über's Meer!“

„Es ist zum Verzweifeln!“ klagte die Staatsräthin und fing das taumelnde Gretchen in ihren Armen auf. „Nun, Vater Heim, glauben Sie noch, daß die Physiologie ein Studium für weibliche Nerven ist, nachdem Sie dies erlebt? Kann es eine

furchtbarere Rache der verleugneten Frauennatur geben, als die anatomischen Phantasien dieses überreizten Gehirns?“

Heim schüttelte brummend den Kopf. „Gebrechliche Dinger sind's, aber von der da hätt' ich geglaubt, sie hielt' es aus! Na, man wird nie zu alt zum Lernen.“

Die Willmers brachte die Senfteige, man legte sie Ernestinen in den Nacken und auf die Sohlen ihrer kleinen weißen Füße.

„Laßt mich nur los,“ bat Ernestine, „ich kann ja gar nicht davonlaufen, ich kann in den Schuhen nicht gehen, ich trete ja überall in heißen Sand. Huh, der Boden sengt mir die Sohlen durch! Wozu in der glühenden Asche waten? Johannes soll mich hinauf tragen, er ist ja so stark, er hat mich schon getragen. Weh! der Vesuv speit Feuer, jetzt packt mich die Flamme, hier und dort, von allen Seiten, wie das Buch, das arme Buch! Das ist die Strafe, weil ich den Schwan verbrannte. — Ach! es verzehrt mich und Keiner löscht. Wenn ich verbrenne, dann bin ich aber wenigstens todt — ganz todt? Nein, o nein, die Seele nicht, — die Seele kann auch nicht verbrennen!“

„Sie spürt die Senfumschläge," sagte Heim zu Johannes. „Gieb ihr dann noch das Calomel."

„Meinst Du nicht, daß eine Blutentziehung nöthig wäre?" frug Johannes.

„Bei Leibe nicht. Solch junges Volk verliert doch gleich den Kopf! Wer wird denn diesem geschwächten Körper ohne die äußerste Noth noch Blut entziehen?"

„Ich unterordne mich Deinem Ausspruche," erwiderte Johannes mit Widerstreben.

„Nehmt ihr jetzt den Senf ab," befahl Heim.

Es geschah und Ernestine, die indessen etwas matter geworden war, athmete tief auf: „So, nun bin ich verkohlt, nun ist mir besser. Nur die Seele, die ist noch, wie sie war, die ist unvertilgbar!"

Eine plötzliche Abspannung erfolgte auf diese Worte, in der sie regungslos liegen blieb. Heim nahm Hut und Stock. „Ich denke, die Nacht wird wohl ruhiger werden. Du solltest Dich auch einmal niederlegen, Johannes. Du hältst das ununterbrochene Wachen nicht aus."

„Ach, wie oft habe ich ihn schon darum gebeten," sagte die Mutter. „Ich könnte so gut eine Nacht aufbleiben und noch dazu jetzt, wo ich eine so

liebe Gehülfin habe. Auch die treue Willmers bedarf Erholung; aber sie ist so eigensinnig wie Johannes."

„Ja, mit dem Starrkopf ist nichts zu machen. Ein Glück, daß jetzt gerade Ferien sind, sonst könnte er es nicht so treiben," meinte Heim. „Na, ich muß fort, man fährt lange von hier bis in die Stadt."

„Es wäre besser gewesen, wir hätten sie mit uns nach Hause nehmen können," sagte die Staatsräthin, „aber die Krankheit trat ja gleich so heftig auf, daß wir sie hier lassen und selbst herausziehen mußten, um sie zu pflegen."

„Ihr seid brave Menschen!" Heim reichte ihnen die Hand. „Gott wird's vergelten, was Ihr an dem armen Geschöpf thut!"

„Was ich thue, bester Freund, das geschieht für meinen Sohn — und der wird es mir danken, das weiß ich."

„Ja, Mutter, so viel in meinen Kräften steht," betheuerte Johannes.

Als Heim in das Nebenzimmer trat, fand er Hilsborn am Fenster und träumerisch hinausblickend.

„Na, Junge, fährst Du mit?"

„Vater, ich möchte wohl heute Nacht hier bleiben und Möllner beistehen," meinte Hilsborn verlegen.

„Möllner beistehen? Hm!“ Heim schwieg ein Weilchen, seine klugen Augen hefteten sich mit prächtigem Humor auf Hilsborn's erröthendes Gesicht. „Nu, nu, mein Junge, wenn Dich's freut, da steh' Du Möllner bei. Mir kann's recht sein!“

Der junge Mann warf sich in einer ihm selbst unbewußten dankbaren Anwandlung an die breite Brust des Pflegevaters.

„Hm!“ sagte Heim wieder. „Versteh' schon, versteh' schon!“ Er klopfte Hilsborn auf die Wange. „Ist ja ganz in der Ordnung, — wär' unnatürlich, wenn's anders wäre. Brauchst Dich der Wahl nicht zu schämen. Na, gute Nacht! und —“ ein gemüthliches Lächeln spielte um den alten Mund, „steh' mir nur dem Möllner recht bei! Hörst Du?“

So trollte der biderbe und doch so zartfühlende alte Herr zur Thür hinaus.

Hilsborn besann sich ein Weilchen, dann schaute er vorsichtig in das Krankenzimmer und winkte Gretchen. Diese kam gehorsam herbei.

„Nur einen Augenblick!“ bat er und zog sie sanft mit sich. „Sie müssen es mir zu Liebe thun und einige Schritte in die Luft gehen. Das ist unbedingt nöthig für Sie. Die Anderen und Sie selbst denken

nur an Ernestine, ich bin hier, um für Sie zu denken, und zu sorgen, daß Sie sich nicht unnütz übernehmen. Kommen Sie, ich führe Sie ein paarmal durch den Garten."

„Wie Sie befehlen," sagte Gretchen demüthig.

„Nicht wie ich befehle, Gretchen! So müssen Sie nicht sprechen, das klingt nicht hübsch." Er hüllte sie in ihr Mäntelchen und gab ihr den Arm. Sie stiegen miteinander die Treppe hinab und traten in's Freie.

„Ach," sagte Gretchen, „der Garten erinnert mich recht an den unsern in der Pension."

„Waren Sie gerne dort?" fragte Hilsborn.

„O sehr gern! Ich hatte so liebe Lehrerinnen und Freundinnen da."

„Dann thut es Ihnen gewiß recht weh, diese schöne Heimath verloren zu haben?"

„Meine Heimath ist jetzt bei Ernestinen. An ihrem Bette ist mir wohl und ich sehne mich nach nichts Anderem, weil ich nichts Anderes ersehnen darf."

Hilsborn brach ein welkes Akazienblatt vom Baume.

„Ach, geben Sie mir's," bat Gretchen, „ich will einmal sehen, ob Ernestine wieder gesund wird." Und sie zählte die Blättchen eines um das andere ab. „Ja, nein, ja, nein, ja — sie wird genesen!"

„Kennen Sie Faust?"

„Nein, wir durften Göthe nicht lesen, die Vorsteherin erlaubte es nicht!"

„Ihre Namensschwester zupft dort auch eine Blume und thut eine Frage, aber eine andere!"

„Was denn für eine?"

„Sie frägt, ob sie geliebt sei?"

Gretchen sah vor sich nieder.

„Haben Sie diese Frage nie gestellt?"

„Wie sollte ich? Daß mein Vater mich lieb habe, meine Lehrerinnen und Freundinnen, wußte ich — und sonst kannte ich Niemanden."

„Und dennoch war Ihnen dies Blumenorakel nicht fremd?"

„Ei nun, man hat doch immer etwas zu errathen, — ob man im Examen die erste, zweite oder dritte Note bekommt? Ob morgen ein Brief vom Vater eintrifft? Und dergleichen mehr! Das ist nun Alles vorbei. Jetzt giebt es keine Blumen und keine Fragen mehr für mich."

„So herbstliche Gedanken müssen Sie nicht aufkommen lassen. Die Blumen werden wieder sprossen und in Ihrem Herzen wird sich manche holde Neugier regen. Sie werden wohl auch einmal zu wissen ver-

langen, ob Ihnen Jemand gut ist, wenn Sie es Jemandem sind."

Gretchen sah ihn mit ihren braunen Augen ernst und innig an.

„Wenn nur Ernestine mir gut ist und —"

„Nun, und?"

„Und Sie, dann verlang' ich weiter nichts!"

„Gretchen, glauben Sie, daß ich Sie lieb habe?"

„Ja, ich glaube es!" sagte das Mädchen treuherzig.

„Bei dem gütigen Gott, der in unsere Seelen blickt, Gretchen, ich glaube es auch!" rief Hilsborn und drückte ihren weichen Arm an seine Brust.

Einen Augenblick standen sie sich so gegenüber in der nächtlichen Dämmerung, dann schritten sie weiter. Es war ein ungewöhnlich milder Herbstabend. Die schmale Neumondsichel stand über der dichten Tannengruppe, die den Hügel, Ernestinens Lieblingsplatz, krönte, wie ein leuchtender Diamant auf dunklem Haar. Gretchen blickte feuchten Auges hinein.

„Der Mond ist die Sonne der Unglücklichen," sagte sie plötzlich. „Er ist das einzige Licht, welches verweinte Augen ertragen. Vor dem grellen Strahl der Sonne müssen sie sich schließen, — zu ihm dürfen

sie aufschauen mit all ihren Thränen. Wenn er am Himmel emporsteigt, ist der wahre Sonntag für den Ruhebedürftigen, denn dann rastet er von allem Weh des lärmenden Tages. Sie, lieber Herr, kommen mir vor wie der Mond. Sie sind so still und friedlich wie er. Vor allen Andern fürchte ich mich, ihr Anblick thut mir weh, ich komme mir so geächtet unter ihnen vor. Nur Sie, Sie sind mir vertraut und bei Ihnen kann ich mich ausweinen und ausruhen nach allem Jammer."

„Gretchen," sprach Hilsborn, „das ist ein unermeßlich liebes Wort!"

„Ach!" fuhr das Mädchen fort. „Sehen Sie das schöne Nadelholz, wie sich die zackigen Aeste von dem silbernen Aether abheben. Wissen Sie, ich kann keine Tanne im Mondlicht sehen, ohne zu weinen. Es ist immer, als ob zwei Freunde, die nicht beisammen bleiben dürfen, sich zum Abschied küßten. Die Tanne will nichts von der Sonne wissen, sie grünt Winter und Sommer gleich und der Mond strahlt auch im Winter wie im Sommer gleich hell. Das haben sie Beide miteinander gemein, drum erscheinen sie mir wie treue, getrennte Freunde. Mein Vater summte mich, als ich klein war, oft in Schlaf mit einem ur-

alten Liede, das er noch von seiner Mutter wußte. Ich wurde ausgelacht, wenn ich es in der Pension einmal sang und da verschwieg ich es, — denn wer kann über ein Lied lachen hören, das ihm von Vater oder Mutter an der Wiege gesungen ward? So kam es, daß ich es selbst allmälig vergaß, nur der erste Vers fällt mir wieder ein: „Sieh, Doris, wie im Mondenschein die Tanne steht so schön!“ das ist Alles, was ich noch davon weiß. Ich kann aber keine Tanne im Mondlicht mehr sehen, ohne an den Vater zu denken, wie er mich Abends summend auf den Knien wiegte, so weich und warm! Und oft wollte ich ihn bitten, mir den Text aufzuschreiben, — aber nun ist er todt und das liebe ehrwürdige Wiegenlied ist mit ihm in's Grab gesunken. Ich kann's mir nicht mehr zurückrufen, — die süßen Stimmen, die in der Kindheit zu mir gesprochen, sind verklungen auf ewig!“

Und das Mädchen ließ in tiefem Wehe den Kopf auf Hilsborns führenden Arm sinken und weinte still.

So schritten sie nebeneinander her, lange, schweigend. Der Mond begann hinter den Tannen zu verschwinden und wo der Nachtwind die Zweige aus-

einander bog, schimmerte er hindurch. Wie leiser Auferstehungsruf rauschte es in dem dürren Laube und den entblätterten Wipfeln. Ruhig und sicher glitt das silberne Schiffchen am Horizont hinab und duftige Gewebe umwallten die jungen Wanderer wie Brautschleier. Kein Blüthenregen, kein Nachtigallenschlag entzückte diese schuldlosen Herzen, die noch über kaum geschlossenen Gräbern trauerten, und doch war es ein nahender Frühling, der sich ihnen verkündete unter Thränen und Herbststürmen.

„Wir müssen hinauf,“ sagte Gretchen, sich plötzlich besinnend, „sie werden uns vermissen!“ Und sie eilte besorgt dem Freunde voran. — Oben angekommen, hielt er sie noch einmal zurück, bevor sie in das Krankenzimmer trat. „Gretchen, Sie haben mir unermeßlich viel gegeben in dieser halben Stunde und doch ist es mir immer noch nicht genug; Sie müssen mir jeden Abend eine solche halbe Stunde schenken, wollen Sie?“

„Von Herzen gern!“

„Und, Gretchen, ich werde diese Nacht hier im Vorzimmer wachen. Werfen Sie mir manchmal einen Blick durch die Thür zu.“

„Weshalb das?“ fragte Gretchen erröthend.

„Weil ich nichts auf der Welt so gern sehe, wie Ihr liebes Gesichtchen!“

„O, das freut mich!“ stammelte Gretchen.

„Wollen Sie daran denken, mir einmal zuzulächen, wollen Sie? Ich werde darauf warten von Minute zu Minute, von Stunde zu Stunde!“

„Sie sollen nicht vergebens warten, wie könnte ich Ihnen einen Wunsch verweigern?“

Mit diesem tief-innigen Wort, dessen beglückende Kraft sie selbst nicht ahnte, entschwand sie dem jungen Manne. Sie trat in das Krankenzimmer, das Herz so übervoll von Wohl und Wehe.

Johannes kniete am Bette und hatte die Stirn auf Ernestinens herabhängenden Arm gelegt. Die Staatsräthin nickte der Eintretenden freundlich zu. Zu sprechen wagte Niemand, denn Ernestine schien zu schlummern.

Gretchen setzte sich leise zur Staatsräthin und drückte dankbar die dargebotene Hand derselben.

So saßen sie eine lange Stunde regungslos. Da verfiel Ernestine in neue furchtbare Delirien. — Es war, als sei ihre ganze Krankheit nichts, als das vergebliche Streben der Natur, feindliche unerträgliche Ideen auszustoßen, die sich wie zerstörende Parasiten

in ihrem Kopfe eingenistet hatten! Johannes brachte endlich seine Mutter dahin, sich zur Ruhe zu begeben, auch die Willmers mußte sich entfernen und er wachte allein mit Gretchen. Er litt so namenlos beim Anblick von Ernestinens Körper- und Seelenmartern, daß es ihm eine Erleichterung war, das bekümmerte Mutter-Auge nicht auf sich ruhen zu wissen, vor dem er sich eine qualvolle Selbstüberwindung auferlegen mußte.

Gretchen stand ihm getreulich bei, obgleich auch dem armen Kinde bei den vielen schrecklichen Anspielungen auf seinen Vater, die Ernestinens Lippen entschlüpften, das Herz brechen wollte. Ernestinens Phantasien schüttleten das ganze Bild ihrer Vergangenheit, zerrissen und zerstückt, durcheinandergeworfen, aber doch erkennbar, vor dem gequälten Mädchen aus, das durch Alles einen rothen Faden hindurchgehen sah: die Schuld seines Vaters.

Heiße Tropfen rannen der stillen Pflegerin über die Wangen; Johannes bemerkte es nicht, er hatte nur Auge und Ohr für die Geliebte. Das arme verwaiste Kind fühlte sich recht einsam. Aber nein, wie konnte sie sich solchen Gedanken hingeben? War ihr nicht ein Freund nahe, ein Beschützer? Und hatte sie

ihm nicht versprochen, ihm einmal zuzunicken, dem treuen Wächter, der ihrer harrte? Wie konnte sie das auch nur eine Minute lang vergessen! Und sie schlüpfte leise an der Thür hin, während Johannes bei Ernestinen stand und schaute hinaus. Da saß er, das Auge erwartungsvoll nach ihr gerichtet und ein schönes Lächeln erhellte seine feinen Züge, als er Gretchen sah. Er sprang auf und riß ein Blatt, das er beschrieben, aus seinem Notizbuch.

„Gretchen," sagte er, „da hab' ich etwas für Sie, nehmen Sie's auf, wie's gemeint ist: liebevoll! Sie machen eine schwere Nacht durch. Ich kann mir denken, was Sie bei dem Allen leiden! — Nicht wahr, Sie vergessen nicht, daß hier Jemand ist, der mit Ihnen und für Sie wacht?"

Gretchen reichte ihm die Hand. Er legte das beschriebene Blatt hinein.

„Ich danke Ihnen, bevor ich den Inhalt kenne," flüsterte Gretchen, „was von Ihnen kommt, kann nur etwas Gutes sein." Sie nickte ihm noch einmal zu und trat in das Zimmer zurück.

„Seht, er mordet sein Kind — der Vampyr — er hat es mit mir verwechselt — Oheim, Oheim!" schrie Ernestine, als Gretchen am Bette vorüber ging.

„O, o, das Kind, 's war ein so schönes Kind, das Gretchen! Das muß Johannes wissen, der Todtenkopf ist ja von Leutholds Tochter!"

Gretchen setzte sich zum Tisch, auf dem die Nachtlampe brannte. Ein Frösteln durchlief ihre Glieder. Diese letzten Worte Ernestinens hatten sie mit unaussprechlichem Grauen erfüllt. — Doch sie hielt ja einen Talisman in der Hand, Hilsborns Schriftzüge bannten alle finstern Mächte. Sie entfaltete das Blatt und las:

„Weine, weine, armes Herz,
Singe Deine trüben Lieder!
Fallen in den Schooß Dir nieder
Still die Thränen, — himmelwärts
Richte dann Dein sehnend Auge,
Aus den ew'gen Sternen sauge
Trost Dir für den ird'schen Schmerz.

Weine, weine, armes Herz!
Sind verklungen Deine Lieder —
Sandten keinen Trost Dir nieder
Selbst die Sterne, — erdenwärts
Wende dann Dein suchend Auge —
Und von Freundeslippen sauge
Ird'schen Trost für ird'schen Schmerz!"

Gretchen saß mit gefalteten Händen und schaute auf das Blatt, das einen neuen Himmel über ihr wölbte, eine neue Erde vor ihr ausbreitete. Und wie

weit ihre junge Brust auch war, das schwellende Herz brauchte immer mehr Raum, es brauchte noch eine andere Brust, in die es überströmen konnte. Und noch einmal schwebte die liebliche Gestalt durch das Zimmer. Es schien Johannes, der ihr zerstreut nachblickte, als ginge ein Glanz von ihr aus, wie sie so dahin schritt.

Sie trat zu Hilsborn hinaus, stumm, mit feuchten Augen. Sie reichte ihm die Hand, er sah sie an, fragend, bittend, sah, wie ihr Herz gegen die keusche Hülle pochte. Er zog sie näher und näher zu sich hin, sie neigte sich ihm wie die reife Aehre dem Schnitter. Sie sank in seine Arme und weinte, aber es war nur noch ein Weinen, wie wenn der Wind nach dem Regen die Bäume schüttelt und die sprühenden Tropfen in der Sonne glitzern.

„Und von Freundeslippen sauge
Ird'schen Trost für ird'schen Schmerz!"

tönte das Echo in den Liebenden wieder.

Da erscholl Ernestinens Stimme durch die offene Thür: „Was ist das Ende? Ewige Nacht, ewiges Schweigen und ewige Einsamkeit!"

„O nein, ewige *Seligkeit!*" hauchte Gretchen vor sich hin.

Viertes Capitel.

„Es ist wieder Morgen geworden!“

Ein Ruf Möllner's, der Gretchen zu einer Hülfeleistung brauchte, hatte die jungen Leute auseinander geschreckt, bevor sie Worte für ihre Gefühle fanden. Ernestinens Zustand verschlimmerte sich im Laufe der Nacht so sehr, daß Gretchen nicht mehr loskommen konnte. Als endlich die Morgensonne ihre ersten Strahlen durch die dichten Vorhänge sandte, erlöste die Staatsräthin das gepeinigte Mädchen von seinem Amte und es durfte zu dem Freunde eilen. — Dieser zog es mit sich in Ernestinen's Arbeitszimmer. Da lag und stand noch Alles umher wie am Tage von Ernestinens Erkrankung, nichts war berührt. Im Kamin lag noch die Asche des verbrannten Märchenbuches; die Aeolsharfe summte ihre wehmüthigen Melodien in dem rauhen Herbstwind, nur ward sie

statt von Rosenzweigen von entblättertem Dorngestrüpp umrankt. Die gepackten Kisten harrten der Absendung und zeugten von den Reiseplanen des stolzen Geistes, der jetzt gebrochen darniederlag, — auf dem leergeräumten Schreibtisch lag eine vergessene Feder. Die Dinte war in ihrem Gefäß eingetrocknet und noch zeichneten sich in dem Staub, der überall lagerte, die Ränder der Bücher aus, die hier aufgestellt gewesen und weggenommen waren, um mit über das Meer zu wandern. Niemand hatte hier mehr abgewischt, denn die Leidende drüben nahm Alle in Anspruch. Der Stillstand, der in dem äußeren Leben eines Erkrankten eintritt, zeigte sich auch hier. Alles schien des Augenblicks zu harren, wo plötzlich eine geschäftige Hand stäuben, bürsten, lüften und der frohe Ruf ertönen werde: „Ernestine ist auferstanden!“ Aber dieser Augenblick war noch in weiter Ferne. Hier trat das junge Paar ein, das keine Ahnung hatte von den Kämpfen, die in diesem Raum gekämpft, von den Seufzern der Mühe, der Qual und Angst, die hier ausgehaucht worden!

„Unser Leben währt an die Siebenzig und wenn es hoch kommt, an die achtzig Jahre und ist es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen!“

Dieser in den Tisch eingeschnittene Spruch war die einzige ernste Stimme, die von dem verödeten Platze aus den jugendlich pochenden Herzen erzählte, wie das Weib, an dessen Krankenbett sie sich in Liebe vereint, gestrebt, gelitten und entsagt haben mußte! Und Gretchen hemmte den beflügelten Schritt, mit dem es neben Hilsborn eingetreten war und blieb nachdenklich stehen. „Sie hat Recht," sagte es zu sich selbst. „Und wenn sie sich solch strenges Gesetz machte — darf ich einen anderen Wahlspruch haben — ich? Welches Recht hätte ich, Köstlicheres vom Leben zu fordern, als Mühe und Arbeit — und Buße? Ach, Ernestine! Jetzt sehe ich erst, wie groß Du bist, und wie Dich der Vater verleumdet!"

„Gretchen!" sagte Hilsborn leise bittend, „was sinnst Du?"

„Ach, mir ist — als habe mir eine unsichtbare Hand hier ein „Halt!" hergeschrieben. Wie konnte ich mich nur einen Augenblick dem Gedanken an ein Glück hingeben, das mich abzöge von meiner ersten und heiligsten Pflicht?"

„Gretchen!" sprach Hilsborn, „wie soll ich das verstehen?"

Gretchen faltete die Hände und blickte fromm zu

dem Spruche auf: „Weil ich alle meine Gefühle, Träume und Wünsche derjenigen opfern soll, die diesen Wahlspruch zu dem ihren gemacht. Bevor sie nicht glücklich ist — wie darf ich es sein wollen?"

„Gretchen, ich begreife Deine Empfindungen, Du hast Dir vorgenommen, Deinem Vater Vergebung zu erwirken, durch Dein Bemühen seine Schuld zu verkleinern. Aber Du denkst nur an Die, gegen welche Dein Vater das Schwerste verbrach. Es ist noch Einer da, an dem Du für ihn etwas gut zu machen hättest — und der bin ich!"

„Wie?"

Er zog sie an sich und fuhr mit der anmuthigen Sophistik der Liebe fort. „Ja, mein Engel, denn auch an meinem Vater handelte er nicht rechtschaffen. Er beraubte ihn einer kostbaren Entdeckung in der Wissenschaft und der Kummer darüber war vielleicht die Ursache von meines Vaters frühem Tode."

„O mein Gott," rief Gretchen erschüttert.

„Siehst Du nun ein, daß Du Dich nicht an den Pflichten versündigst, die Du Dir auferlegt, wenn Du auch mir die Entschädigung gewährst, die ich von Dir erflehe?"

„Ja, mein Freund," sagte das Mädchen nach einer Pause.

„Und wenn ich nun nicht weniger erflehte, als Dich selbst — und zwar für's ganze Leben? Gretchen, — würdest Du das sehr unbescheiden nennen? Würdest Du den Ersatz, den Du leisten sollst, größer finden als das, was Dein Vater mir geraubt?“

„Nein, o nein — viel zu gering!“ flüsterte Gretchen mit leuchtenden Augen.

„Nicht zu gering, gewiß zu groß! Aber die Liebe, Gretchen, die mißt nicht so genau, nicht wahr? Du hast Alles in Deiner Hand, mein Mädchen. Dein Vater nahm mir meinen Vater — er giebt mir dafür sein Kind und wir sind quitt! Ist das nicht richtig, mein Gretchen?“

Das Mädchen hielt sich mit beiden Händen den Kopf: „O, ist es denn möglich, kann es denn sein? So viel Segen sollte aus allem Fluch entspringen? O solche Gnade verdiene ich ja nicht! Es wäre kein Unrecht, sondern eine Pflicht, Dich zu lieben, dem ich um meiner Pflicht willen entsagen zu müssen glaubte? Ich wollte arbeiten und mich mühen für meines Vaters Schuld und meine Mühe soll in Nichts bestehen, als in der Hingabe an einen geliebten Mann? Und meine Buße verwandelt sich in Freude? O, ich kann's nicht fassen, nicht glauben — es ist zu viel!“ Und

sie warf sich fast taumelnd an Hilsborn's Brust: „Aber wie soll ich es nun machen? Du und Ernestine, Ihr habt die gleichen Rechte an mich, wie dem Einen genug thun und dem Andern nicht zu wenig? O, hilf, rathe, daß ich nicht eine Pflicht um der andern willen versäumen muß, denn nur wo ein reines Bewußtsein — ist ein reines Glück! O, Bester, erhalte mir's, damit ich glücklich sein könne!"

„Mein Gretchen," sagte Hilsborn, „ich verstehe Dich, wie ich Dich von Anfang an verstanden. Ich werde Dir helfen, Dein kindliches Gewissen zu beruhigen. Ich möchte Dir jedes köstliche Gut zum Angebinde geben, wie sollte ich Dir das köstlichste nehmen — Deinen Seelenfrieden? Nein, gewiß nicht! In der Liebe ist Frieden und Du sollst ihn an meinem Herzen ganz und ungestört genießen! Deshalb, mein Mädchen, sollst Du für's Erste Ernestinen pflegen helfen, so lange und so viel es Deine Kräfte erlauben. Ich werde bei Dir sein, so oft ich kann, und ein Wörtchen, ein Blick wird uns immerhin vergönnt bleiben. Wahre Liebe ist genügsam — sie bescheidet sich mit Wenigem, denn ihr ist auch das Wenige — viel! Ich will keine Minute für mich beanspruchen, die Du

Deiner Pflicht gegen Ernestine entziehen müßtest, denn das würde Dich beunruhigen. Wir wollen unsere Verlobung noch Niemandem mittheilen, als meinem edeln Pflegevater Heim, ohne dessen Segen ich nichts beginnen mag. Den guten Möllner's, die so schwer zu tragen haben, könnte unsere Freude weh thun. Dann aber, dann, mein Gretchen, wenn Ernestine gesund ist, wollen wir eine Seligkeit genießen, die uns Niemand streitig machen kann. Und wenn, was ich aber kaum glaube, wirklich keine Vereinigung Ernestinens mit Johannes stattfände, — so schwöre ich Dir, daß ich Dir treulich helfen werde bei Allem, was Du für sie thun willst. Wir nehmen sie in unser Haus auf, sie soll mir eine Schwester sein. Ist es so recht, meine süße Braut?"

„Ja, ach Du liesest in meiner Seele. Denn bei Gott, dem Allmächtigen, bevor ich Ernestinen nicht versorgt und zufrieden sähe, könnte ich sie nicht verlassen, könnte Deine Gattin nicht werden" — sie erröthete über und über und barg das Gesicht an seiner Brust: „Gattin — ach, wie das klingt! Ich betrachtete mich kaum als erwachsen — und nun soll ich eine Frau werden die Frau eines so lieben Mannes! Ach, wenn das meine Freundinnen hören,

sie werden es nicht glauben, — kann ich selbst es doch kaum begreifen!"

„O, Du kleine liebliche Gattin," rief Hilsborn entzückt, „ich will mir alle Mühe geben, es Dich begreifen zu lehren — und ich denke, der Unterricht wird nicht so schwer werden."

„Ach, ich denke es auch," lächelte Gretchen und zum ersten Male bekamen die traurigen braunen Augen einen ganz leisen Anflug von Schelmerei.

So hatten sich diese beiden Herzen zusammen gefunden, schnell, wie die Jugend immer liebt, gläubig, kampflos, — während drüben im Krankenzimmer zwei Herzen in Todesqual mit einander um die Herrschaft rangen. Durch die Nacht schwerer Irrthümer und Verblendung, die Ernestinen gefangen hielt, mußte sich die Liebe in ihnen erst zu dem Licht emporringen, in welchem die jungen harmlosen Seelen Gretchens und Hilsborns sich sonnten, durch keinen Engel mit dem Flammenschwerdte aus ihrem Eden vertrieben. — Die gewaltigen Naturen Ernestinen's und Möllner's mußten sich im Kampfe begegnen, — jede bildete eine besondere abgeschlossene Welt für sich, eine davon mußte die andere zertrümmern, bevor sie sich zu einem Ganzen vereinigen konnten. Je weiter sie von ein=

ander entfernt waren und je mächtiger sie sich anzogen, desto sicherer mußte die schwächere an der stärkeren im jähen Anprall zerschellen. — Es ist die verhängnißvolle Bedingung, unter der die Gottheit dem Einzelnen auserwählte Vorzüge und ungewöhnliche Kraft verleiht, daß er dann auch für sich selbst stehe, daß er mit dieser Kraft sich jedes Gut erkaufe, erkämpfe, das dem Einfältigen oft vom Himmel in den Schooß herniederfällt. So nur stellt der weise Schöpfer das Gleichgewicht an Glück zwischen dem Bevorzugten und dem minder Begabten wieder her. Dem Letzteren wird es geschenkt — der Erstere muß es verdienen! Sie mußten sich einander sauer verdienen, diese beiden auserlesenen Menschen, — sie mußten es sich gegenseitig schwer machen, um dem Gesetz zu genügen, das Gott solchen Naturen vorzeichnet. Denn er schreibt seine Gesetze nicht an den Himmel, sondern in das Menschenherz und all unser Streben nach Vervollkommnung ist im Grunde nur ein Bemühen, jene Schriftzüge in unserem Innern zu entziffern. Aber wie oft lesen wir falsch, wie oft mißverstehen wir sie trotz des redlichsten Bemühens! —

Um wie viel mehr noch mußte dies bei einem Wesen wie Ernestine geschehen, das von Kindheit

auf nicht gewöhnt war, die wortlose Sprache des Herrn zu deuten? All ihr Irren und Leiden entsprang wie bei den meisten Menschen nur aus diesem Verkennen des göttlichen Willens. Hätte sie begriffen, daß es ihre Bestimmung sei, jedes Glück nur mit Opfern zu erkaufen, sie hätte dieselben freiwillig gebracht, sie hätte sie nicht verweigert und sich nicht gewehrt bis zum letzten Hauch, bis sie im Kampfe zerschmettert worden wäre. Es war der Mangel wahrer christlicher Geistesbildung, der ihr ganzes Leben verkümmerte und sie in mißverstandenem Drange, dem Rufe zu folgen, der auch an sie erging, Alles opfern ließ, nur das nicht, was Gott allein wohlgefällig ist, das eigene Selbst!

Aber auch Johannes, der Mann ohne Fehl, der so sicher die gerade Bahn des reinsten Grundsatzes verfolgte, auch ihm war in Ernestinens Leiden eine schwere Prüfung auferlegt. Von Stunde zu Stunde erkannte er es deutlicher, daß er selbst Ernestinen auf das Krankenbett geworfen hatte, daß er mit seiner rücksichtslosen Schilderung von der Gefahr, die ihr Leben bedrohte, das Maß dessen überschritten, was sie ertragen konnte, und bit-

tere Reue peinigte ihn. Er geißelte sich selbst mit Vorwürfen und quälte sich mit tausend Gedanken, wie viel besser er es hätte machen können. „Es ist ein gewagtes Ding, die Vorsehung eines Andern sein zu wollen, denn alle menschliche Berechnung trügt und die beste Absicht ist nicht Bürge für den Ausgang,“ sagte er in demselben Augenblick zu seiner Mutter, in dem Hilsborn und Gretchen ihre rosigen Zukunftsplane woben.

„Denn aller Ausgang ist ein Gottesurtheil!“ erwiederte die alte Frau.

„Amen!“ sprach Johannes aus tiefster, beklommener Brust und sah starr vor sich hin.

So blickt der Steuermann auf ein drohendes Felsenriff, dem er das ihm anvertraute Schiff im Nebel zugeführt und spricht: „Bis hierher habe ich gesteuert, — nun steuere Gott!“ Und Gott steuerte, aber langsam, martervoll langsam für die Ungeduld des Geängstigten. — — — — — —

Tag um Tag verstrich und Woche um Woche, ohne daß ein Zeichen der Besserung wahrgenommen wurde. Ernestinens Bewußtsein lichtete sich nicht, Heim schüttelte den Kopf. Er sagte eines Morgens selbst: „Ich möchte wohl, daß Dein Schwager bald

käme, Johannes! Ich wäre begierig zu hören, was denn der von dem Zustand hält."

Auf alle weiteren Fragen Möllner's antwortete er jedoch ausweichend.

Moritz Kern war mit seiner Frau auf einer Ferienreise, wurde aber bald zurückerwartet.

Es schien, als schwebe dem alten Heim ein Ausspruch auf der Zunge, den er nicht thun wolle, ohne sich noch vorher mit einem Dritten berathen zu haben.

Johannes verzehrte sich in Sorge. Durch vier Wochen wich er nicht von Ernestinens Bett und schlief nie, als wenn Ernestine ruhig war und ihm das müde Haupt auf die Lehne des Stuhles sank. Niemand durfte die Pflege mit ihm theilen, als seine Mutter und Gretchen, selbst die Willmers hielt er so ferne als möglich. Nur eine fremde Gestalt war hin und wieder an Ernestinens Lager zu sehen, eine stille, rührende Gestalt, die mit gefalteten Händen ruhig da saß und Niemanden störte: Es war der alte Leonhardt. Alle drei Tage ließ er sich von seinem Sohne auf das Schloß führen und Keiner hatte das Herz, dem Blinden das Plätzchen zu weigern, das er am Fußende des Bettes einnahm, um Ernestinens finstern Phantasien und Möllners schweren Athemzügen zu

lauschen und dann und wann stillbekümmert den Kopf zu schütteln:

„Wenn sie nur so weit zu sich käme, daß man ihr die Sorge um das Leben nehmen könnte, die sie in diese Aufregung bringt," meinte der Greis einmal, „dann würde sie wohl bald besser werden."

„Ja, Vater Leonhardt," erwiederte Johannes, „Sie haben Recht wie immer. Aber nicht ein Augenblick der Klarheit — es ist zum Verzweifeln!"

„Bleiben Sie nur muthig, lieber Herr," sagte Leonhardt, — „und denken Sie immer, daß Sie nichts thaten, als Ihre Schuldigkeit, das wird Sie stärken, komme was da wolle."

„Vater Leonhardt, Sie lesen in meinem Herzen. Ihr Trost ist gut, aber ich fürchte, es drohen mir Stunden, wo auch er nicht Stich hält."

Während sie noch sprachen, fuhr Heim's Wagen vor. Aber er kam nicht allein, er brachte Moritz mit. Leonhardt ließ sich in die Bibliothek führen, wo Walter seiner wartete und die Zeit mit Lesen der ihm nothwendigen Bücher ausfüllte und Heim trat mit Moritz in das Vorzimmer ein. Gretchen und Hilsborn hatten einen freien Augenblick genützt und mit einander flüsternd am Fenster gestanden. Gretchen er=

schrack, als sie einen Fremden mit Heim kommen sah und flüchtete, verlegen grüßend, aus dem Zimmer.

„Potz Tausend, was hast denn Du da für eine Gesellschaft?“ fragte Moritz erstaunt.

„Es ist meine Mündel, die unglückliche Tochter Gleißert's,“ erklärte Hilsborn etwas zurückhaltend, „ich brachte sie von Hamburg mit hierher.“

„Ach, weiß schon, habe schon gehört, was vorgefallen ist. Sieh, sieh einmal an. Also Vormund bist Du geworden unterdessen? Na, ist ein ganz angenehmes Amt, wenn die Mündel so allerliebst ist, wie die!“ lachte Moritz. „Nein, über den Duckmäuser! thut, als könnt' er nicht Fünfe zählen und bringt sich gleich von der ersten besten Reise so'n hübsches Mädel mit. Ja, ja — die stillen Wasser.“

„Scherze nicht,“ bat Hilsborn, „die Sache ist zu ernst für Deinen Spott.“

„Na, nimm's nicht übel,“ sagte Moritz gutmüthig. „Ich muß nur lachen über Deine Würde. Bist selbst kaum trocken hinter den Ohren und spielst den Vormund bei jungen hülfsbedürftigen Damen. Hahaha!“

„Seien Sie still, Johannes hört's,“ brummte Heim. „Heben Sie Ihre Witze für eine fidelere Gesellschaft auf, als wir sind.“

„Aber bester College, Sie können doch nicht verlangen, daß ich auch den Kopf hängen soll, wie Ihr, wegen dieser Närrin, die ich längst zu allen Teufeln gewünscht habe? Wer kann es denn ohne Empörung sehen, daß Jemand das Beste, was er hat, an eine so undankbare Person wegwirft? Wenn wir zuschauen müßten, wie Einer seine Zeit und Mühe daran wendet, auf einem Hagedorn Centifolien zu ziehen, vorausgesetzt, es wäre Einer so thöricht, — würden wir nicht lieber den Dornbusch ausrotten, als ein so nutzloses Beginnen dulden?“

„Dein Gleichniß hinkt, Bester,“ erwiderte Hilsborn, „die Hartwich hat ihre Dornen, das ist nicht zu leugnen, aber sie wird sich auch unter guter Pflege zu schöner Blüthe entfalten.“

„Kommt Ihr denn endlich?“ rief Johannes ungeduldig heraus. „Wo bleibt Ihr so lange?“

„Ja, wir kommen,“ sagte Heim, „aber, Johannes, es wäre mir lieber, ich bliebe ein paar Minuten mit Moritz bei Ernestinen allein.“

„Wie Ihr wollt, aber macht es kurz,“ erwiederte Johannes heraustretend. „Guten Tag, Moritz! Wie geht es Dir? Gut! — Hast Du Angelika nicht mit?“

„Sie wollte mich begleiten, aber ich erlaubte es nicht!“

„Und weshalb nicht?“ fragte Johannes gereizt.

„Weil ich das Weiber-Geheul bei solchen Gelegenheiten nicht leiden kann.“

„Hast Du aber ein Recht, Deiner Frau deshalb zu verbieten, Mutter und Bruder zu begrüßen nach einer vierwöchentlichen Abwesenheit?“

„Ich habe das Recht, ihr als Gatte zu erlauben und zu verbieten, was ich will. Wenn Ihr es anders wolltet, hättet Ihr es in den Ehevertrag setzen müssen!“ entgegnete Moritz scharf. „Angelika will auch gar nichts, als was mir lieb ist, und wer sich ein Weib anders gewöhnt, der ist ein Narr, mein lieber Schwager! Na, nichts für ungut, Du weißt, ich bin nun einmal solch ein borstiger Kerl!“

„Ich bin nicht in der Stimmung, Dir auf Deine allzudeutlichen Anspielungen zu antworten,“ sagte Johannes matt. „Du streitest mit einem Gegner, der keine Waffen hat. Geht hinein und bringt mir eine erträgliche Botschaft.“

Moritz sah mit heimlicher Reue über sein rasches Wort Johannes' zerstörten Ausdruck, als er ihnen die Thür zum Krankenzimmer öffnete.

Er trat mit Heim hinein.

Johannes sank auf den Stuhl am Fenster und preßte die schwere Stirn an die Scheiben. Es waren ihm in letzter Zeit Gedanken fürchterlicher Art aufgestiegen. Aber er wagte nicht daran zu glauben. Wenn ihm nun die beiden Aerzte dasselbe verkündigten? Sein Herz schlug immer lauter, je länger die Erwarteten ausblieben. Er konnte kaum mehr athmen. Hilsborn stand neben ihm. Sie hatten sich ohne zu reden die Hände gegeben. Und Minute um Minute verstrich Jedem von ihnen in qualvoller Spannung. — Sie hörten Moritz mit Ernestinen reden und deren wilde verworrene Antworten. Dann murmelten Heim und Moritz lange mit einander.

Endlich ging die Thüre auf. Selbst Moritz war ungewöhnlich ernst.

„Nun?" fragte Johannes.

„Ja," — Moritz zuckte die Achseln, — „ich kann Heim nur beipflichten, die Krankheit ist jetzt Nebensache. Das Fieber ist gehoben, wir haben jetzt Schlimmeres zu fürchten als den Tod."

„Ah — ich hab's geahnt," rief Johannes mit einem eigenthümlichen Schmerzenslaut. „Macht's kurz, spannt mich nicht auf die Folter! Ihr glaubt

auch, daß sie — o, mein Gott — daß eine geistige Störung?“

Er konnte nicht weiter reden.

Moritz und Heim sahen sich an: „Beruhige Dich, Johannes. Noch sind es ja nur Vermuthungen, aber, wir sind Männer, und können uns doch einander nichts weismachen. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß der Zustand vielmehr den Anschein einer Gehirnaffection als eines Typhus hat.“

„Es ist eine alte Erfahrung,“ fügte Heim hinzu, „daß solche Kranke auch oft, nachdem das Fieber aufgehört, noch phantasiren, doch ist dies meist nur bei bejahrten Leuten der Fall und dauert nicht so lange fort wie bei Ernestinen. Mir wollte das ewige Wiederkehren ein und derselben Idee gleich nicht gefallen — es hatte von Anbeginn an das Gepräge einer Monomanie. Sie sprach ja fast nie von etwas anderem als von ihrem Tode und von ihrer Furcht vor einer entsetzlichen Fortdauer nach demselben. Mir scheint, sie hat in letzter Zeit zu viel über dergleichen gegrübelt und es ist ihr zur fixen Idee geworden. — Wenn nicht bald Zeichen von Bewußtsein wiederkehren, so ist anzunehmen, daß sie —“

„Irrsinnig sei!“ ergänzte Johannes, „o — irr-

sinnig!“ Er vergrub das Gesicht in beide Hände und weinte, wie er seit seiner Kindheit nicht mehr geweint.

Moritz schüttelte ihn kräftig bei den Schultern: „Johannes,“ sagte er, „sei stark. Seit Jahren stehst Du vor uns als das Bild edelster Männlichkeit, als unerschütterlich gleichmäßiger Charakter in Freud und Leid. An Dir haben wir uns Alle aufgerichtet, Dein Beispiel hat uns Alle gelehrt, was ächte Mannes- würde ist, und nun willst Du Dich niederwerfen lassen von dem Schmerz um ein Weib? Nein, wahrlich, das ist sie nicht werth. Zehn dieser Thörinnen wiegen ja nicht die Thräne eines solchen Mannes auf!“

„Redet nicht zu mir, laßt mich — ich bitte Euch — überlaßt mich mir selbst,“ rief Johannes.

„Es ist besser, wir gehen,“ sagte Heim. „Er wird sich schon wieder finden.“

„Lebwohl, Johannes!“ Moritz reichte ihm die Hand: „Und höre, mach' jetzt hell in Ernestinens Zimmer. Sprich zu ihr, rufe sie an. Es ist nicht gut, sie so hindämmern zu lassen. Man muß in solchen Fällen das Bewußtsein zu wecken suchen, nicht es noch mehr einschläfern durch übertriebene Schonung. Ein Reconvalescent, den man nicht aus dem Bette treibt, wird selten von selbst aufstehen, weil er zu

schwach ist, sich aufzuraffen; ebenso ist es mit solch einem kranken Kopfe. Man muß der Seele auch auf die Beine helfen, namentlich bei Weibern, die sich immer gern gehen lassen!"

„Moritz hat Recht," meinte Heim, „das ist auch meine Ansicht. Es ist heute der neunte Tag, daß das Fieber wegblieb, da kann man schon etwas riskiren! Lebwohl, Johannes. Heute Abend komm' ich wieder!"

Die Herren winkten Hilsborn, sie zu begleiten, und gingen.

Johannes faltete die Hände zu einem Stoßgebet so bang und inbrünstig, wie nur je eines aus Menschenbrust emporstieg: „Herr, mein Gott, der Du in mein Herz siehst und siehst, was ich gewollt und gefühlt, ist es möglich, daß Du so schwer mit mir in's Gericht gehst? Sie, die ich retten wollte, sollte ich verderben, die ich befreien wollte von einem Irrwahn, sollte ich in Irrsinn stürzen? An ihr, die ich vor Mord zu schützen gedacht — sollte ich Schlimmeres als Mord verüben? Kann ich's denn denken, tragen, ohne selbst den Verstand zu verlieren? Mein Liebstes, die Hoffnung meines Lebens hätte ich zerstört! Das herrliche Gebild, an das ich die vollendende Hand legen

wollte, hätte ich zertrümmert? Und dennoch und dennoch hab' ich das Beste gewollt und eine Pflicht zu erfüllen geglaubt! Gott, Gott — hab' ich hierin geirrt, hab' ich gefehlt — so strafe mich, mich, den Schuldigen, aber nicht sie und nicht durch mich! Jede Buße, die schwerste, ich will sie tragen, aber nur dies nicht, Allmächtiger — nur dies Eine nicht!“ —

Er trat in das Krankenzimmer und betrachtete Ernestine, die in einer Art Halbschlaf dalag und undeutliche, abgebrochene Worte murmelte. Sollte er sie wecken, sie aus dieser scheinbaren Ruhe aufrütteln? Nein, er brachte es nicht über das Herz. Er schob die Vorhänge zurück, das volle Licht der Sonne fiel auf das geisterhafte Gesicht. Sie machte eine Bewegung, als schmerzten sie die Augen und drehte sich zur Seite. Die Willmers, die strickend am Bette saß, winkte ihm ab. Johannes ließ die Gardinen wieder zufallen.

Da wurde die Thür jäh aufgerissen und Gretchen stürzte herein mit fliegender Brust, in fassungslosem Schrecken, — in Verzweiflung, Hilsborn, ihr nacheilend, vergebens bemüht, sie zurückzuhalten.

„Laßt mich,“ wehklagte das Mädchen, „giebt es noch auf Erden einen Trost, eine Verzeihung für mich?

Das ist meines Vaters Werk — und ich habe geschworen, Alles gut zu machen, was er verbrach. Wie mach' ich das gut, was er hier gethan? Womit ersetz' ich diesen herrlichen Geist, den er hier zerstört?" Und sie warf sich fast sinnlos über Ernestinen hin und schüttelte sie: „Ernestine, wache auf, Du darfst nicht wahnsinnig werden! Ernestine, höre uns — Ernestine, Ernestine!" schrie sie ihr mit einem Tone in's Ohr, wie der war, den sie beim Abschied von ihrem Vater ausgestoßen.

Und Ernestine schrack zusammen unter diesem Schrei, daß sie zitterte. Sie fuhr in die Höhe und starrte die fremde schwarzgekleidete Gestalt mit einem seltsamen Ausdruck an. Sie schloß mehrmals wieder die Augen, als könne sie die Lider noch nicht so lange offen halten, als habe sie noch nicht ausgeschlafen, dann fragte sie: „Wer ist das?"

Johannes und Hilsborn hatten in athemloser Spannung dagestanden. Jetzt drückten sie einander mit einem Blick die Hände, den kein Mensch beschreiben kann und Johannes gab der Willmers ein Zeichen.

„Es ist Ihre Pflegerin, Fräulein Ernestine!" erklärte die Frau.

„So!" sagte Ernestine langsam. Sie schloß

wieder die Augen, aber sie blieb aufrecht sitzen. Hilsborn trat zum Fenster und ließ ein klein wenig mehr Licht herein.

Sie rieb sich die Augen, dann sah sie sich wieder um. Gretchen war auf die Knie niedergesunken und wagte sich nicht zu rühren. Johannes hatte sich hinter den Bettschirm zurückgezogen.

„Wie viel Uhr ist es?“ fragte Ernestine.

„Halb zwölf,“ sagte Gretchen.

Wieder dauerte es ein Weilchen. Hilsborn zog die Gardinen immer weiter auseinander. Da näherte sich die Staatsräthin ahnungslos von außen der halb geöffneten Thür, zum Glück sah es Johannes und winkte ihr ab. Sie zog sich eiligst zurück, die Thür knarrte ein wenig.

„Wer wollte herein?“ fragte Ernestine.

„Das Mädchen!“ erwiderte die Willmers mit Geistesgegenwart.

Eine lange Pause trat ein, man konnte das Pochen der drei, zwischen Furcht und Hoffnung schwebenden Herzen hören.

„Willmers,“ sagte Ernestine.

„Gnädiges Fräulein?“

„Hat mir's nur geträumt, — oder hab' ich das Buch wirklich verbrannt?“

„Was für eins, liebes Fräulein?"

Die Märchen — die alten Märchen! Ach, ich habe sie verbrannt — wie Schade."

„Das ist ja wiederzubekommen, lassen Sie sich das nicht leid thun," meinte die Willmers, die sich plötzlich erinnerte, daß sie am Tage von Ernestinens Erkrankung Feuer im Kamine gesehen.

„O nein, dieses Buch nicht — dieses nicht!" sagte Ernestine schmerzlich.

Sie schwieg wieder einige Minuten lang.

„Willmers!"

„Fräulein?"

„Ich meine, ich sei vorhin an einem furchtbaren Schrei aufgewacht. Ich bin so erschrocken, daß ich am ganzen Leibe zitterte. Da kann man sehen, wie lebhaft man träumen kann!"

„Bei uns hat Niemand geschrieen," sagte die Willmers.

„Wo ist denn der Oheim?"

„Der ist in Amerika." —

„Ist er fort — und mich hat er hier gelassen?"

„Sie waren ja krank."

„Wie lange bin ich denn schon zu Bette?"

„O, ein paar Wochen!"

„Ach, — wer hat mich behandelt?“

„Herr Geheimrath Heim und Herr Professor Möllner.“

„So — Möllner!“

Sie versank in tiefes Schweigen und aus dem Schweigen in einen unruhigen Halbschlaf, aber sie lächelte im Traume.

Hilsborn und Johannes gingen auf den Zehen hinaus. Draußen fiel dieser keines Wortes mächtig Hilsborn in die Arme.

„Was glaubst Du?“ fragte er endlich.

„Ich halte sie für gerettet!“ meinte Hilsborn.

„Ich auch!“ sprach Johannes und wischte sich den Angstschweiß von der Stirn.

Gretchen schlüpfte zu ihnen heraus: „Ach, Ihr solltet nur sehen, wie sie daliegt, so freundlich, wie noch nie, sie spricht auch nicht im Schlafe wie sonst.“

„Gretchen,“ sagte Johannes, „das danken wir Ihnen, Gott segne Sie dafür!“

Gretchen blickte still zu Hilsborn auf, dieser konnte nicht wiederstehen, er zog sie an seine Brust und Johannes lächelte zum ersten Male: „Das hab' ich kommen sehen! Wäre ich nur auch so weit!“

„Ei nun,“ sagte Gretchen schüchtern: „Ein Wesen

wie Ernestine, das will wohl schwerer verdient sein, als solch armes Ding wie ich! Das sauer Erworbene freut Einen dann auch um so mehr."

Die Staatsräthin unterbrach das Gespräch. Sie sah entzückten Auges den Hoffnungsstrahl auf ihres Sohnes Gesicht und dankte Gott dafür.

Ueber eine halbe Stunde saßen sie beisammen im Nebenzimmer, bis sie Ernestinen erwachen hörten.

Johannes winkte die Willmers zu sich an die Thür und flüsterte ihr zu: „Bereiten Sie Ernestinen langsam auf unseren Anblick vor."

„Willmers!" rief Ernestine.

„Fräulein, da bin ich!"

„Mir ist recht wohl — so ausgeruht! Ich war gewiß sehr krank, denn ich bin noch verworren in meinem Kopfe und kann mich schwer besinnen. Sagen Sie, liebe Willmers, nicht wahr, ich bin ganz verarmt?"

„Ganz verarmt ist Niemand, theures Fräulein, der so reich an Herz und Geist ist wie Sie."

„Bitte, weichen Sie mir nicht aus. Ich weiß es ja wieder genau. Mein Oheim hat mich betrogen — und Möllner! — Ach ja, das war an dem Abend, wo er mir sagte, daß ich sterben müsse. Frei-

lich, freilich! Und dann fiel der Todtenschädel auf mich herab — mein armer Kopf," sie griff sich nach der Narbe, die ihr von dem Sturz als Kind geblieben war: „Gerade hierher. Das that so wehe. Aber ich fühlte es nicht in meiner Angst und las in dem Buche über die Herzkrankheiten. Und dann kam mir der Einfall — der entsetzliche — von der ewigen Nacht und dem ewigen Schweigen. Dann — ja, dann verlor ich das Bewußtsein. O, Willmers, bitte, machen Sie hell, daß ich das Licht sehe — so lange ich irgend kann."

Die Willmers öffnete die Gardinen beider Fenster. In grellen Strahlen leuchtete die Herbstsonne herein. Ernestine breitete ihr die Arme entgegen: „O, du mächtiges Gestirn, wie lange werde ich Dir noch in das flammende Auge blicken? Wie bald küßt dein warmer Strahl die Blumen auf meinem Grabe wach? Die Seligen sollen Gottes Angesicht schauen? Gottes Angesicht ist die Welt, diese schöne, lachende Welt mit ihren Sonnenaugen, und selig ist, wer Gott darin erkennt! — Ach Willmers — leben dürfen, — schon das ist Seligkeit! Das fühlt nur der, welcher einmal in sein offenes Grab geblickt wie ich. Und nie wäre ich dieser Seligkeit vielleicht so werth gewesen als jetzt — wo es zu spät ist!"

Sie legte die Stirn in die, über dem Knie gekreuzten Arme und weinte heiße Thränen. „Wenn ich hoffen dürfte, — ich ginge ein, an ein liebendes, verzeihendes Vaterherz zu ewiger Ruhe und wunschlosem Frieden, dann wollte ich ja gerne sterben. Ach, ich sehne mich nach dem Herzen des Allvaters, dessen Nähe Alle empfinden, auf den Alle hoffen, aber — ich würde ihm nicht nahen dürfen — ich würde ewig ausgestoßen sein.“

„Liebes Fräulein,“ tröstete die Willmers, „Sie sind noch krank, drum geben Sie sich solch trüben Gedanken hin. Wenn Sie doch einmal mit Professor Möllner über das Alles sprechen wollten, der könnte Ihnen besser antworten, als ich einfältige, alte Frau.“

„Wann kommt Möllner wieder?“

„Er ist hier mit seiner Frau Mama. Die Herrschaften sind ganz herausgezogen, um Sie besser pflegen zu können — und die Frau Mutter haben es sich nicht nehmen lassen, den Herrn Sohn so viel als möglich zu unterstützen. Ach mein Himmel, wie haben sich die guten Leute um Sie geängstigt! Der Herr Professor sind nicht von Ihrem Bette gewichen und sehen ganz übel aus von dem vielen Wachen.“

Ernestine blickte in tiefer Bewegung vor sich nieder.

„Darf ich ihn nicht hereinlassen den guten Herrn?“ fragte die Willmers.

„Bitten Sie ihn zu kommen!“

Die Willmers brauchte ihn nicht erst zu holen — er stand schon unter der Thür.

„Ernestine,“ sagte er und gab sich alle Mühe, gefaßt zu scheinen, „Ernestine, wie ist Dir?“

„Gut, mein Freund!“ lächelte sie und streckte die Hand nach ihm aus. — „Johannes, was hast Du für mich gethan! Wie und womit soll eine Sterbende Dir solche Opfer lohnen?“

„Ernestine,“ rief Johannes und zog ihre Hand an seine Lippen: „Du bist in einem Irrthum, in den ich Dich gestürzt und Gott hat mich für meine Unvorsichtigkeit furchtbar gestraft. Alles, was ich Dir über Deinen körperlichen Zustand sagte, beruht auf falschen Voraussetzungen. Was ich für Symptome eines chronischen Leidens hielt, war nichts weiter als das Herannahen dieser schweren acuten Krankheit. Zwei Aerzte, Heim und Moritz Kern, erklärten Deine Organe für vollkommen gesund und Du bist jetzt außer aller Gefahr. O, Ernestine, Du ahnst nicht, was ich gelitten. Ich sah Dich ringen in Todesangst, alle Deine Phantasieen zeugten von der Furcht, die

Dich peitschte — ich trug die Erlösung auf meinen Lippen — und Du konntest mir Dein Ohr nicht leihen; — ich bot Dir den Trunk, der Dich vor dem Verschmachten retten sollte und Du konntest die Lippen nicht öffnen, ihn zu empfangen! O, es war zuviel, zuviel!" —

„So muß ich noch nicht sterben?" fragte Ernestine aufathmend, wie nach einem schweren Traum.

„Bei meiner Ehre, Ernestine, Du bist gerettet."

Sie konnte nicht sprechen. Sie sah nur mit einem unbeschreiblichen Blick zu dem blauen Himmel auf, der durch das Fenster hereinschaute. — Dann drückte sie Möllner's Hand an ihre Brust, lange, stumm — bis ein paar große Thränen aus ihren Augen fielen:

Da trat die Staatsräthin ein: „Darf ich auch kommen?" fragte sie. „Darf ich mir auch einen freundlichen Gruß holen?"

Ernestine zog die alte Frau zu sich hin, schlang den Arm um sie und flüsterte: „Sie haben mir viel zu vergeben! — Aber Sie thaten es, ehe ich Sie darum bitten konnte. Ich fühle mich Ihnen gegenüber so klein, wie nie in meinem Leben, und ich will die Scham nicht verbergen, die mich ergreift bei

dieser Erkenntniß — es ist Ihre einzige Entschädigung für alle Opfer!"

„O, wie geläutert ist sie aus diesem Feuer hervorgegangen!" sagte die Staatsräthin zu Johannes, der wie gebannt auf das schöne, bleiche Gesicht niedersah, welches zum ersten Male wieder von einem geistigen Ausdruck verklärt ward.

„Ich danke Euch, meine Freunde und Ihnen, treue Willmers. Jeder Athemzug des neugeschenkten Lebens soll Dank gegen Euch sein" — sie sah fast schüchtern empor: „Und gegen Gott! Denn ich habe es gefühlt in den Schrecken jener furchtbaren Nacht, seine Hand hat mich niedergeschmettert — und seine Hand richtet mich wieder auf. O ja, er ist ein barmherziger Gott!"

„Ernestine," rief Johannes, „so wäre ein Segen aus meiner Warnung hervorgegangen, von dem ich nicht zu träumen gewagt hätte? Du hättest in der Furcht den Glauben wiedergefunden?"

„Ja, mein Freund. Du hattest Recht, als Du sagtest: Die Furcht gebiert sich stets ihren Gott — Du hattest Recht wie in Allem, — auch ich bin nur ein Weib!" Sie ließ das Haupt zur Seite sinken — ihre Kräfte waren schon wieder erschöpft.

Johannes und seine Mutter sahen sich bedeutsam an, Freude lag auf ihren Zügen. Es war, als seien sie selbst mit Ernestinen neugeboren.

Die wohlthätige Abspannung, in die Ernestine seit dieser Unterredung verfiel, hielt sie den ganzen Tag in einem festen Schlummer.

Als gegen Abend Heim noch einmal kam, ging er nicht zu ihr hinein, weil er sagte, eine bessere Arznei gäbe es nicht für die Genesende, als den Schlaf, man solle sie nicht wecken. Bei Anbruch der Nacht öffnete sie die Augen und gewahrte sogleich Johannes:

„Du bist noch bei mir, mein Freund?“ fragte sie.

„Ich bin immer bei Dir, Ernestine — ich werde Dich nie verlassen!“ sagte er mit voller Innigkeit.

Sie schloß die Lider und schwieg. Ihr Athem ging rascher. Er sah, daß dies Wort sie erregte, und gelobte sich, als gewissenhafter Mann, von nun an jede Aeußerung zu unterdrücken, welche ihre so nothwendige Ruhe stören könnte.

Er begab sich leise hinaus, damit sie sich wieder unbefangen fühlte. Es gelang der Willmers, ihr etwas Nahrung aufzudringen und, ohne ein Wort weiter zu reden, entschlummerte sie.

Johannes, der wie immer die Nacht im Lehnstuhl zubrachte, ward von der ungewohnten Ruhe und Stille endlich auch eingeschläfert und als er erwachte, war es heller Tag und Ernestine lag noch, wie sie zuletzt in die Kissen zurückgesunken war. In tiefen Athemzügen hob sich ihre Brust. — Die tiefinnere Erquickung dieses Schlummers hauchte einen Anflug von Lebensfarbe auf ihre bleichen Wangen.

„Wenn es so fortgeht, wird sie sich rasch erholen," sagte Johannes, als er zu seiner Mutter kam, um zum ersten Male seit langer Zeit mit ihr zu frühstücken.

„Gott sei Dank! Seit ich sie gestern sprechen hörte, — sage ich es aus vollster Seele, denn nun ist sie mir erst theuer geworden. Ich sehe ein, daß Du dies seltsame Wesen doch besser kanntest als ich. Wo ist denn Gretchen und Hilsborn? Warum kommen sie nicht zum Frühstück?"

„Ach sie streifen schon wieder durch den Garten. Die Glücklichen!"

„Nun, so Gott will, feiern wir bald eine Doppelhochzeit, wie N*** noch keine sah."

„Ach, Mutter — wer so kühn träumen dürfte!" rief Johannes.

„Warum denn nicht? Sicher mein Sohn! Sie wird

genesen. Sie ist eine zähe Natur. In vierzehn Tagen sind Deine Ferien um, dann nehmen wir sie mit hinein in die Stadt. Und wenn die Aussteuer fertig ist, die ich ihr machen lassen werde, — was wäre dann noch für ein Hinderniß?"

„Mutter, Du sprichst es aus: Sie ist eine zähe Natur — nicht nur körperlich, sondern auch geistig. Bevor ich sie nicht als verlobte Braut in den Armen halte, glaube ich nicht, daß sie mein ist!"

„Ah, Moritz und Angelika!" rief die Staatsräthin dem eben eintretenden Paare entgegen.

Angelika fiel der Mutter um den Hals und küßte den Bruder. Sie war womöglich noch runder als zuvor und Frau Berk's Behauptung, sie könne im nächsten Winter nicht zu lebenden Bildern verwendet werden, rechtfertigte sich glänzend.

„Na," lachte Moritz, „haben Dir gestern einen unnützen Schrecken gemacht! Weiß schon Alles durch Heim. Deine Spröde ist zur Besinnung gekommen. Gratulire! Wenn sie nur auch von ihren sonstigen Narrheiten curirt ist, — dann mag's in's Himmelsnamen bald losgehen mit dem Heirathen. Du wirst doch erst genießbar, wenn Du sie endlich hast."

Angelika hielt ihm mit ihrer kleinen dicken Hand

den Mund zu: „Du unnützer Spötter, willst Du wohl den armen Johannes in Ruhe lassen?“

Moritz drückte einen Kuß in die warme, weiche Fessel, die seine Zunge hemmte, und befreite sich davon.

„Der „arme“ Johannes? Warum denn? Jetzt hat er sie doch sicher. Sie ist ja nun bettelarm — wo will sie denn hin, was will sie anfangen? Die wird schon zu Kreuze kriechen und Gott danken, daß sie gleich eine so annehmbare Versorgung findet. Denn dumm ist die nicht, das kann Ihr Keiner nachsagen,“ meinte Moritz.

Johannes und seine Mutter sahen ernst vor sich hin. „Ich begreife überhaupt nicht, daß sie sich so lange wehrte! Du bist denn doch ein Mann, wie er im Buche steht! Mir bist Du zu sentimental — aber das ist ja eben, was die Weiber lieben, und wenn ich ein Weib wäre — ich nähme Dich vom Fleck weg.“

„Du bist sehr gütig, Moritz, ich aber nähme Dich nicht“ — sagte Johannes heiter, „darauf kannst Du Dich verlassen.“

„Ach, hört auf! Ihr könnt nichts thun, als Euch zanken und necken, wenn Ihr beisammen seid,“ schalt Angelika lustig. „Ihr seid ja alle Beide gut und brav,

Jeder in seiner Art — und ich habe Euch alle Beide lieb. Was wollt Ihr denn mehr?"

„Das ist richtig," bestätigte Moritz, die kleine Kugelgestalt umschlingend. „Wenn nur Du uns lieb hast! — Ich für mein Theil verlange nicht mehr. Aber der ungetreue Herr Bruder da wird nicht damit zufrieden sein."

„Süße Schwester," sagte Johannes, sie innig betrachtend, „Du weißt doch, was Du mir bist!"

Da erschien die Willmers: „Herr Professor, das Fräulein ist erwacht und frägt nach ihrer hübschen Pflegerin, wie sie sagt. Soll ich Fräulein Gretchen holen?"

„Ja," sagte Johannes, „aber Ernestine muß erst darauf vorbereitet werden, wer Gretchen ist. — Nicht wahr, Ihr entschuldigt mich?"

„Ja, ja — geh' nur um Gotteswillen, versäume keine Minute!" rief ihm Moritz nach.

Johannes trat bei Ernestinen ein. Sie saß aufrecht im Bette und sah über alles Erwarten frisch und erholt aus.

„Johannes!" sagte sie, „Guten Morgen! Ach — es ist wieder Morgen geworden nach all den langen, bangen Nächten, Morgen im wahren Sinne des Wortes!"

„Theure, liebe Ernestine. Hast Du gut geschlafen?“

„Ach, so gut, wie ich nur einmal schlief seit Jahren: In jener Nacht — unter Deinem Dache!“

„O, da sollst Du noch oft schlafen, Ernestine, und bald, recht bald!“ rief Johannes erfreut.

„O nein, glaubst Du, ich habe es deshalb gesagt?“ stammelte Ernestine verlegen und beschämt.

„Deßhalb, weßhalb?“ fragte Johannes verwundert.

„Daß ich — eine Einladung herausfordern wollte,‘ erwiderte sie in höchster Verwirrung.

„Das würde ich von Dir nie geglaubt haben — denn Du gönnst keinem Menschen den Triumph, Dir etwas Gutes zu thun!“ sagte Johannes nicht ohne Bitterkeit. Doch gleich bezwang er sich wieder und ging zu etwas Anderem über: „Du hast das Mädchen zu sehen gewünscht, das gestern hier war. Ich muß Dir aber zuvor sagen, wer es ist. — Hast Du noch irgend einen Groll gegen — oder eine Anhänglichkeit für Deinen Oheim?“

Ernestine schüttelte ruhig das Haupt: „Er ist todt für mich!“

Ich habe Dir, ihn betreffend, etwas sehr Er-

schütterndes mitzutheilen und weiß kaum, ob ich es wagen kann."

„Was sollte mich noch erschüttern nach all' den Schrecknissen, die mir meine eigene Phantasie vorgezaubert hat?" fragte Ernestine kalt.

„Nun denn, das Mädchen, welches Dich mit rührender Treue seit vier Wochen pflegen half — ist Leuthold's Tochter — und ist eine Waise!"

„Mein Gott!" sagte Ernestine: „Das arme Kind! Ist Leuthold todt?"

„Ja, er hat sich selbst gestraft für seine Sünden. Ihm ist wohl."

Ernestine blickte Johannes klar an: „Ich kann ihn nicht beweinen. Er hat mir zu viel Böses gethan, mein Vertrauen zu schmählich getäuscht. Aber seine Tochter will ich es nicht entgelten lassen, das beklagenswerthe, schuldlose Kind. O, bitte, laß' sie kommen, es ist das einzige Wesen auf der Welt, an das mich noch ein Band der Verwandtschaft knüpft!",

Johannes trat an das Fenster und winkte Gretchen herauf, die mit Hilsborn gegen das Haus zuschritt.

Sie eilte so schnell als möglich herbei, und eine Minute später sank sie vor Ernestinens Bett auf die Knie. Ernestine wollte sie zu sich emporziehen, doch

sie wehrte es: „Nein, laß mich zu Deinen Füßen liegen, so nur darf die Tochter des Verbrechers Dir nahen, die vergehen möchte vor Deinem Angesicht!"

„Gretchen — arme, schuldlose Waise," rief Ernestine, „komm an mein Herz!" Sie betrachtete Gretchen mit Rührung: „Wahrlich, wahrlich, wenn etwas sein Vergehen mildert, so war es seine Liebe zu solch' süßem Kind. Um dieses einzigen menschlichen Gefühls verzeih' ich ihm. Wäre ich noch reich, ich würde als Schwester mit Dir theilen! Hätte ich noch etwas zu geben, Du solltest es haben — so aber bleibt mir nichts für Dich als mein heißes Mitleid!"

Noch ein Augenblick, und die beiden schönen Mädchen hielten sich einander schwesterlich umschlungen. —

Fünftes Capitel.

Umkehr.

Ganz neue Gefühle von Liebe und Wohlwollen durchdrangen mit der wiedererwachenden Lebenskraft Ernestinens Brust, aecht menschliche Empfindungen, wie sie früher neben ihrem rastlosen Geiste nicht Platz fanden. In wenig Tagen gestaltete sich das innigste Verhältniß zwischen ihr und Gretchen. Es lag eine Einfalt in Ernestinens ganzem Wesen, die Niemand in ihr gesucht. Es war, als lerne sie erst wieder das Leben kennen, als sei ihr Alles ganz neu, als habe sie in der langen Bewußtlosigkeit wirklich einen Theil ihres Bewußtseins eingebüßt und sei wieder zum Kind geworden, das sich mit seinem unerfahrenen Sinn an Allem erfreut, was ihm vor Augen kommt. Sie erfreute sich an dem hellen Herbsthimmel, als habe sie ihn noch nie gesehen, sie konnte eine

Blume, die man ihr auf das Bett legte, lange sinnend betrachten. Sie blätterte mit Gretchen begierig in den schönen Albums, die ihr Johannes verschaffte. Eine ihr ganz fremde Welt des Genusses eröffnete sich ihr mit diesen Sammlungen von kleinen und großen Kunstwerken; denn die Kunst hatte sie bisher nur dem Namen nach gekannt und daher auch von ihrer Bedeutung keine Ahnung gehabt. Ihr Oheim hatte ja ihrer Phantasie jede Nahrung versagt, um sie durch nichts von ihren trockenen Studien abzulenken. Jetzt badete sich ihre müde Seele in den Fluthen der Poesie, die Johannes mit weiser Fürsorge über sie hinströmen ließ. Er ließ ihr nach und nach die photographischen Copien aller Bilder und Sculpturen berühmter Meister kommen und die Idee des Schönen ging ihr auf und erfüllte sie mit froher Begeisterung. So schwärmte sie mit Gretchen Tage lang im Anschauen all der Herrlichkeit. In diesem Geistesgebiete war Gretchen ihr ebenbürtig — ja sogar überlegen, denn es konnte zeichnen und malen und vermochte sie auf tausend Schönheiten aufmerksam zu machen, die ihrem ungeübten Auge entgangen wären. Sie betrachtete das Mädchen dann mit förmlicher Bewunderung. Es war ein Genuß für alle Andern,

diese beiden Wesen zu beobachten, wie sich ihre jungen Seelen Hand in Hand in einem für sie noch so neuen Gebiete zurecht zu finden suchten. Selbst Hilsborn, der seit Ernestinens Wiedererwachen sehr verkürzt ward, konnte ihnen ein Glück nicht mißgönnen, das sie so rein und voll genossen. Vom ersten Tagesgrauen bis zum späten Abend waren die schönen Köpfe über die Bücher geneigt; aber sie hatten oft noch einen Gefährten dabei: den Vater Leonhardt, der es sich nicht nehmen ließ, auch „Bilder zu besehen.“ Dies gemeinschaftliche Betrachten bestand darin, daß Ernestine dem Blinden die Bilder, die sie anschaute, beschrieb, und zwar that sie das mit so viel Wahrheit und Schilderungsvermögen, daß der Greis oft entzückt die Hände zusammenschlug und rief: „Ach, wie schön muß das sein!“

„Siehst Du's, Vater Leonhardt?“ konnte sie dann in ihrem Eifer fragen — und der Greis sagte freudig: „Ja, ich sehe es!“

Die Begeisterung, die Ernestine ergriff, während sie sich in die Idee eines Meisterwerks versenkte, um sie dem Blinden zu verdollmetschen, schien von seiner welken, hohen Stirne wieder, denn auch ihm, dem armen Dorfbewohner erschloß sich mit ihren Be=

schreibungen eine neue Welt. Sie war herrlich anzusehen, wenn sie den erhabenen Eigensinn eines Galilei schilderte, oder die wilde Wuth der Hunnenschlacht, die selbst der Tod nicht löschen konnte, daß die kämpfenden Geister über dem blutigen Wahlfeld schwebten, wie der heiße Qualm über einer Brandstätte. Oder wenn sie sich in die welterlösende Bedeutung versenkte, die aus den Augen des Christuskindes der Sixtinischen Madonna spricht, oder wenn sie mit Ton und Wort einen Sonnenuntergang am Meere vor dem lauschenden Blinden ausmalte, daß er den heimkehrenden Fischernachen ruhig durch die purpurne Fluth der Bucht zugleiten sah und das melodische Getön der letzten Tropfen hörte, die von dem Ruder in das Wasser fielen. — Dann konnte sie auch herzlich lachen, wenn ihr einmal die Kinderskizzen eines Pletsch in die Hände fielen mit ihrem unerschöpflichen Humor, ihrer unwiderstehlichen Apotheose aller Unarten, die der Mensch bis zu seiner Einsegnung begehen kann. Dies war Vater Leonhardt's eigentliches Reich, er rief oft: „Ich meine, ich sei wieder in meiner Schule!"

Und wenn ihm etwas besonders gut gefiel, dann sagte er wohl: „Zeig' mir doch das Bild noch ein-

mal!" und Ernestine war unermüdlich im Erklären und Beschreiben.

Johannes und seine Mutter sahen mit wachsender Freude die Verjüngung in Ernestinens Wesen. Daß es nicht eine von der Krankheit zurückgebliebene Schwäche war, was sie so einfach und kindlich erscheinen ließ — zeigte ihre hohe geistige Empfänglichkeit für die Schöpfungen der Kunst. Es war, als vermeide sie es mit einer heimlichen Scheu, sich in ihre frühere finstere Ideenwelt zurückzuversetzen — als bilde diese einen zu grellen Gegensatz zu der jugendlichen Lust an dem wiedergewonnenen Dasein, als habe sie sich an den anatomischen Bildern, an dem beständigen Zersetzen von Dingen, die doch an sich so schön, übersättigt. Sie wollte nicht mehr zurückschauen in die dunkeln Tiefen, in die sie so verwegen geblickt, ohne das Gesehene ertragen zu können, und Alles, worauf sie von jetzt an ihr Auge richtete, war ihr so fremd, als habe sie die letzten zwölf Jahre in einem Thurme eingemauert gelebt und nur von oben aus weiter Ferne darauf hinabgeblickt.

Ihre Kräftigung schritt so rasch vorwärts, daß sie schon acht Tage nach ihrem ersten Erwachen aufstehen durfte. Johannes und Gretchen trugen sie

miteinander in ihr Studirzimmer, das endlich die geschäftige Hand der Willmers wieder behaglich hergerichtet hatte. Und als sie dort im Lehnsessel saß und die Staatsräthin eine weiche Decke über sie hinbreitete, meinte sie mit schwacher Stimme: „Nun wollen wir da wieder anfangen, wo wir es vor zwölf Jahren gelassen!“

Die Staatsräthin drückte einen Kuß auf ihre Stirn und sagte leise: „Schade um die verlorene Zeit!“

„O, nein — nicht Schade,“ erwiderte Ernestine, „keine Zeit ist verloren, in der man nach Wahrheit gestrebt hat! — Aber das Maß meiner Kraft ist erschöpft. Ich kann nicht weiter, ich muß umkehren!“

Sie ließ wehmüthig lächelnd das Haupt auf die Brust sinken und schwieg. — — —

Wieder vergingen einige Tage und die Zeit, wo Möllner zu seiner Pflicht in die Stadt zurückkehren mußte, rückte immer näher. Ernestine aber wurde immer stiller und nachdenklicher. Niemand konnte sich diesen plötzlichen Wechsel ihrer Stimmung erklären, denn körperlich erholte sie sich, während sie geistig niedergedrückt war, wie nie im Verlaufe ihrer Genesung. Heim befahl endlich, sie an die Luft zu schicken und an einem warmen Mittag fuhr sie zum ersten Mal aus.

Sie hatte gebeten, daß nur Gretchen sie begleite und Möllner's hatten, wenn auch ungern, in diese Grille eingewilligt und waren zurückgeblieben, nachdem Johannes sie sorgfältig in den Wagen gehoben.

„Gretchen," sagte Ernestine, als sie fortfuhren, „schon zweimal erwähnte Johannes, daß in den nächsten Tagen seine und seiner Mutter Uebersiedlung in die Stadt geschehen müsse, da seine Vorlesungen wieder beginnen. Du hast es gehört, wie sie es als selbstverständlich betrachten, daß wir Beide sie begleiten. Ich habe bis jetzt immer ausweichend geantwortet, aber nun muß es sich endlich entscheiden, was ich thun soll. Gretchen, Du hast mir seither so oft gesagt, daß Dein Seelenfrieden davon abhänge, mich zu unterstützen, so lange ich Deiner bedürfe." Sie sah das Mädchen prüfend an: „Wenn ich Dich nun beim Wort nähme?"

„So würde ich es halten, denn ich habe es nicht nur Dir, ich habe es dem lieben Gott gegeben," sagte Gretchen. „Sprich, Ernestine, was kann ich für Dich thun?"

„Das Größte!" rief Ernestine. „Du kannst mich davor bewahren, Almosen empfangen zu müssen!"

„Wie das?"

„Gretchen, kannst Du Dir denken, was es für mich wäre, noch mehr Wohlthaten in Anspruch nehmen zu sollen von Menschen, denen ich so gerne ebenbürtig vergelten, die ich überströmen möchte mit tausendfachem Lohn für Alles, was sie an mir gethan? O, ich weiß es nicht, ob Du diesen Stolz kennst, ob Du mich verstehen wirst, wenn ich Dir sage — lieber will ich mir mit meiner Hände Arbeit mein Brod verdienen, als das Gnadenbrod essen bei Menschen, über die ich mich einst so hochmüthig erhoben — die ohnehin schon mehr glühende Kohlen auf mein Haupt gesammelt, als ich ertragen kann. Du schüttelst den Kopf? Dein Vater, Gretchen, würde mich verstehen, die Worte, die er mir am letzten Abend über diesen Punkt gesagt, sind unvertilgbar in mein Gedächtniß eingeprägt.'

„Verzeih', Ernestine, — es steht mir nicht zu, meinen Vater bei Dir noch tiefer herabzusetzen, aber da kann ich nicht schweigen! Ich habe die traurige Ueberzeugung, daß mein Vater Dich niemals gut berathen hat. Glaube mir — auch darin hatte er Unrecht. Er kannte Möllner nicht, er hatte keine Ahnung von einer so tiefen, treuen Liebe, wie die Möllner's für Dich. Willst Du dem Mann, der so viel für

Dich gethan, willst Du ihn zum Danke unglücklich machen? Und das geschieht, wenn Du Dich weigerst, mit ihm zu gehen. Nein, Ernestine, das verstehe ich freilich nicht, daß man aus lauter Stolz einem Menschen das Herz brechen kann!"

Ernestine schwieg einige Minuten, dann sagte sie: „Gretchen, Du bist ein Kind — ich kann Dir nicht erklären, daß es Begriffe von Ehre giebt, denen das ganze Lebensglück zum Opfer fallen muß, wenn die Verhältnisse es erfordern. Du weißt es vielleicht nicht, daß mir Möllner seine Hand angeboten und daß ich sie ausschlug, da ich noch reich und unabhängig war, weil ich die Bedingungen nicht erfüllen mochte, die er mir gestellt. Sein Benehmen nach jenem Vorfalle gab mir keine Versicherung, daß er mich noch liebe, auch zu den Opfern, die er mir jetzt gebracht, ist ein so großer Mensch, wie er, fähig, — selbst wo er statt Liebe nur Mitleid empfindet. Wenn er mich aber auch liebte — könnte ein Herz Werth für ihn haben, auf dem der Verdacht ruht, daß es sich ihm nicht aus freier Wahl, sondern im Drang der Nothwendigkeit hingegeben? Nein, Gretchen! Auf einem Boden, den solcher Argwohn unterwühlt, läßt sich kein festes Glück erbauen. Jetzt ist der Augen-

blick nicht, wo ich meine Weigerung, seine Gattin zu werden, widerrufen dürfte, jetzt nicht! — Eine Demüthigung in diesem Augenblick würde mir für's ganze Leben die Schamröthe auf die Stirne treiben. Vielleicht ist es mir doch noch vergönnt, mit redlicher Arbeit aus eigener Kraft mich zu erheben. Vielleicht ist es mir möglich, mir eine Stellung zu erringen, die mich wieder als ein unabhängiges, ebenbürtiges Wesen ihm gegenüberstellt. Dann ist es ein Anderes, dann weiß er, daß ich mich ihm hingebe aus freier Wahl, daß ich für ihn ein Opfer bringe aus Liebe, nicht aus Zwang! Begehrt er mich dann — o Gretchen — es wäre ein Glück, an das ich kaum zu denken wage!"

Gretchen küßte eine Thräne von Ernestinens bleicher Wange und sagte sanft: „Du bist nun einmal anders als alle Menschen, — aber wie Du auch bist — immer edel! Ich habe kein Recht, Deine Art und Weise einer Beurtheilung zu unterwerfen. Wenn Du sagst: „So soll es sein!" so muß ich mich fügen, denn ich habe Dir gegenüber keinen Willen, als den, Dir zu gehorchen."

„Gehorchen, Gretchen, sollst Du mir nicht, sondern mich leiten in einer Welt, in der ich so fremd

bin. Deinen Arm sollst Du mir leihen, mich zu stützen, bis ich für mich selbst stehen kann. Willst Du das?"

„Ja!" sagte Gretchen leise. Sie dachte an Hilsborn, an dessen Schmerz, wenn das Ziel seiner Wünsche noch länger hinausgeschoben würde, — an ihre eigene Sehnsucht. Und sie wollte sich ein Herz fassen und der Freundin sagen, daß sie liebe und geliebt sei, daß sie ihr ein Obdach bieten könne für immer. Aber sie besann sich. — Ernestine würde nimmer von ihr und Hilsborn annehmen, was sie von Möllner's zurückwies. Sie konnte ihr keinen solchen Vorschlag machen, ohne sie tief zu verletzen, und wenn Ernestine erfuhr, daß Gretchen Braut sei, dann verschmähte sie sicher jede Hülfe und jeden Dienst, um ihr bräutliches Glück nicht zu beeinträchtigen. Das stolze Wesen ertrug ja den Gedanken nicht, irgend Jemandem zur Last zu fallen. Weil Gretchen dies von Anfang an gefühlt, hatte sie darauf bestanden, daß man Ernestinen ihre Brautschaft verberge und nun — sollte sie selbst es verrathen? Nein! Gretchen gewann es über sich, zu schweigen.

„Ich will Dir meinen Plan mittheilen," begann Ernestine. „Den Gedanken, nach Amerika zu gehen,

habe ich natürlich aufgegeben. Ich könnte ohne männliche Hülfe der Aufgabe, die mir dort gestellt ist, nimmer genügen — ich brächte es auch nicht mehr über mein Herz, die Heimath und Alles, was mir lieb, um des kalten Ruhmes willen zu verlassen! — Ich will als Lehrerin der Naturwissenschaften in ein Institut zu kommen suchen, oder wenn mir das wider Erwarten nicht gelingt, als Erzieherin in ein Privathaus. Ich sehe aber ein, daß ich noch in Allem, was man von einer Frau in solch abhängiger Stellung verlangt, zu ungeschickt bin. Ich kann keine weibliche Arbeit, ich wäre nicht im Stande, mir nur ein Kleid auszubessern, geschweige denn einen mir anvertrauten Zögling zu dergleichen anzuhalten. Ich verstehe keine Kunst, ich weiß nichts von Allem, was man im Leben braucht, — und das, was ich weiß, braucht man im Leben nicht! So viel ist mir schon klar geworden, seit ich unter Menschen komme. Du, Gretchen, bist meine einzige Hoffnung — Du sollst mich das Alles lehren, denn Du bist ja Meisterin in den Dingen, die ein Weib kennen muß. Ich will fort von hier, fort aus der Gegend, denn wenn ich Möllner's Augen nicht entrückt werde, ist weder für ihn, noch für mich Friede. Er würde immer glauben,

mich meinem Elend entreißen zu sollen, es wäre ein fortwährender Kampf. Da dachte ich nun, wenn wir Beide zusammen in irgend eine kleine Stadt zögen, so weit von hier, als meine Mittel es erlauben, und Du mir ein paar Monate Deines jungen, hoffnungsvollen Daseins widmetest, bis ich so weit wäre, daß ich in einen — Dienst treten könnte," sie sprach das Wort mit Ueberwindung. „Wäre das wohl von mir zu viel verlangt? Dir, Gretchen, steht die Welt offen, Jeder nimmt Dich mit Freuden auf, wenn Du aus der Verborgenheit wieder unter die Menschen zurückkehrst. Möllner's Haus ist Dir eine sichere Heimath, wo Du auf Händen getragen wirst — willst Du das Alles mir für eine Zeit lang opfern?"

„Mit tausend Freuden," sagte Gretchen. „Aber theuerste Ernestine — haben wir die Mittel, diesen Plan auszuführen? Alles, was ich besitze, sind drei Goldstückchen, die fand ich in der Tasche des Kleides, das mir meine Mutter anzog. Siehst Du, da sind sie, ich trage sie immer bei mir. Die Mutter hatte darauf geschrieben: „für das Nöthigste." — Ich hatte Dir einmal eine Freude machen wollen, denn das ist und bleibt für mich immer das „Nöthigste." Dies, liebe Ernestine, ist mein ganzer Reichthum —

er gehört Dir, aber weit werden wir nicht damit kommen."

„Du treue Schwester!" rief Ernestine, „ich danke Dir. Wir sind nicht so arm, wie Du denkst. Es ist Möllner's umsichtiger Fürsorge gelungen, meine Einrichtung vor den Uebergriffen der Gläubiger Deines Vaters zu schützen. Ihr Verkauf trägt uns immerhin ein kleines Kapital, womit wir reichen werden, bis ich eine Stelle gefunden."

„Ja, — es kommt darauf an — wie lange das dauert," meinte Gretchen bedenklich.

„Nun, ich denke, doch höchstens einige Monate."

Gretchen erschrack, aber sie verbarg es und sagte ergeben: „So wollen wir wenigstens einen Ort wählen, wo ich etwas verdienen kann, sonst könnten wir eines Tages Hunger leiden."

„Wie Du willst, Gretchen," erwiderte Ernestine, „wohin Du willst. Rathe, beschließe — ich gebe mich blind in Deine Hände, — nur führe mich fort von hier, ohne daß ein Auge uns sieht und eine Hand uns zurückhält!"

„So soll es Niemand wissen? Ich darf es Niemandem sagen?"

„Gretchen, glaubst Du, man würde uns reisen

lassen, wenn man unsere Absicht erriethe? Wenn Du Dich nicht stark genug fühlst, zu schweigen, so bekenne mir's offen, denn dann gehe ich allein und ohne Dein Wissen."

„O nein, Ernestine — ich lasse Dich nicht allein in die weite Welt ziehen. Gewiß nicht. Was wären alle meine Vorsätze und Schwüre, wenn ich nicht einmal die erste, die leichteste Probe bestünde? Aber es giebt noch einen Menschen, Ernestine, gegen den ich Pflichten des Gehorsams habe, es ist mein — — Vormund! Ich bin nicht mündig wie Du, Ernestine, kann nicht thun und lassen, was ich will. Ihn muß ich fragen, ob ich mit Dir gehen darf und für ihn bürge ich Dir. Er muß mir im Voraus versprechen, daß er nicht verräth, was ich ihm anvertrauen werde, und dieser Mann hält, was er verspricht!"

Ernestine überlegte einen Augenblick. „Gut denn, ich sehe ein, daß Du das nicht umgehen kannst. Ich verlasse mich auf Dich! — In diesen Tagen fährt Johannes mit seiner Mutter in die Stadt, um für uns ein Zimmer in ihrem Hause zu rüsten. Wenn sie Abends zurückkommen, dürfen sie uns nicht mehr finden."

„Mein Gott!" sagte Gretchen, „mir ist, als ver-

übte ich einen Verrath an den guten Leuten. Ich habe noch nie im Leben Jemanden hintergangen und komme mir vor wie eine Verbrecherin."

„Gretchen, sie sollen nicht betrogen werden, nur einen Abschied will ich ihnen und mir ersparen, der uns Allen peinlich wäre — der Nothwendigkeit will ich sie überheben, mich an dem zu verhindern, was sie selbst vielleicht doch in ihrem Innern als das Beste erkennen! Sind wir erst fort, dann wird es mir wohl gelingen, meine Handlungsweise schriftlich vor ihnen zu rechtfertigen und sie werden mich verstehen!"

„Ach, Ernestine, ich will recht beten, daß Gott Dir mehr Liebe und weniger Stolz verleihe! Ich habe nur die eine Hoffnung, daß Dich's bald reut und daß Du es doch nicht lange ohne den braven Mann aushältst, der Dich so sehr liebt und verdient!"

Ernestine sah schweigend aus dem Wagenfenster. Die Felder lagen kahl und öde vor ihr, aber die Spinngewebe, welche wie Netze die Stoppeln überzogen, glitzerten silbern in der Sonne. Hier und dort verbrannten die Bauern Kartoffelkraut auf den Aeckern und die rothe Flamme schlug lustig prasselnd durch den weißen Rauch, der von dem frischen Herbstwind

niedergehalten am Boden dahinwallte. Auf den gemähten Matten hielten die Heerden Nachlese und hoben die Köpfe, um dem vorübereilenden Wagen nachzuglotzen oder sich an einem kahlen Baumknorren die Hälse zu reiben und die Hörner zu wetzen. In weiter Ferne watete ein Jäger durch die fußhohen Schollen und vor ihm her zog bedächtig wedelnd sein Hund, rastlos im Zickzack suchend, bis ein Volk Hühner aufstand und der verhängnißvolle Schuß krachte. Eine schwere Weinfuhre kam mit melodischem Geläut des Weges, der Knecht hatte noch ein paar dürre Astern am Hute und knallte grüßend mit der Peitsche, als er in Gretchens frisches Gesicht sah. Der Spitz auf den Fässern kläffte wüthend herunter und die vier schweißbedeckten Rosse zogen stampfend und keuchend ihre Last vorbei. „Ueberall wird eingeheimst für den Winter," sagte Gretchen. „Was das Bischen Essen und Trinken für Arbeit kostet!"

Der Wagen bog in das Dorf ein und Ernestine rief dem Kutscher zu, er solle an das Schulhaus fahren. „Ich muß Leonhardt noch einmal sehen!" sagte sie. Schnell war das alte kleine Haus erreicht und eines der niederen Fenster öffnete sich; die Schulmeisterin sah heraus, wer denn da angefahren käme?

„Guten Tag, liebe Frau Leonhardt!“ rief Ernestine aus dem Wagen.

„Ach, Du meine Güte,“ schrie sie laut auf. „Trau ich doch meinen Augen kaum!“ Und sie tummelte sich, so schnell sie konnte, Ernestinen entgegen. „Nein die Ehre, die Freude, das gnädige Fräulein, wieder ganz wohl, ganz gesund und das andere Fräulein — die beiden lieben Damen! Bitte, bitte, treten Sie ein — ich will gleich den Vater holen — er ist eben mit Käthchen im Garten. Aber Walter ist im Hause. Ach, der ist so glücklich mit den Sachen, die ihm das liebe Fräulein geschickt. Er studirt Tag und Nacht. Wollen Sie nur einstweilen hineinspazieren!“ So sprach die alte Frau unaufhörlich in ihrer frohen Aufregung und versperrte mit ihren Bücklingen den Eintritt, zu dem sie Ernestinen so dringend nöthigte.

„Ich weiß nicht,“ sagte Ernestine, — „ich möchte wohl Vater Leonhardt im Garten aufsuchen.“

„Wie Sie wollen, wie Sie befehlen! Sehen Sie dort um die Ecke, da sitzt er und sonnt sich.“

„Geh' einstweilen in's Haus, Gretchen,“ bat Ernestine, „ich komme gleich nach.“

Und sie ging, so rasch es ihre Kräfte erlaubten

um das Haus und nahte sich dem Greis, der das Kind eine Aufgabe hersagen ließ. Käthchen wollte ihr entgegenlaufen. Sie winkte ihm freundlich, zu schweigen, und kniete bei Leonhardt nieder.

„Wer ist das?“ fragte Leonhardt.

Ernestine antwortete nicht, sie drückte einen Kuß auf seine Hand. Er lächelte in froher Erwartung: „O — es kann Niemand anders sein — das ist meine Tochter Ernestine?“.

„Ja, Vater, Du hast's errathen,“ sagte Ernestine. „Mein erster Gang ist zu Dir. Es ist trotz meiner Auferstehung dunkel in mir, bei Dir will ich mir Licht holen!“

„Du Licht holen bei mir, dem Du alles Licht bringst? Nun wohl, ich weiß, wie Du's meinst und gebe Dir, was ich habe. Gott hat an mir durch Dich so viele Wunder gethan — er fügt auch noch das hinzu, daß ich schlichter, alter Dorfschulmeister Dir etwas sein kann, Du hohes, auserwähltes Menschenbild! So sprich, Ernestine, warum will es noch immer nicht recht tagen in Deiner Seele, während doch in Dein Leben die Sonne so hell hereinstrahlt?“

„Schick das Kind weg, Vater!“ bat Ernestine leise.

„Geh, liebes Käthchen,“ sagte Leonhardt.

„Zu Walter?“ fragte die Kleine vergnügt.

„Ja, wenn er nicht arbeitet — Du mußt eben einmal zusehen, ob er Dich brauchen kann.“

Käthchen stand noch und zögerte mit einem fragenden Blick auf Ernestine. Diese gewahrte es und reichte ihm freundlich die Hand: „Mein gutes Käthchen, kennst Du mich noch? Ich würde Dir gern einen Kuß geben, aber Du weißt, ich brachte Dir schon einmal Unglück durch meine Berührung!“

„O nein, das ist nicht wahr,“ sagte Käthchen und näherte sich Ernestinen, „ich fürchte mich gar nicht vor Ihnen.“

„Nun so komm her, Du süßes Kind!“ und Ernestine zog die Kleine an sich, nahm sie auf den Schooß und sie küßten sich nach Herzenslust. Es war das ersten Mal in ihrem Leben, daß Ernestine ein Kind in den Armen hielt und sie empfand diese reine Freude mit der ganzen Frische ihres neuerwachten Gemüthes.

„Ach, Vater Leonhardt,“ sagte sie: „Wie viele Arten von Liebe giebt es doch! Und jede ist beglückend an sich. Ich gewann plötzlich eine ganze Menge von Wesen lieb, an denen ich früher achtlos vorübergeschritten wäre. Welch' wunderbare Wandlungen sind das?“

„Es geht Dir wie dem Mann mit dem steinernen Herzen in Hauff's Märchen. Dein Oheim hatte Dir einen Stein in die Brust gesetzt und Möllner war der Schatzhauser, der Dir das eigene, warm pulsirende Herz wieder gab."

Ernestine erröthete bei diesen Worten, sie war froh, daß Leonhardt nicht sehen konnte, wie sehr. — Aber er sah es doch! —

„Wo Möllner ist, da ist Segen," fuhr der Greis fort. „So hat er auch wieder für dies Kind da, wie ein Vater, gesorgt. Ich weiß nicht, ob er Dir's gesagt hat? Die Gräfin Worronska sandte richtig die vierzigtausend Rubel ein und es ist seiner unwiderstehlichen Redegabe gelungen, den Starrsinn der Eltern zu brechen und sie zu vermögen, Käthchen in einem guten Institute erziehen zu lassen. In der nächsten Woche kommt es fort von hier."

„Davon wußte ich nichts," sagte Ernestine.

„Ja, ja — er spricht nie von seinen Verdiensten, der merkwürdige Mann!" meinte Leonhardt. „Und wie weise hat er Alles geordnet und eingerichtet, damit dem Kinde sein Eigenthum vor unvernünftigen Eingriffen der Eltern gewahrt bleibt — er ist wahrlich ein Wohlthäter aller Menschen."

„Ein Wohlthäter aller Menschen —" murmelte Ernestine. „Um so weniger darf sich aber dann auch der Einzelne dessen rühmen, was er für Alle thut ohne Ansehen der Person."

Leonhardt richtete unwillkürlich die todten Augen nach Ernestinen, als wolle er sie auf dieses Wort hin ansehen. Dann sagte er: „Geh' jetzt, mein Käthchen, geh' in's Haus, das Fräulein kommt auch bald nach."

Käthchen ging hinein. Als es in die Stube trat und Walter nicht dort fand, lief es zu ihm auf sein Studirzimmerchen. Es schmiegte sich vergnügt an ihn und sagte sehr geheimnißvoll: „Du — das Fräulein vom Schlosse hat mich wieder geküßt!"

„Was Tausend!" lachte Walter: „Spürst Du noch nichts?"

„Ach bewahre," rief Käthchen überlegen: „Sie kann ja nicht hexen."

„Ich möcht's nicht probiren," sprach Walter mit einem unwillkürlichen Seufzer, „ich glaube, wenn ich an Deiner Stelle gewesen wäre — ich hätte den Zauber schon gefühlt!"

„I warum nicht gar — Du hast mir ja selbst gesagt, man dürfe nicht an so etwas glauben," meinte Käthchen.

„Nun, Käthi," scherzte der junge Mann, „es wäre doch aus Vorsicht gut, wenn ich Dir's wieder wegküßte, das kann keinenfalls schaden. Wohin hat sie Dich geküßt? Dahin?"

„Ja und dahin, auf die Stirn und den Mund und auch auf die Stelle, wo mein Arm fehlt." —

„Nun, das wollen wir Alles wieder wegbringen!" rief Walter und küßte das Kind herzhaft ab. „So, nun mach', daß Du fortkommst, denn ich muß arbeiten!"

„Ach, Du mußt auch immer arbeiten!" klagte Käthchen.

„Ja, Ihr Schulkinder habt's gut! — Ihr dürft nach der Schule herumspringen und spielen, bei mir fängt dann das Lernen erst recht an! Das könnt Ihr Euch freilich nicht denken. Nun geh', herziges Ding, und wenn das Fräulein aus dem Garten kommt, so lauf schnell und hole mich."

„Ja, ja, das will ich thun. Adjes, Du lieber Herr Schulmeister! Und höre, nicht wahr, Du sagst es aber Niemanden, daß ich mich habe vom Fräulein küssen lassen — sie schelten und spotten mich sonst wieder aus."

„Nein, ich will's verschweigen — wir klugen Leute brauchen den dummen nicht Alles auf die Nase zu

binden. Aber höre, lieber als mich darfst Du das Fräulein nicht haben — sonst sag' ich's Deiner Mutter!"

„O nein! Du bist mir doch der Allerliebste auf der ganzen Welt!" betheuerte Käthchen und warf zu mehrerer Bekräftigung die Thür recht derb hinter sich in's Schloß. Es trippelte seelenvergnügt in die Wohnstube hinunter, wo Gretchen noch allein bei Frau Leonhardt saß; das Kind schloß eine rasche Freundschaft mit jener, die ihm nun, da es doch nicht bei seinem angebeteten Schulmeister Walter sein durfte, für den Augenblick genügte. Frau Brigitte hatte in gewohnter Weise die Unterhaltung durch Beschäftigung der Kauwerkzeuge ihrer Gäste zu erhöhen gesucht. Sie hatte ein Körbchen voll schöner Aepfel und Trauben auf den Tisch gestellt. Sie that es nun einmal nicht anders! Käthi war mit dieser Einrichtung äußerst einverstanden und die Zeit verging ihr sehr schnell. Sie hatte kaum den dritten Apfel verzehrt, als Ernestine mit Leonhardt eintrat. Beide waren stillbewegt, Beide hatten rothgeweinte Augen.

Käthchen wollte hinaus, um Walter zu rufen, wie er befohlen.

„Bleib' Käthchen," sagte Ernestine, „ich will selbst

mit Herrn Leonhardt hinaufgehen und sehen, ob und was er gearbeitet."

„Ach Gott, das gnädige Fräulein wollen sich doch nicht in die Dachkammer bemühen?"

„Liebe Frau Leonhardt," sagte Ernestine mit trübem Lächeln, „mein Weg geht von nun an wohl nur noch durch Dachkammern."

Und sie nahm Leonhardt's Arm und überließ die alte Frau ihrer Verwunderung.

Walter sprang, wie von Gluth übergossen, von seinem Sessel empor, als Ernestine mit seinem Vater eintrat.

„O mein Gott — Sie kommen zu mir?" rief er: „Sind Sie es denn, oder ist es die verkörperte Wissenschaft, die sich meines Strebens erbarmen will und zu mir niedersteigt, um mir zu helfen?"

„Walter, Sie beschämen mich," sagte Ernestine.

„Ich Sie beschämen?" rief der schwärmerische junge Mann. „Sie, den Inbegriff aller Größe, aller Geistesherrlichkeit, vor dem ich nur ein Schüler, ein Bettler bin?"

„Walter, sprechen Sie nicht so mit mir. Sie wissen nicht, was Sie thun! Ich habe mich unter vielen Schmerzen bescheiden gelernt, habe mich zu der

Demuth meines Geschlechtes zurückgerungen nach manchem blutigen Sieg über mich selbst — aber noch bin ich schwach und solche Worte könnten leicht den kaum bewältigten Ehrgeiz wieder wecken. Sie meinen es gut, Walter, aber ich darf an der Grenze meines verlassenen Reichs keine Stimme mehr hören, die mich zurückruft in die alte geliebte Geistes-Heimath. Ich komme, um Abschied zu nehmen, Walter. Ihr Vater wird Ihnen sagen, warum und wohin ich gehe!"

„O, Fräulein Ernestine," klagte Walter, „Sie wollen fort und, wie es scheint, auch der Wissenschaft entsagen?"

„Ich muß entsagen, Walter, und wenn auch vielleicht nicht der Wissenschaft, so doch der Forschung. Ich muß durch mein Wissen mein Leben fristen und das kann ja eine Frau in unserer Zeit nur als Lehrerin. Ich werde mich begnügen müssen, in einem Mädcheninstitut vor einem Auditorium von — Kindern meine Vorlesungen zu halten. Die Männer wollen nun einmal kein Weib zum Professor — und der Mann — will keinen Professor zum Weib! So oder so bin ich unmöglich, die Welt ist anders als ich träumte, sie hat keinen Raum für das Streben einer Frau, und um mir ihn zu schaffen, dazu bin ich zu schwach."

„Schade, schade!" sprach Walter, „wenn solch eine Frau sich erst Raum erkämpfen muß. Auf Händen sollte man sie tragen, auf ein Piedestal stellen, und wär's nur um der erhabenen Schönheit eines solchen Geistes in solchem Leibe willen!"

Leonhardt zupfte den leidenschaftlichen Sprecher am Aermel.

„Nein, Vater, ich will reden, ich will dem Zorn Luft machen, der schon lange in mir gährt, dem Zorn über die Engherzigkeit, die solch eine Erscheinung, statt die Majestät der Menschennatur in ihr zu verehren, zum schnöden Kampfe um's Dasein verdammt."

Ernestine verhüllte das Gesicht mit beiden Händen, ein schwerer Seufzer rang sich aus ihrer Brust.

Leonhardt schüttelte mißbilligend das Haupt gegen seinen Sohn: „Es ist nicht gut, Walter, einem Menschen, der entsagen muß, die Entsagung schwer zu machen. Ernestine ist und wird immer groß sein — und in der Bescheidung, die sie sich jetzt auferlegt, am größten. Wir, Walter, können die Welt nicht anders machen und Ernestine ist ein Weib — sie muß sich fügen."

„Ja, fügen!" wiederholte Ernestine und man hörte deutlich, wie sie in neu ausbrechender Qual die Zähne übereinander biß.

„Fräulein Ernestine," flehte Walter, „verzeihen Sie mir, daß ich Sie erregt und kaum Begrabenes aufgerüttelt habe. Es war gut gemeint, denn mit welchem Schmerz ich Sie aus dem Bereiche scheiden sehe, in dem ich heimisch werden will, das kann ich Ihnen nicht sagen. Es ist mir zu Muthe wie dem Künstler, den seine Muse verläßt, wie dem gläubigen Schwärmer, dem seine Heilige den Rücken wendet."

„Walter," sprach Ernestine gefaßt, aber mit gehobener Brust: „In Ihren Worten liegt eine schwere — und, wie ich hoffe, letzte Versuchung. Ich will sie bestehen und wenn Sie älter sind, dann werden Sie erst begreifen, wie ich es konnte. Sie sind eben noch sehr jung, Walter, ich weiß, wie man da denkt und fühlt, es ist ja nicht so lange her, daß ich es auch war, eigentlich kaum sechs Wochen! Ich bin in der kurzen Frist um sechs Jahre gealtert und betrachte mich selbst und die Menschen mit andern Augen, denn ich kämpfe jetzt, wie Sie sagen, einfach den Kampf um's Dasein!"

Sie näherte sich einem Büchergestell, auf das ihr gegenüber soeben schräge Sonnenstrahlen fielen. „Ja, mein alter Darwin — Dein erlauchter Name glänzt mir noch einmal' entgegen — jetzt erst verstehe ich

Dich ganz und ahne etwas von dem hehren Grabes-Frieden Deiner Lehre!"

Sie reichte Walter unter Thränen die Hand: „Ihnen danke ich, daß Sie mir noch für einen Augenblick die Genugthuung gewährten, mich als „große Frau" zu empfinden. Es war ein schmerzliches, aber doch ein Glück!"

Walter betrachtete sie mit Begeisterung: „O glauben Sie mir, die Wissenschaft, nach der ich strebe, wird mir immer in Ihnen verkörpert bleiben, wird immer nur Ihre Züge tragen. Und wenn etwas aus mir wird, — dann haben Sie es aus mir gemacht. Wie Sie mir äußerlich die Utensilien liehen, ohne die ich meine Studien nie fortsetzen gekonnt hätte, so streuten Sie mit Ihrem schöpferischen Geist tausend Gedankenkeime in mir aus, die, wie ich hoffe, mit der Zeit zur Reife kommen sollen, und Ihr Beispiel lehrte mich das Glück der Arbeit erst erkennen. Wer soviel für einen Menschen gethan, der darf sich dreist als das empfinden, was Sie mir ewig bleiben werden: eine Vorsehung."

„Walter, dies Wort aus einem Munde, der berufen ist, die Wahrheit zu verkünden, wie selten einer — dieses Wort lohnt ein ganzes Leben der Mühe! —

Sie haben eine große Zukunft, Walter; wenn ich denken darf, daß ich in meiner Art etwas dazu beigetragen, Sie Ihrer Bestimmung näher zu bringen, dann will ich getrost herniedersteigen aus meiner geträumten Höhe, denn dann habe ich nicht umsonst gearbeitet und gestrebt! — Ich muß nun fort."

Sie sah sich im Zimmer um, wo ihr Blick hinfiel, lag und stand einer ihrer Apparate, sie faltete die Hände: „Diese Sachen, Walter, bewahren Sie mir treulich auf — vielleicht kommt einmal der Augenblick, wo ich sie zurückverlange" — sie kämpfte eine Thräne hinunter — sie wußte, daß dieser Augenblick nie kommen werde: „Bis dahin," fuhr sie fort, „betrachten Sie Alles als Ihr Eigenthum." — Ihre Augen ruhten wehmüthig auf den Gegenständen, die so lange ihre einzige Freude, die treuen Gefährten ihres Fleißes waren. „So fahrt denn hin! Ich entlasse Euch, Ihr dienenden Geister, die in jenen Geräthen hausen und mir bald die Sterne nahe brachten, bald das Innere der Erde vor mir aufthaten, ich kann Euch nicht mehr brauchen, denn ich muß zurück in die Prosa der Alltäglichkeit! Ich muß werden wie die Andern, — der Zauber ist aus, ich bin nicht wissend, nicht sehend mehr!"

Sie verließ geräuschlos das Zimmer. Walter warf sich Leonhardt, der ihr folgen wollte, in die Arme.

„Du weinst, mein Sohn?“

„O, Vater, ich weiß selbst nicht, warum.“

„Ich verstehe Dich, mein Sohn: Du weinst um die verlorene Poesie des Lebens. Wem von uns wäre in seiner Jugend eine solche Thräne erspart gewesen?!“

Eine Viertelstunde später flog der Wagen mit Ernestine und Gretchen durch das Dorf dem Schlosse zu und noch lange stand der alte Leonhardt unter der Hausthür und lauschte dem sich entfernenden Rollen der Räder, da er dem Wagen nicht nachblicken konnte.

Ernestine saß in sich gekehrt, schmerzversunken da. Plötzlich klopfte sie dem Kutscher, er hielt die Pferde an. Sie waren vor der Kirche angelangt.

„Bleib' hier und erwarte mich,“ befahl sie Gretchen, „ich will einen Augenblick da hineintreten.“

Sie stieg hinaus und näherte sich der Thür. Diese war nur angelehnt. Ihre Hand zögerte beim Oeffnen. Was trieb sie so unwiderstehlich in die kleine armselige Dorfkirche? Die Erinnerung! — Wie ein gemalter Vorhang, so schoben sich vor dieser engen Pforte die Erlebnisse, Gedanken und Gefühle der letzten zwölf Jahre zurück. Und es war wieder die Kirch-

thür in ihrer nördlichen Heimath, vor der sie stand, zagend und verlangend, ein zweifelndes, verzweifelndes Kind. „Tritt hinein und lerne Dich beugen," sprach es in ihr wie damals. Und sie trat leise und schüchtern ein. Es war leer und still darin, denn es war Werktag und die Leute an der Arbeit. Die Wege zwischen den Stühlen waren mit grünem Buchs bestreut vom letzten Feiertage her und starker Weihrauchduft erfüllte den Raum. Durch die gemalten Fenster warf die Sonne bunte Lichter auf ein Marienbild. Eine aufgestörte Schwalbe, die den Sommer durch in dem Bogen der Kuppel genistet hatte, flog kreisend über Ernestinens Haupt hin, wie die Taube des heiligen Geistes. Ernestine schritt langsam an den stummen Beichtstühlen vorüber, wo so manches schwere Herz sich in brünstigen Bekenntnissen entlastet und Vergebung im Namen des Herrn empfing. Ernestine dachte mitleidig der Umwege, auf denen die irrende Seele hier zu Gott gelangen will. „Geradeaus zu ihm!" rief es in ihr. Sie eilte rascher weiter auf dem weichen grünen Boden dem Altar zu. War es derselbe, wo sie vor zwölf Jahren gekniet und geweint? Ob er es war — ob nicht — es war derselbe Gott, dessen Abbild hier wie dort von seinem Kreuze herab-

blickte und ihre Seele rührte, wie einst! Sie stand vor ihm, wie einst und sah, daß sie nur einen Kreislauf vollzogen, daß sie da wieder angekommen, von wo sie vor zwölf Jahren ausgegangen war.

Und sie breitete die Arme aus und warf sich auf die Knie nieder: „Vater," rief sie, „ich kehre zurück, nimm mich auf!"

Sechstes Capitel.

„Um's tägliche Brod!"

„Daß es auch gerade ein so harter Winter werden mußte," sagte Ernestine zu sich selbst und sah brütend durch die blinden Scheiben des kleinen Fensters, an dem sie saß, auf die nahen Dächer der Hofgebäude, die ihre Aussicht bildeten. Sie lagen voll Schnee, auch das äußere Gesims war weiß. Ernestine kauerte sich zusammen und wickelte die Hände in die baumwollene Schürze, die sie trug. „Nun, ich wollte ja Alles kennen, warum nicht auch die Noth, den Hunger, die Kälte — diese großen Feinde, mit denen das Menschengeschlecht zu ringen hat? Ich hätte soviel über die Enthaltsamkeit philosophirt, da ich noch in der warmen Stube am gedeckten Tische saß — und sollte nun verzagen? Nein, der muß erst geboren werden, der mich um Hülfe rufen hört."

Sie stand auf und ging festen Schrittes in dem engen Raum auf und nieder.

Es war eine finstere Mansarde, eine Art Küche, wenigstens stand ein Kochofen und ein Schränkchen mit etwas Geschirr darin. Der Boden war mit Steinen gepflastert.

Ernestine fror an die Füße. „Was mag die Uhr sein?“ dachte sie: „Der Briefträger muß doch bald kommen. Es ist schrecklich, so ganz ohne Zeiteintheilung leben zu müssen.“

Sie horchte, ob sie keine Kirchenuhr schlagen höre. Sie trat zu dem Zweck an das Fenster und ihr Auge irrte über die weißen Dächer hin nach einer ferne aufragenden Thurmspitze. Nicht einmal die Sonne war zu sehen durch die dichte Schneeluft. Es war ein ächter Wintertag.

Geradeüber hauchte ein kleiner Junge runde Gucklöcher in die gefrorenen Scheiben und ein paar blaue Kinderaugen lugten hindurch zu ihr herüber. Sie nickte ihm, sie kannte den herzigen Nachbarsbuben gar wohl. Das Köpfchen hinter den aufgethauten Löchern nickte gleichfalls. Sie dachte an den kleinen Kay und an ihre nordischen Winter. — Da fing der Schnee vor dem

Fenster sich an zu heben, wie eine weiße Wolke. Er verschleierte ihr den Ausblick, er formte sich allmälig zu einer menschlichen Gestalt, er bildete ein weites wallendes Kleid; das begann zu funkeln und zu glitzern wie von silbergefaßten Diamanten übersät und ein Schleier wehte in den Lüften von gefrorenen Spinnenfäden gewoben. Unter dem Schleier aber schaute ein weißes Antlitz zu ihr herein, mit starren durchsichtigen Augen wie von Krystall und ein Diadem von Eistropfen glänzte auf dem schönen Haupte, das waren die Thränen Aller, die in Schnee und Eis umkamen, seit die Welt besteht und aller der Armen, die hungern und frieren zur Winterszeit; ein Diadem, wie es reicher an Perlen kein Monarch der Erde aufzuweisen hat. Einen Schild trug die mächtige Gestalt in der Hand, das war eine der Eisschollen, an denen die unzähligen Schiffe der Forscher scheiterten, die sich hinauf gewagt zum Nordpol in das unwirthliche Reich der Schneekönigin. Mit der andern Hand aber führte sie den kleinen Knaben von drüben, denn es gelüstete sie nach ein paar rothen Korallen zu ihrem farblosen Geschmeide, nach ein paar Tropfen warmen Herzblutes. Das war die Schneekönigin aus den Märchenträumen von Ernestinens Kindheit. Aber sie war noch maje-

stätischer, noch finsterer, als damals, und sie sprach eine andere Sprache zu ihr:

„Ich kenne Dich, Du hast mich nie so gefürchtet wie jetzt, da Dich kein warmes Dach, keine feste Mauer mehr vor meinem kalten Athem schützt. Aber ich thu' Dir kein Leid, denn Du gehörst zu Denen, die an die Zukunft meines Reiches glauben, die da wissen, daß es sich in tausend und aber tausend Jahren über die ganze Erde verbreiten wird, wenn all' die kreisende Kraft umgesetzt und alles Leben in ein anderes umgelebt ist! Ja, dann ist meine Zeit da — dann ist Ruhe, ewige Eisesruhe hier unten und ich lache der alten ausgebrannten Sonne, wenn sie da oben hängen wird, eine verglühte Kohle und mich beneiden um den Schimmer meiner diamantenen Palläste, die sie nun nicht mehr schmelzen kann."

So sprach die Schneekönigin zu der sinnenden Gelehrten und ein stiller Schmerz legte sich wie ein kalter Reif um ihr Herz, der Schmerz um das Ende alles Seins hienieden, der Schmerz um das „jüngste Gericht einer ewigen Eiszeit," wie du Bois sagt.

Die Schneekönigin war verschwunden und der kleine Kay mit ihr. Ein dichtes Schneegestöber verhüllte den Weg, den sie nahm.

Langsam und schwach, als wären sie eingefroren und könnten nur schwer losthauen, fielen zwölf Schläge von der Thurmglocke hernieder.

Ernestine hörte es nicht. Sie saß gebeugten Hauptes am Fenster. Da war es, als riefe die Stimme der entschwundenen Schneekönigin zu ihr herab: „Thu' die Augen auf und siehe!"

Und Ernestine schlug die Augen auf und sah — sah über Billionen Jahre hinaus. — Da stand die verglühende, licht- und kraftlose Sonne am Himmel, wie eine blutige Scheibe; die dichten niederhängenden Wolken waren mit schmutzigem Roth angehaucht und trübe Dämmerung lag über der kalten Erde. Auf der starren Rinde krochen nur noch wenige elende, verthierte Geschöpfe zwischen unwirthlichen Schollen umher und suchten ihr Dasein von den spärlichen Resten einer verkümmerten Vegetation zu fristen. —

Ernestine wandte schwermüthig den Blick ab von dem unsäglich trostlosen Bilde.

Aber wieder mußte sie schauen, wie ihr befohlen war. — Wieder zogen Jahrtausende an ihr vorüber. Und immer dunkler wurde es und immer kälter. Die rothe Scheibe verblaßte und alle Farbe mit ihr. Ernestine sah Alles nur noch Grau in Grau. Müde

vom vergeblichen Kampf hauchte das letzte organische Leben den Todesseufzer aus und legte sich nieder zur ewigen Rast. —

Da war es endlich Nacht. Der Erdball drehte sich noch immer in blinder Gesetzlichkeit um die verkohlte Masse, die ihm einst Sonne war. Doch das nächtige Firmament war klar und wolkenlos, denn der abgestorbenen Erde entstiegen keine Dünste mehr, die sich verdichten und den Strahl der Sterne hemmen konnten. Und Ernestine sah bei ihrem Schein die todte Erde mit ihren unermeßlichen Bergen und Thälern von Eis, den gefrorenen Flüssen und Meeren — und der ewigen Stille und Ruhe, ein riesiges Grabmal alles Lebens. —

„Aber wo, wie, in welcher Gestalt regen sich nun die verwandelten Kräfte dieser verbrauchten Welt," fragte Ernestine, „denn verloren geht ja nichts im All?!"

„Ach, Du lieber Gott, da sitzt sie in der kalten Küche und träumt," ertönte plötzlich eine frische, helle Stimme. „Kein Feuer auf dem Heerd, keine Suppe gekocht — oder doch? Ja, aber wie: ganz verbrannt! Gute Ernestine, was hast Du denn wieder gemacht?"

Ernestine war aufgesprungen und starrte die Sprecherin an, als käme sie aus einer andern Welt.

Gretchen, denn diese war es, legte ein paar Schulbücher weg, die es unter dem Arm hatte, warf Kaputze und Mantel ab und machte sich über den verwahrlosten Suppentopf her. „Richtig, da hast Du zuerst ein furchtbares Feuer angezündet und Dich dann nicht mehr darum gekümmert. Die Brühe ist nicht abgeschaumt, das Rindfleisch angebrannt und doch noch halb roh. Du hast seit wenigstens einer Stunde nichts mehr nachgelegt.“

„Ach, es ist aber auch schlimm, daß wir noch meine Uhr verkaufen mußten,“ entschuldigte sich Ernestine. „Nun weiß ich gar nicht mehr, wie ich daran bin.“

„Ach geh,“ schalt Gretchen, „Du siehst doch, ob die Suppe kocht oder nicht, und ob das Feuer brennt oder nicht. Dazu brauchst Du keine Uhr! Wenn man recht will, geht Alles! Du hast mir oft genug bewiesen, daß Du schon ganz ordentlich kochen kannst, wenn Du Dir Mühe giebst. Aber man kann Dir nicht einmal Suppe und Rindfleisch anvertrauen, weil Du Alles vergißt, wenn Dir was durch den Kopf geht.“

„Gretchen, sei nicht böse,“ bat Ernestine.

„Ach 's ist ja wahr, nun ist wieder das liebe, sauer

verdiente Gut verdorben, wir haben keinen Groschen mehr im Haus und ich bekomme morgen erst mein Stundengeld." Gretchen traten vor Unmuth die Thränen in die Augen: „Es ist mir ja mehr um Dich als um mich, — ich bin stark und brauche kein Fleisch, — aber Du, Du hättest doch an Dich denken sollen, wenn nicht an mich!"

Ernestine sah verlegen bald in die Kasserole bald auf Gretchen: „Du hast Recht," sagte sie, „es ist erbärmlich von mir, nicht einmal dafür zu sorgen, daß Du armes Kind, wenn Du ermüdet von dem schweren Tagewerk heimkehrst, womit Du Deinen und meinen Unterhalt bestreitest, einen warmen, genießbaren Bissen findest. Ich bin wirklich ein recht unnützes Geschöpf."

Gretchen war durch diese Entschuldigung schnell versöhnt, sie lachte schon wieder und schlang ihre Arme um Ernestinens Hals: „Ach meine schöne, große, geistvolle Schwester, ich bin recht häßlich, Dich zu schelten. Da steht sie nun, diese königliche Ernestine und bittet um Verzeihung, wie ein armes Aschenbrödel, wegen einer verbrannten Suppe. Beruhige Dich, meine Seele, Du weißt es nicht, wie rührend, wie verehrungswürdig Du mir in dieser Demuth er-

scheinst. Schau, niederknien möcht' ich vor Dir, wenn Du's nur leiden wolltest.“ Sie drückte einen Kuß auf Ernestinens Lippen: „Ach Gott, das arme, verlegene, bekümmerte Gesichtchen. Glaub', süße Ernestine, den Anblick dieses Gesichtchens gebe ich nicht her um alle Mahlzeiten der Welt,“ und sie brach in ein reizendes, kindliches Lachen aus.

Ernestine umschlang sie: „Du verziehst mich,“ sagte sie weich.

„O nein, das muß ich mir sehr verbitten,“ rief Gretchen, „ich erziehe Dich. Aber nun ist genug geschwatzt. Gehandelt muß werden und zwar rasch, denn ich muß um zwei Uhr wieder in meine Schule. Nüchtern können wir heute nicht bleiben. Das Fleisch müssen wir für heute Abend aufheben, es wird bis zwei Uhr nicht mehr gar. Es hilft nichts, wir müssen uns einen Eierkuchen erlauben.“

„Aber den laß mich machen,“ rief Ernestine, „setze Dich ruhig hin und raste, denn Du bist ermüdet.“

„O, Dich soll ich ihn machen lassen?“ fragte Gretchen, „das wäre schön, wenn Du ihn auch noch verdirbst, dann haben wir gar nichts mehr zu essen, denn sieh“ — sie zog die Mehlschublade auf, „wir

haben gerade noch Mehl für einen einzigen Eierkuchen, „entrönne dieser kraftlos meinen Händen, ich hätte keinen zweiten zu versenden," sagt Schiller."

„Gretchen," bat Ernestine, „ich verderbe ihn gewiß nicht, ich möchte so gerne meine Ehre vor Dir herstellen, laß mich's nur versuchen."

„Liebste, beste Ernestine," klagte Gretchen, „glaub' mir nur, zum Experimentiren reicht es nicht mehr bei uns. So lange wir noch Geld hatten, kam es mir auf ein verpfuschtes Gericht mehr oder weniger gewiß nicht an, aber jetzt müssen wir jeden Groschen zusammenhalten, es geht nicht anders." Und dabei rührte sie die Eier ein und Ernestine beeilte sich, Holz nachzulegen.

„Laß das nur," rief Gretchen, „wenn Du etwas thun willst, so mach' den Salat an, wir haben noch ein Köpfchen Endivien dort im Korbe, aber spute Dich, denn der Eierkuchen ist gleich fertig."

Ernestine schickte sich an, so schnell sie konnte, den Salat zu waschen und zu schneiden, sie wollte doch auch etwas thun.

Plötzlich hörte Gretchen, die mit der Pfanne am Heerde stand, einen leisen Ausruf des Schreckens und als sie sich umwendete, sah sie Ernestinen in größter

Bestürzung mit der Oelflasche vor dem Salat. „Was hast Du denn gemacht,“ rief Gretchen und eilte herbei, „Du wirst Dich doch nicht in der Flasche vergriffen haben?“ Sie roch an dem Salat und schlug die Hände zusammen: „Ei, du grundgütiger Himmel, sie hat richtig das Petroleum erwischt! Was fangen wir an? Nun können wir heute Abend im Finstern sitzen, der Wochenvorrath ist erschöpft! Schade um den schönen Salat und das schöne Petroleum, jedes an sich so werthvoll, aber Beides zusammen ganz unbrauchbar! Gute Ernestine, jetzt fordere aber auch nicht mehr, daß ich Dich heute in der Küche lasse, Du hast nun einmal einen Unglückstag.“ Sie band ihr mit komischem Pathos die Küchenschürze ab. „Ich entkleide Dich hiermit feierlich Deiner Würde. Du hast Dich heute nicht werth gezeigt, dieses Ornat zu tragen, geh' in das Zimmer und warte dort ruhig, bis ich den Eierkuchen bringe.“ Damit schob sie Ernestine zur Thür hinaus.

Als sie zu ihr hineinkam, fand sie Ernestine mit roth geweinten Augen über einer Handarbeit sitzend. „Schätzchen,“ sagte sie, „ich glaube gar, Du weinst, das wäre noch schöner, wegen einer solchen Kleinigkeit! Sieh' mal, ich muß doch ein wenig genau mit Dir

sein, Du lernst mir ja sonst nie sparen und auf die Dinge achten. Ernestinchen, bist Du mir böse, weil ich Dich schalt? Geh, das war ja doch nur Scherz."

„Wie könnte ich Dir zürnen, Dir! Ueber mich selbst weine ich, weil ich zu gar nichts auf der Welt nütze bin! Wenn ich Dich, Du Engel, nicht hätte, was würde denn aus mir? Kein Kind von acht Jahren kann unbeholfener und ungeschickter sein, als ich. Wer hätte die Geduld mir mir, die Du treues Herz mit mir hast? Denkst Du denn, solch' ein Gefühl sei nicht niederdrückend? Seit den zwei Monaten, wo meine Baarschaft zu Ende ist, ernährst Du mich mit schwerer redlicher Arbeit und ich kann nichts dafür thun, als unser kleines Mittagsmahl bereiten, während Du im Institut bist — aber selbst das gelingt mir nicht einmal! Es ist eine Schande! Die complicirtesten chemischen Mischungen habe ich gemacht und sollte keine gute Suppe kochen können? Die größten Schwierigkeiten habe ich überwunden und sollte einer so geringfügigen Aufgabe nicht gewachsen sein? Nein, das darf nicht so fortgehen. Ich verspreche Dir, ich will mich von heute an zusammen nehmen und Du sollst nicht mehr fasten müssen, wenn Du aus der Schule kommst."

„Ach liebe Ernestine. Ich glaube nicht, daß Du diese Sachen je ganz lernst, Du bist eben zu groß zu solchen Dingen,“ meinte Gretchen.

„Das wäre eine schöne Größe,“ erwiderte Ernestine, „die das Kleine nicht zu vollbringen vermöchte, wo es Noth thut! Mich hat stets das Schwere gereizt und seit ich sehe, wie schwer diese Kleinigkeiten sind — reizt es mich, auch sie zu können.“

Gretchen zerschnitt den Eierkuchen und nöthigte Ernestine zu speisen: „Thu nur die Arbeit weg, das Essen wird ja ganz kalt!“

'Ernestine faltete einen Rock zusammen, an dem sie nähte: „Es geht mir doch noch gar nicht von der Hand. Hätte ich das alte Kleid lieber nicht zertrennt!“

„Ei, so konntest Du's ja nicht mehr tragen, mit dem versengten Blatt. Aber ich will Dir heute Abend helfen. Ich bin Schuld, daß Du Dich verbranntest, warum ließ ich Dich einheizen? Da ist es nicht mehr als billig, daß ich den Schaden gut machen helfe. — Aber Ernestine, Du genießt ja nichts?“

„Ich kann nicht, Du weißt, die dicken Eierkuchen bringe ich nicht hinunter. Hättest Du's nur mich bereiten lassen, ich hätte zwei aus dem Teige gemacht.“

Gretchen lachte hell auf: „Da, nun ist's ihr

wieder nicht recht — und sie hätte es viel besser gekonnt! Na, warte nur, übermorgen ist Sonntag, da bin ich zu Haus und Du kannst unter meiner Aufsicht kochen, wie Du magst. Du willst auch einen Sonntagsspaß haben, nicht wahr?"

„Ach Gretchen, — ich muß so oft an die Staatsräthin denken, wie sie mich lehren wollte, Bohnen schneiden und ich das so tief unter meiner Würde fand! Damals verstand ich sie nicht — jetzt habe ich sie verstehen gelernt!" Sie sah trübe sinnend vor sich hin.

Gretchen beobachtete kopfschüttelnd den Rest auf Ernestinens Teller: „Du Kostverächterin Du, was giebt man Dir denn nun wieder zu essen? Es ist auch ein Unglück, daß Du einen so verwöhnten Gaumen hast und Dir das Zehnte nicht schmeckt."

„O, laß mich nur, Gretchen. Ich halte es schon aus bis zum Abend, wo wir ja das Fleisch haben," versicherte Ernestine und nahm ihre Näherei wieder auf.

„Ach Gott, wenn Du mir nur erlauben wolltest, hin und wieder eine kleine Unterstützung von meinem Vormunde anzunehmen. Er ist ja so gut, er würde uns so gerne etwas geben!"

„Gretchen, was er Dir giebt, das geht mich

nichts an," sagte Ernestine streng, „aber über meine Lippen kommt kein Bissen, der mir von ihm geschenkt wäre; sowenig wie ich eines der beiden Kleider angenommen hätte, die er Dir schickte. Gretchen, es ist wohl hart von mir, denn ich zwinge Dich dadurch, mit mir zu darben, aber so Gott will," sie sprach den Namen Gottes mit mehr Ehrfurcht aus, als Andere, die ihn zu nennen gewöhnt sind — „so Gott will, wird es ja nicht mehr lange dauern. Ich werde doch endlich eine Stelle bekommen — und dann, Du armes, treues Kind, bist Du erlöst, kannst zurückkehren zu Möllner's oder wohin Du sonst willst und Dein junges Leben genießen. Ich will Dir's nur gestehen, Gretchen, ich habe vorgestern wieder an den Agenten nach Frankfurt geschrieben und ihn bestürmt, doch Alles für mich aufzubieten. Sollte sich denn in dieser großen, weiten Welt gar kein Platz für mich finden?"

Sie fädelte mühsam eine Nadel ein und nähte emsig, aber schwerfällig weiter. Ein paar große Thränen fielen ihr auf die Arbeit nieder, sie wischte sie heimlich ab, Gretchen sollte sie nicht sehen. Es sah sie auch nicht, denn es räumte die Teller weg.

„Liebe Ernestine," sagte es, als es wieder hereinkam, „ich muß nun fort, denn es hat halb Zwei

geschlagen. Nähe nicht zu lang in die Dämmerung hinein und mach' Dir keine trüben Gedanken. Es wird Dich schon Jemand haben wollen. Freilich wär's besser gewesen, wir hätten in Frankfurt leben können, statt hier heraus nach Röthelheim zu ziehen. Dann hättest Du immer gleich selbst mit den Leuten sprechen können. Aber in Frankfurt war es zu theuer und hier hatte ich doch gleich eine sichere Stelle. Ach, wenn Dich die Menschen kennten, wie ich, sie würden sich um Dich reißen. Brächte ich nur meine gute Directrice dazu, Dich einmal zu sehen, sie könnte Dir nicht widerstehen! Nun lebe wohl, Liebste, Beste, — alle guten Geister seien mit Dir, daß Du Dich nicht fürchtest im Dunkeln, denn — Du weiß ja, wir haben heute Abend kein Licht!"

„Das thut nichts, Gretchen, da werde ich recht an Vater Leonhardt denken, der hat nie Licht, uns aber geht doch wieder die Sonne auf."

„Ja wohl, Ernestine, daran halte fest: Uns geht doch wieder die Sonne auf," rief Gretchen noch unter der Thür.

„In diesem Sinne? Wer weiß?" dachte Ernestine schwermüthig.

Sie sah einen Augenblick unschlüssig nach dem

kleinen, hochbeinigen Tisch hinüber, der ihr und Gretchen als Eß- und Schreibtisch diente. Sie hätte so gerne an Walter geschrieben. Es waren schon acht Tage her, seit sie einen Brief von ihm hatte und diese harmlose, wissenschaftliche Correspondenz mit dem talentvollen, jungen Freunde war ihre einzige Freude, das einzige Band, das sie noch mit ihrem einstmaligen Beruf verknüpfte. Er gab ihr in jedem Briefe Rechenschaft über seine Fortschritte, forderte über Manches ihre Meinung zu hören und glühte stets für ihren Genius mit der gleichen Begeisterung. Sie konnte kaum der Versuchung widerstehen, so lange es noch hell war, an ihn zu schreiben, denn das Herz war ihr so voll von den wunderbaren Träumen dieses Morgens. Sie sehnte sich heraus aus der Prosa, die ihr wieder für Stunden alle Geister vertrieben hatte, wie man sich aus einer schmutzigen Umgebung sehnt.

Aber ihr Blick fiel auf das so nothwendige Kleid zurück, das fertig werden mußte: „Nein, ich war heute morgen leichtsinnig und habe geträumt statt zu kochen. Ich will heute Nachmittag gewissenhaft sein und arbeiten.“

Sie setzte sich mit einem schweren Seufzer an das Fenster — und nähte so mühsam weiter, als habe

sie mit der Nadel Worte für die Ewigkeit in eine Erzplatte zu stechen. „Uebung macht den Meister,“ so hatte sie in der Schrift gesagt, welche ihr die Aufnahme unter die Hörer der Universität in N*** verschaffen sollte. Damals ahnte sie noch nicht, welch' traurige Nutzanwendung sie einst davon zu machen haben werde. Wenn sie nur die Schrift noch besäße, dachte sie. Die war in Möllner's Händen geblieben und sie hatte versäumt, sie zurückzufordern. Was hatte er wohl damit angefangen? Sollte sie ihn darum bitten? O gewiß nicht. Er hatte ihr seit ihrer Flucht aus Hochstetten nur ein einziges Mal geschrieben und ihr später das Geld für ihr versteigertes Mobiliar geschickt, ohne ein Wort der Freundschaft, nur Geschäftssachen erörternd, die er mit einer Unbekannten ebenso verhandelt hätte! — Und welch' ein Brief war der erste nach ihrer Flucht gewesen! Sie suchte ihn hervor, sie mußte ihn einmal wieder lesen, obgleich er so oft gelesen war, daß er kaum noch zusammenhing:

„Ich verstehe Dich, Erneſtine. Ich habe es von „Dir nicht anders erwartet. Es wäre ein Unrecht „an unserer Zukunft, Deinen Gefühlen Zwang an„zuthun. — Gott wird mir auch in diesem Dilemma

„einen Ausweg zeigen! Bis dahin lebe in Frieden
„und genüge einem Stolze, den nichts zu brechen ver=
„mag, davon habe ich mich überzeugt. Ich muß es
„der Zeit überlassen, ob er sich nicht in sich selbst
„verzehrt, ob ihm die Liebe nicht allmälig die Nahrung
„entzieht. Ich werde mich gedulden, wie ich es mußte,
„seit ich Dich kenne. Du trägst eine Macht in Dir,
„die ich bei keinem Weibe vorausgesetzt, mit der ich
„erst lernen mußte, zu rechnen. Ich gönne Dir den
„Triumph, den Dir dies offene Geständniß bereitet.
„Es ist eine armselige Freude im Vergleich zu dem
„Glück, das Dir die Liebe bereiten könnte, wenn
„Du sie nicht verschmähtest. Ach, Ernestine, wenn ich
„Dich aus Deinem Elend hätte an meine Brust, an
„meinen Heerd nehmen dürfen, da wäre ich mir er=
„schienen wie ein Gott. Ein dankbares Lächeln von
„Dir wäre mein höchster Lohn gewesen. Doch Du
„willst es anders, Du willst, nachdem Du es ver=
„schmäht, mir Opfer zu bringen — nun auch keine
„Opfer von mir annehmen. Du willst Deinem Gatten
„als ebenbürtig gegenüberstehen in jeder Hinsicht,
„es ist Dir unerträglich, eines Menschen Schuldnerin
„zu sein! — Ich vergebe Dir diesen Stolz, denn er ent=
„springt im Grunde nur aus übertriebener Bescheiden=

„heit. Weil Du Dich selbst unterschätzest — weil
„Du keine Ahnung hast von dem mächtigen Reiz
„Deiner Persönlichkeit, von der beglückenden Kraft
„Deines Wesens — deshalb glaubst Du nicht, daß
„Du einen Schatz mitbringst, gegen den alle Reich-
„thümer der Welt zu Nichts verschwinden. Ich bin
„vielleicht selbst Schuld daran, ich habe in meiner
„strengen Grundsätzlichkeit manche Gelegenheit versäumt,
„wo ich Dir diesen Glauben einflößen konnte. Aber
„Ernestine, das wahrhaft demüthige Weib fragt nicht:
„wie viel empfange ich und wie viel kann ich vergel-
„ten? Es nimmt liebend hin, was ihm liebend ge-
„boten wird, und findet ein Glück darin, dem Manne,
„der ihm Alles ist, auch Alles zu verdanken! — Es
„giebt ihm, so viel es kann dafür und schmälert ihm
„nicht die edelsten Freuden: die, für sein Weib
„arbeiten und sorgen zu dürfen mit eigener Hand.
„Es trägt die Fessel der Abhängigkeit gerne, die eine
„solche Stellung ihm auferlegt, denn es empfindet sie
„nur als ein Band, durch das es um so fester mit
„dem Gatten verknüpft ist. Du kannst nicht so empfin-
„den, Ernestine, es wäre unrecht, es von Dir zu for-
„dern — und Du täuschtest Dich, wenn Du fürchte-
„test, ich würde Dich mit Gewalt zurückhalten. Gewalt

„brauchte ich nur so lange es galt, Dich einer Gefahr zu „entreißen. Aber von nun an sind Deine Wege sicher; „die Welt wird Dir, wohin Du kommst, nur eine „Schule sein und einer solchen bedarfst Du! So „lenke Deinen Schritt, wohin Du willst und erprobe „das Recht der freien Selbstbestimmung, um das Du „Dich so hartnäckig wehrtest. Ich will nichts er„zwingen, was nur beglücken kann, wenn es freiwillig „gegeben wird. Du hättest daher nicht zu fliehen „und meiner Mutter, die Dich so treu gepflegt, „nicht den Abschiedsgruß zu weigern gebraucht. Es „that ihr weh, daß Du sie so verlassen konntest, die „es so gut mit Dir vorhatte!

„Von dem, was ich gefühlt, als ich statt Deiner „die wenigen Zeilen in Deiner verlassenen Wohnung „vorfand, will ich schweigen, es gehört nicht hierher. „Du mußt die Würde Deines Geschlechtes wahren „— und bei einer so wichtigen Aufgabe kommt ein „zerstörtes Lebensglück nicht in Betracht!

„Lebe in Frieden! Und kann ich Dir in irgend „etwas förderlich sein, so gebiete über mich.

Johannes."

Sie war Gretchen ohnmächtig in die Arme gesunken nach Empfang dieses Briefes. Dann kam der

Name Möllner's nicht mehr über ihre Lippen — und es waren seitdem fast fünf Monate verstrichen. Vor sich selbst hatte sie ihn nicht erwähnt, als wenn sie einen besonderen Anlaß dazu hatte, wie soeben, wo es sich um ihre Schrift handelte. Aber auch dann strafte sie sich dafür, indem sie ihre Gedanken schnell auf etwas Anderes lenkte. Woher die Thränen kamen, die ihr dann immer über die Wangen rieselten? Die starre Hülle, die sie um ihr Herz gezogen, hatte doch irgend einen verborgenen Riß und der Schmerz sickerte durch, ohne daß sie es wußte, bis er ihr in schweren Tropfen vom Auge fiel. — Ihre steifen, kalten Hände zitterten, da sie sich mit dem Tuche abwischte. Sie würgte standhaft die Thränen hinunter, die immer reicher quollen, sie dachte, es sei nicht geweint, wenn man die Thränen hinunterschlucke, die das Herz vergießt. Sie wußte nicht, daß das ein doppelt bitteres Weinen sei!

So kam die Dämmerung mit ihren Schatten. Ernestine sah nicht mehr zur Arbeit. Sie hatte noch ein Endchen von einer Kerze und zündete es an, aber es brannte kaum eine halbe Stunde. Dann verlosch es und tiefes Dunkel umgab sie. Sie fing an, die schmalen Betten abzudecken, die an der Rück-

wand des Zimmers standen. Sie erinnerte sich dabei der guten Willmers. Es war doch edel von Möllner's, daß sie die treue Frau in ihre Dienste genommen hatten. Da war sie schon wieder mit ihren Gedanken bei ihm! Welche Schwäche! Es wurde immer dunkler in dem engen Raume. Die Scheiben begannen zu frieren und die Eisblumen glitzerten in Regenbogenfarben im Scheine eines Lämpchens, das drüben bei den Nachbarn angezündet ward. Die waren wohl reicher als Ernestine — denn die hatten doch Licht. Sie hatten freilich das Petroleum nicht an den Salat gegossen, sie hatten aber auch nicht die Schneekönigin zum Besuch gehabt! Ernestine setzte sich müde an ihr Bett und ließ den Kopf auf die Decke sinken. Es dachte sich viel besser, wenn der Körper so willenlos ruhte.

Wie elend hatte sie vor sechs Monden auf ihrem schwellenden Lager in Hochstetten gelegen. Und wie hatte sie sich um ihr Leben gesorgt. Wäre denn an diesem Leben so viel verloren gewesen? Da war es ihr, als faßte eine weiche, kräftige Hand die ihre und ein rascher, ängstlicher Athem wehte sie an. Sie kannte diesen reinen, warmen Hauch, der so oft mit theilnehmenden Fragen über ihr heißes Ge-

sicht hingeglitten war und kannte diese schwere und doch so milde Hand, die sich so oft auf ihr Herz gelegt, um seinen Schlag zu prüfen. Und sie hätte sie nur zu halten gebraucht, diese schützende, pflegende Hand, so säße sie jetzt nicht einsam im Finstern! — „O Johannes!“ rang sich's aus ihrer Brust hervor und sie streckte die Arme aus mit schmerzlicher Inbrunst. — Da stolperte etwas die Treppe herauf, das konnte nicht Gretchen sein. Es klopfte an die Thür. „Wer ist da?“ rief Ernestine erschrocken.

„Briefträger,“ ertönte von Außen eine rauhe Stimme.

„Ach, das ist eine Nachricht vom Agenten.“ Ernestine öffnete hastig.

„Vier Kreuzer!“ sagte der Mann, ihr den Brief übergebend.

Ernestine stand rathlos. „Hat er nicht frankirt? „Mein Gott — ich, ich habe nicht einen Kreuzer bei mir. Wir bekommen erst morgen wieder Geld.“ —

„Nicht einmal vier Kreuzer und kein Licht? Hm, hm! Solch' schöne Damen und keinen Kreuzer in der Tasche? Na, wissen Sie — Sie können mir's morgen zahlen. Ich gebe Ihnen schon so lange Credit.“

„Ich danke Ihnen, — Sie sind sehr freundlich!“ stammelte Ernestine in tiefster Beschämung. Soweit war sie gekommen, daß sie dem Postboten das Porto schuldig bleiben mußte.

„Haben Sie denn nicht einmal ein Licht, daß Sie mir hinunter leuchten könnten? Man bricht ja auf der steilen Treppe Hals und Bein.“

„Kommen Sie, ich führe Sie hinab. Ich kenne den Weg — und ich muß doch hinunter und meinen Brief bei einer Laterne lesen.“

„Du lieber Gott, was für eine Armuth. Gehen Sie doch zu den Hausleuten hinein, die werden Ihnen schon ein altes Stümpchen geben.“

„Nein, das will ich nicht. Es sind keine anständigen Leute da unten, ich mag mit ihnen nichts zu thun haben. Je ärmer man ist, desto stolzer muß man sein; sonst sinkt man zu tief! Sie sind ein braver Mann, Herr Bittner, Sie werden es Niemanden erzählen, wie Sie es bei mir gefunden.“

„I nu, nein! Aber geholfen sollte Ihnen doch wohl ein Bischen werden,“ meinte der Mann im Hinuntersteigen, „ich sehe ja, seit Sie hier sind, wie schwer Sie sich durchbringen. Na, mich geht's nichts an. Ich kann nur wünschen, daß was Gutes in den

Briefen steht, die ich bringe und das wünsche ich Ihnen recht von Herzen. Guten Abend!"

„Gott geb's!" sagte Ernestine und trat auf die Straße heraus, um beim Schein einer Gasflamme den Brief zu lesen. Wieder rieselte feiner Schnee herab. Die unsicher vorbeigleitenden Menschen sahen sie verwundert an. Das Blut stieg ihr vor Scham in die Stirn, aber sie konnte es nicht erwarten, den Inhalt kennen zu lernen, sie wußte ja, daß dieser Brief ihr Schicksal enthielt. Er war von dem Agenten in Frankfurt, der ihr eine Stelle verschaffen sollte, und lautete kurz und bündig:

„Mein Fräulein!

„Sie wollen von mir reinen Wein eingeschenkt „haben, wie es kommt, daß ich keine Stelle für Sie „ausfindig machen kann. Sie sollen ihn haben, denn „ich lese sehr wohl zwischen Ihren Zeilen, daß Sie „eine Lässigkeit bei mir voraussetzen, deren ich mich „noch Niemandem, aber am wenigsten Ihnen gegen„über schuldig gemacht.

„Sie, mein Fräulein, sind lediglich selbst Ur„sache, wenn es mir schwer fällt, Sie zu placiren. „Eine Dame, die in einem so unvortheilhaften Rufe „steht, wie Sie, wird kein Agent der Welt in einem

„guten Hause unterbringen können. Niemand will
„das Wohl seiner Kinder den Händen einer Erzieherin
„anvertrauen, die gegen die Religion und für die
„Frauenemancipation geschrieben hat, wie Sie. Sie
„versichern mir freilich, Sie hätten Ihren Sinn ge-
„ändert und verwürfen diese Schriften jetzt selbst.
„Aber wer wird an ein solches von der Noth abge-
„zwungenes Bekenntniß glauben? Außerdem haben
„Sie sich in Ihrer Zeitungsannonce auf den Prorec-
„tor der Universität in N*** berufen, ohne einen
„Namen zu nennen. Ich kann nur annehmen, daß
„Sie sich in der Person des Betreffenden geirrt haben,
„denn der jetzige Prorector ist ein Professor Herbert,
„der Ihnen das allerschlechteste Zeugniß giebt und
„Ihnen schon drei gute Aussichten vernichtet hat, in-
„dem er die Leute ohne Weiteres auf Ihre atheistischen
„Schriften aufmerksam machte, nach deren Lectüre
„Sie dann Keiner mehr wollte."

Ernestine ließ erschrocken die Arme sinken. Sie hatte aus Zartgefühl Möllner's Namen in den Zeitungen nicht nennen wollen — aber gar nicht bedacht, daß in diese Zeit der alljährliche Wechsel des Prorectorats fiel! Sie erinnerte sich, wie tödtlich sie Herbert verletzt habe an jenem Abend bei Möllner, wo

sie ihn ihre ganze Ueberlegenheit so siegreich fühlen ließ und sie begriff sogleich, daß beleidigte Eitelkeit nie vergiebt, daß sie sich an diesem Manne einen unversöhnlichen Feind gemacht hatte. Doch das war nur Nebensache. Wer vorwurfsfrei gelebt, dem könnte kein Feind etwas anhaben. Es war ihre Schuld, wenn Herbert durch sein Zeugniß ihre Aussichten vereitelte. Hatte er sie denn verleumdet? Hatte er nicht einfach auf die Bücher hingewiesen, die sie geschrieben? Sie hatte das Messer selbst geschliffen, das sich jetzt in der Hand dieses Menschen wider sie kehrte — sie durfte nicht ihn — nur sich selbst anklagen.

So nackt war ihr das Gespenst ihrer Vergangenheit noch nie vor Augen getreten. Da stand sie, die sich dem Kampfe mit einer Welt gewachsen gefühlt, hungernd und frierend im Schnee und las bei einer Straßenlaterne das Anathema, das die Gesellschaft über die Revolutionärin ausgesprochen. Der Lauf der allgemeinen Ordnung, dem sie sich so vermessen entgegengestemmt, war über sie weggegangen und hatte sie unter seinem eisernen Tritte begraben. Sie war nichts mehr als ein hülfloses, verlassenes Weib.

Sie war fast unfähig, weiter zu lesen. Sie hielt das Blatt in den zitternden Händen, ohne die weni-

gen Worte des Bedauerns, die der Agent noch folgen ließ, entziffern zu können. Der immer dichter fallende Schnee durchnäßte das Papier, daß die Buchstaben in einander flossen und der rauhe Wind schlug es ihr fortwährend um.

Ihre Füße waren steif vor Kälte, sie wandte sich wieder dem Hause zu und tastete sich die dunkeln Treppen hinauf. Gretchen blieb auch heute gar so lange aus. Sie sehnte sich nach ihrem Trost und Rath, nach der Nähe des einzigen fühlenden Wesens, das sie noch auf Erden besaß.

Aber was sollte denn nun werden? Sie konnte doch nicht noch länger dulden, daß dies junge frische Leben seine besten Tage und Kräfte hingab, um sie zu ernähren? Sie konnte doch nicht noch länger von der Güte dieses Kindes abhängen? Was sollte sie beginnen? Sollte sie von Thür zu Thür betteln? Wie konnte sie sich durch Arbeit ernähren, da sie keine der Geschicklichkeiten besaß, wodurch etwas zu erwerben gewesen wäre? Sie hatte in den wenigen Monaten, seit sie mit Gretchen zusammen war, nur das Nöthigste gelernt. Sie hatte ja keine Ahnung gehabt, wie schwer diese Dinge seien, die sie immer für so nichtig gehalten. — Sie war an der haarscharfen

Grenze angelangt, wo der Mensch die Würde vor sich selbst einzubüßen Gefahr läuft, wo er kämpft um's nackte Leben! Sie rang die Hände und rief in die Nacht hinaus: „Gott, Gott erbarme Dich doch und zeige mir einen Weg aus dieser Erniedrigung!"

Aber dann stieg wieder der bittere Zweifel in ihr auf: Würde er sie hören, die ihn nie gehört? Konnte er ihr verzeihen? Und sie ging ängstlich im Geiste die Schriften wieder durch, in denen sie seinen Namen gelästert und ermaß an der Größe der Beleidigung die Größe ihrer Strafe — und sie fand, daß ihr nur ihr Recht geschehen sei! „O halte ein, Gott der Gnade — halte ein und erbarme Dich der reuigen, zerknirschten Seele!" bat sie zagend wie ein Kind. Aber keine Hoffnung auf Erhörung kam in ihr Herz. O, hätte sie es damals geahnt, als sie jubelte über das Aufsehen, welches jene Schriften machten — daß diese Ehre einst ihre Schande, daß dieses Glück einst ihr Verhängniß würde! Kein Vorwurf gegen ihren Oheim war über ihre Lippen gekommen. Sie fluchte ihm nicht, als er ihr Vermögen stahl — das hatte er gesühnt mit dem Tode; was er aber nicht im Tode sühnen konnte, das war das Verbrechen an ihrer Seele, — um deswillen fluchte

sie ihm noch über das Grab hinaus! Welch glückliches Weib konnte sie werden, wenn er sie nicht nach einem Gute lüstern gemacht hätte, das kein Weib erreicht. Wieviel edle Freunde konnte sie sich gewinnen, hätte er sie nicht zur Menschenfeindin erzogen, — und nun, wo es galt, sie vor dem Elendesten, dem Hunger zu retten, war es der böse Geist seiner Lehren, der ihr noch das Stück Brod, das sie sich erwerben wollte, von den Lippen riß!

Als Gretchen endlich heimkam, fand es die stolze Gestalt zusammengekauert mit gefalteten Händen vor dem Heerde sitzen und in das Feuer starren, das sie einstweilen entzündet, um ihre nassen Füße zu wärmen und das Abendessen zu kochen.

„Was thust Du, liebe Ernestine?" fragte sie besorgt.

„Ich bete um's tägliche Brod!" erwiederte sie dumpf.

Mit tiefem Schmerz erfuhr das Mädchen die Ursache von Ernestinens Verzagtheit und Trostlosigkeit. Es begriff wohl, daß diese Unthätigkeit und Abhängigkeit für eine Natur wie Ernestine der Tod sei, daß alle die Opferfreudigkeit und Liebe, die es ihr zeigte, nicht hinreichen konnte, Ernestinen darüber zu be-

ruhigen, daß sie überhaupt einem lebenden Wesen zur Last falle. Aber es wußte keinen Rath. Das Einzige, was Ernestine thun konnte, um selbständig etwas zu erwerben, war vielleicht: Abschreiben. Aber wer brauchte in dem kleinen Städtchen einen Abschreiber? Und was sollte werden, wenn Ernestine gar nichts verdienen konnte? Sie hatten bereits vieles Entbehrliche verkaufen müssen, um das Nothwendige zu beschaffen. Das bescheidene Lehrerinnenhonorar, das man Gretchen in dem Institute bezahlte, reichte nicht allein hin, um sie auf die Länge vor noch größerem Mangel zu schützen. Gretchen konnte und wollte sich ja gerne Alles versagen, aber es konnte Ernestinen nicht leiden und darben sehen, die ohnehin der Erholung und Stärkung so dringend bedurfte! Eine Unterstützung von Möllner oder Hilsborn sollte es auch nicht annehmen, das hatte es Ernestinen in die Hand versprechen müssen. Was war zu thun?

Nach einer langen schlaflosen Nacht stand Gretchen noch vor Tage auf und da Ernestine endlich entschlummert war, nahm es Dinte und Papier in die Küche hinaus und schrieb beim ersten Morgengrauen an Hilsborn. Es schrieb lange und hastig und manche Thräne fiel auf den Brief, die Ernestine schwer auf

die Seele gefallen wäre, hätte sie sie gesehen. Es hatte ihn beendet, ehe Ernestine erwachte und seine Augen glänzten schon wieder hell, als hoffe es von diesem Briefe alles Heil.

„Gretchen," sagte Ernestine, da sich das Mädchen über sie neigte und ihr den Morgenkuß bot: „Du bist so heiter! Fühlst Du denn gar nicht die Schwere der Last, die Du an mir mit herumschleppen mußt?"

„Ach Ernestine," rief Gretchen, „So lange ich Dich noch habe, so lange freue ich mich Deiner — und wenn's auch noch so traurig um uns ist!"

Ernestine betrachtete das Mädchen sinnend: „Gretchen, in Deiner Treue und Hingebung liegt eine Größe, die ich nie gekannt, und jetzt begreif' ich, was Johannes die wahre Weiblichkeit nannte. Diese Weiblichkeit, die mir Dein Vater nahm, — Du, sein Kind — giebst sie mir wieder; wieviel Du auch für mich gethan, das ist das Höchste und damit hast Du ein reiches Theil von seiner Schuld gesühnt."

Gretchen athmete auf: „Ach, mein' ich doch bei diesem Wort, es stiegen alle Engel zu mir nieder und sprächen: Du hast Gnade für Deinen Vater erwirkt! Ernestine, Du stehst im Bund mit höheren Mächten,

sonst könntest Du nicht solchen Himmelstrost in ein so schwer bedrängtes Kindesherz gießen! Wahrlich, wahrlich, wenn Dein ernstes Auge so freundlich auf mich blickt, ist mir's wie eine Erlösung für die arme Seele meines Vaters. Was könnte ich für Dich thun, das diese Wohlthat aufwöge?"

Siebentes Capitel.

Die dritte Macht.

„Was die Faust nicht thut, das thut der Geist, was der Geist nicht thut, das thut die Liebe! so meinte er,“ sagte Ernestine. Ihre Gedanken waren unwillkürlich wieder zu Johannes geschweift. „Ich wollte, ich dürfte dem Herrn Pfarrer seine Predigten schreiben, statt sie abzuschreiben, welch schöner Text wäre das.“ Sie hatte diese Worte über den Tisch hinüber gesprochen, wo Gretchen mit Anfertigung des neuen Kleides beschäftigt war, das ihr Hilsborn geschickt hatte.

„Hast Du ihm denn den Vorschlag nicht gemacht?“ fragte Gretchen scherzend.

„Wenn er nicht so eitel wäre, würde ich es allerdings thun. So aber würde es ihn wohl beleidigen.“

„Das denk' ich auch!“ lachte Gretchen.

„Ist es nicht eine Ironie des Schicksals,“ sagte

Ernestine und schnitt sich eine Feder: „daß ich, die fast ihr ganzes Leben durch keine Predigt anhörte — nun solche abschreiben muß, um mir mein Leben zu fristen? Nein — es ist keine Ironie“ — fügte sie ernst hinzu, „auch das ist nur eine Gerechtigkeit!“

Sie ließ die Feder wieder emsig über das Papier fliegen. Nach einer langen Pause richtete sie sich auf und holte tief Athem: „O Gott, ich habe Alles gelernt, entsagen und beten — aber das Schwerste blieb mir noch zu lernen: die Geduld!“

„Es ist aber auch eine entsetzliche Geduldsprobe für einen Geist wie der Deine, die Gedanken eines Anderen nachschreiben zu müssen,“ meinte Gretchen.

„Ach, wären es nur Gedanken, aber es sind ja nichts als leere Worte. Und ich darf sie nicht einmal verbessern! O, es ist in Wahrheit geisttödtend.“ Sie schrieb weiter. Plötzlich hob sie den Kopf: „Die Religion sollte wenigstens in den Händen der Frauen sein, wenn man ihnen auch Wissenschaft und Politik verschließt. Die Religion ist Sache des Gefühls und das Gefühl ist Sache der Frau. Die Demuth, die Ergebung und Opferfähigkeit, die das Christenthum fordert, sie wurzelt im weiblichen Herzen und ein weiblicher Mund würde sie beredter lehren, als ein

männlicher. Warum soll die Zunge der Frau nicht würdig sein, das Wort Gottes zu verkünden? Warum?" Sie unterdrückte einen Seufzer. „Ach, da ergreift mich wieder der alte Zorn! Doch ich will schweigen, so selbständige Gedanken passen sich nicht für einen Abschreiber!" Sie wollte fortarbeiten, aber sie war roth vor Entrüstung und die Thränen stürzten ihr aus den Augen: „Ach, Gretchen, ich werde ihn nie verwinden, er kocht immer neu auf, der Schmerz um unser verfehmtes Geschlecht. Es ist und bleibt so, — jede Gedankenberührung trifft einen wunden Fleck in meiner Seele!"

Gretchen legte ihr die Hand auf die Schulter: „Liebe Ernestine, wir wollen später über das unglückliche Thema sprechen. Jetzt bedenke, daß der Herr Pfarrer die Abschrift auf vier Uhr bestellt hat."

„Du hast Recht — ich will sie fertig machen!" sagte Ernestine und tauchte die Feder ein. „Nein, den Unsinn kann ich nicht stehen lassen!" rief sie nach einer Weile. „Der Mann will die Predigten drucken lassen, er muß mir dankbar sein, wenn ich die gröbsten Fehler ausmerze."

„Ernestine, nimm Dich in Acht, er könnte es Dir übel nehmen!" warnte Gretchen.

„O nein, die paar Worte darf ich schon ändern. Was durch meine Hände geht, soll auch so viel als möglich gereinigt daraus hervorgehen.“

Gretchen schüttelte den Kopf.

Ernestine vollendete die Abschrift. Nach einer halben Stunde war sie fertig und schickte sich an, sie zu dem Geistlichen zu bringen.

Die Tage begannen länger zu werden. Obgleich es schon vier Uhr sein mußte, schien doch die Wintersonne freundlich herein und von dem Dachvorsprung unter den Mansardenfenstern rieselten Bäche geschmolzenen Schnees herab.

„Kommst Du bald wieder?“ rief Gretchen Ernestinen nach, als sie ging.

„Sogleich!“ erwiederte diese und schritt mit ihrem Packet Schriften unter dem Arm zur Thür hinaus.

Gretchen blieb allein zurück.

Nach Verlauf einer halben Stunde schallte ein fester Schritt die Treppe herauf. Gretchen horchte hoch auf, ihr Herz schlug in froher Erwartung — wer kam so plötzlich in ihr einsames Versteck?

Es blieb ihr nicht lange Zeit zum Nachdenken, denn schon pochte es kräftig an die Thür — „Herein!“

rief Gretchen und „Jesus — er ist's!" im selben Augenblick.

Möllner's imposante Gestalt stand unter der niederen Thür.

„Ich hab's gewußt, daß Sie kommen, ich hätte Sie schon eher nach meinem Briefe an Hilsborn erwartet. Gott grüße Sie!" rief das Mädchen und zog ihn in's Zimmer. Johannes schüttelte ihre beiden kleinen Hände. War es vom Treppensteigen oder von innerer Bewegung? Er war unfähig, ein Wort zu sprechen. Gretchen nahm ihm Hut und Mantel ab, er ließ es geschehen, er sah sich nur stumm in dem ärmlichen Gemach um und ein tief mitleidiges „Lieber Gott" — entrang sich seinen Lippen.

Gretchen verstand ihn. Sie ließ ihm Zeit, Athem zu schöpfen.

Endlich fragte er: „Wo ist sie?"

„Sie ist zum Pfarrer gegangen, Abschriften hinzutragen. Er giebt ihr aus Erbarmen seine Predigten zum copiren. Doch sie muß bald zurückkommen. Erschrecken Sie aber nicht, denn sie sieht elender aus als je. Wir haben in der letzten Zeit gar zu schlecht gelebt."

Johannes faßte Gretchens Hand: „Gretchen,

können Sie mich nicht verbergen, ich fühl's, ich habe die Ruhe noch nicht, ihr entgegenzutreten. Ich muß mich erst sammeln."

„Ja, kommen Sie nur in die Küche. Es ist auch für Ernestinen gut, wenn ich sie erst vorbereite, sie ist gar schwach und man muß vorsichtig mit ihr sein."

Gretchen führte Johannes in das kalte dumpfe Gelaß, welches sie Küche nannte. „Sehen Sie, da hat das arme Geschöpf seit fünf Monaten unser dürftiges Mittagsbrod gekocht, und geweint, wenn es was verdarb. O — hätten Sie diese stolze Ernestine sich quälen, mühen und darben sehen, wie ich — Sie hätten es nicht so lange ausgehalten, Sie hätten dem Jammer früher ein Ende gemacht."

„Wohl mir, daß ich es nicht sah — ich wäre schwach gewesen und hätte vielleicht Alles durch eine Uebereilung verdorben."

„Ach verzeihen Sie mir, aber ich meine doch — Sie sind ein recht harter Mann. Mein Hilsborn hätte mich nicht so lange in der Noth gelassen, wenn er's ändern gekonnt!"

„Das mag wohl sein, Gretchen. Aber glauben Sie mir — Ernestine muß anders behandelt werden,

als Sie. Ein so gewaltiger Charakter wie Ernestine brauchte den Kampf mit dem Leben, um sich naturgemäß zu entwickeln. Es wäre eine thörichte Schwäche gewesen, ihn ihr zu ersparen — und wer weiß, ob sie selbst es mir noch jetzt nicht unmöglich macht, ihn abzukürzen."

„O nein, wenn Sie Ernestinen sehen, so werden Sie fühlen, daß es die höchste Zeit war, sie aufzurichten, denn seit dem letzten Fehlschlagen all ihrer Versuche, eine Stelle zu erhalten, ist sie gebrochen. — Wenn es noch länger dauerte, würde ihr Gemüth verbittert und ihre Gesundheit hält auch nicht mehr viel aus!"

Johannes warf sich auf den hölzernen Stuhl am Fenster, wo Ernestine inmitten aller Prosa ihren poetischen Träumen nachgehangen hatte: „Hier ist ein Brief an Sie, Gretchen, Hilsborn hofft sicher, Sie nun bald in seinen Armen zu halten, er hätte mich gerne begleitet, aber er kann mitten im Semester nicht fort."

„Der engelsgute Mann," sagte Gretchen und drückte den Brief an die Lippen. „Er weiß es nicht, wie ich mich nach ihm sehne — und doch darf ich Ernestine nicht verlassen, bevor sie geborgen ist!"

„Sie sind ein edles Kind, Gretchen! Und wenn Ernestine ahnte, was Sie ihr opfern, sie würde es nimmer dulden, daß —" er hielt inne, heiße Röthe überzog sein Gesicht, er begann merklich zu zittern, selbst seine bärtigen Lippen bebten, als er flüsterte: „Das ist sie, — sie kommt die Treppe herauf! Um Gottes willen, Gretchen, gönnen Sie mir Zeit, mich zu fassen."

„Ich will ihr entgegen gehen, damit sie nicht hereintritt," sagte Gretchen.

Johannes zog ein Buch hervor: „Hier, da — legen Sie ihr dies auf den Tisch. Es ist mir endlich gelungen, noch ein Exemplar von der vergriffenen Ausgabe der Märchen Andersen's zu bekommen, die ich ihr einst geschenkt und die sie verbrannte. Es wird sie in freundlicher Weise auf meinen Anblick vorbereiten."

„Gut, gut!" Gretchen eilte mit dem Buche hinaus und legte es in Ernestinens Arbeitskorb. Doch sie erschrack, als sie die Erwartete eintreten sah. Die schöne Gestalt bebte, die großen Augen flammten und dunkle Schatten lagen auf dem bleichen Gesicht.

„Was ist Dir, Ernestine?" fragte Gretchen.

Ernestine warf Hut und Mantel ab, rang die

Hände und schritt im Zimmer auf und nieder. „Auch das hin, auch das!“

„Was denn, Ernestine, was?“

„Der Pfarrer hat mir die Abschrift seiner Predigten entzogen, — weil ich mir seine Fehler zu corrigiren erlaubt.“

„Ach, ist es nur das?“ rief Gretchen sehr erleichtert.

„Nur das?“ sagte Ernestine bitter. „So fragst Du, gutes Geschöpf, weil Du kein Unglück darin siehst, mich von nun an wieder ganz allein ernähren zu müssen mit Deinem unermüdlichen Fleiße. Du kannst wohl sagen: „Nur das? Ernestine bildete sich ein, die Erste und der Stolz ihres Geschlechtes sein zu können — jetzt ist sie nur eine Bettlerin, — nur der Gnade guter Menschen anheimgegeben — nur brauchbar, die Dienste einer Magd zu thun und diese nur sehr schlecht! Was kommt denn darauf an, wenn ein Mensch nur den Glauben an sich, nur die Würde vor sich selbst verliert? O nur das!“

Gretchen streichelte ihr die Wangen. Es lächelte — wie konnte es lächeln in diesem Augenblick? „Ach, Ernestine, warum mußtest Du den guten Möllner abweisen, als er das erste Mal um Dich warb! Ich begreife es nicht, wie man solch einen Mann nicht

auf den ersten Blick lieben kann. Wenn Du nur nicht einmal zu spät erkennst, was Du verscherzt."

„Gretchen," sagte Ernestine und sah sie mit einem großen Blick an: „Was ich verscherzte, ich weiß es längst! Der Hochmuth hat sich längst gerächt, mit dem ich ihn von mir wies, weil ich ihm nicht mein männlich' Streben opfern wollte. — Sieh, Gretchen, wir träumen oft — wir flögen, eine innere Schwungkraft trüge uns so hoch, daß uns schwindelt und unsägliche Angst uns befällt, wir würden der Erde entrückt und gingen verloren im Leeren. Aber jene geheimnißvolle Kraft ist stärker, als wir, und reißt uns höher und höher. Immer schweigender dehnt sich um uns der unendliche Raum, immer mehr verwirrt uns der Schwindel. Da endlich verlieren wir das Gleichgewicht, wir stürzen jählings hinab und erwachen. —

Gretchen, ein solcher Traum war das Symbol meines Lebens. So hatte mich mein Ehrgeiz auf eine Höhe geführt, aus der ich mich nicht zurückfand, in der ich mich nicht erhalten konnte — und so stürzte ich herab, als ich das Gleichgewicht verlor. Aber statt des Abgrundes empfingen mich weiche Arme und sicher geborgen erwachte ich zu einer trauten

Wirklichkeit. Doch in der ersten Verwirrung hielt ich die Arme, die mich tragen wollten, für Fesseln, ich stieß sie von mir und nun lieg' ich gebrochen, verzweifelnd am Boden!" Sie warf den Kopf mit verhülltem Gesicht auf den Tisch.

Gretchen holte leise das Buch aus dem Korb, in den sie es gelegt. Es fand ein Zeichen darin und begriff sogleich, daß Johannes etwas damit bezweckt haben mußte. Es schlug die bezeichnete Seite auf und legte es schweigend vor Ernestine hin.

Diese hob endlich den Kopf, ihre Augen fielen zerstreut darauf, sie schaute und schaute, als könne sie nicht fassen, was sie sah. Sie griff sich nach der Stirn, träumte sie denn? Das war ja ihr altes geliebtes Buch — das war der Schwan, den sie verbrannt. „Allmächtiger Gott," schrie sie zwischen Lachen und Weinen: „Stehen denn die Todten wieder auf? Mein Schwan! — Wer brachte mir das? O — ihr Träume meiner Kindheit — wer bringt euch mir wieder?"

Sie sank auf die Knie nieder und legte das thränenfeuchte Antlitz auf das Buch. — Es ward Nacht um sie her. Vor ihr auf dem Tische brannte die Lampe und unweit lag ihr Vater im Bette und

schlummerte röchelnd. Sie las das Märchen vom häßlichen Entlein und über ihrem Haupte rauschten leise die Schwanesfittige, in ihren Locken zitterten noch die Blättchen der Eiche, von der sie der Jüngling herabgeholt aus Todesgefahr, der schöne, der wonnige Jüngling! Und dann erwachte der Vater und schickte sie zum Oheim hinauf. Das Fernglas war eingestellt und sie blickte hindurch, schmachtend nach einem Frieden, dessen Seligkeit sie ahnte, ohne ihn gewinnen zu können, von einer Sehnsucht voll, die sie hinauf tragen wollte zu den fernen Welten, die da oben so still durch die Unendlichkeit gleiten. Jetzt wußte sie, was sie so heiß im All suchte, — es war die Liebe! Aber da oben war sie nicht, wo war sie? Da stand sie plötzlich auf dem Hügel in ihrem Garten, und die treue Seejungfrau schwebte in Gestalt einer Abendwolke an ihr vorüber und eine tiefe weiche Stimme sagte: „Armer Schwan!“ Da, ja da war es, was sie suchte!

„Armer Schwan!“ tönte es ihr aber nun wirklich in die Ohren und sie stieß einen Schrei aus und floh in unbeschreiblichem Schrecken, sie lief fort — weit, immer weiter, das Zimmer dehnte sich zu einem unermeßlichen Raum, den sie durcheilen sollte, und

doch kam sie nicht von der Stelle, wie sie auch lief und hastete, immer war und blieb sie auf demselben Fleck, bis sie sich stürzen fühlte, aber nicht tief, — zwei Arme fingen sie auf — und jetzt kam Ruhe über sie, — wunderbare Ruhe.

„Soll ich Wasser holen?" fragte Gretchen.

„O nein, gönnen Sie mir den einzigen Augenblick," sagte Johannes und schmiegte die leblose Gestalt fest an sich: „Wer weiß, ob sie sich beim Erwachen nicht aus meinen Armen reißt."

„Sie hätten sie auch nicht so plötzlich anreden sollen," meinte Gretchen.

Da schlug Ernestine die Augen auf. Ein langes staunendes Anschauen und Besinnen, ein tiefes Athemschöpfen. Noch eine Secunde und sie machte sich aus der Umarmung los, in der sie so selig geruht.

„Nun — habe ich sie gekannt?" flüsterte Johannes Gretchen zu.

„Du hast mich so überrascht, Johannes, ich war schwach — ich muß mich vor dir schämen," sagte sie, mühsam nach Fassung ringend.

„Schämen müßtest Du Dich, wenn Du in diesem Augenblick das sein könntest, was Du stark nennst!"

erwiderte Johannes. Er winkte Gretchen, es verstand ihn und ging hinaus.

Johannes sah Ernestinen lange und innig in die Augen: „Laß mich noch ein ernstes — letztes Wort mit dir sprechen, liebe Seele! — Ich weiß, es ist eine andere Ernestine, die ich soeben in den Armen hielt, als die, welche mich vor fast einem halben Jahre verließ — das habe ich gefühlt an dem Pochen deines Herzens. Aber fürchte nichts — ich komme nicht, um Deine Hilflosigkeit zu meinem Vortheil auszubeuten, nicht um Dich zu einem Entschlusse zu bewegen, der, wie es jetzt um Dich steht, das entwerthende Gepräge der Nothwendigkeit trüge. Ich begreife Dich ganz. Du bist eine jener großen, wunderbar organisirten Naturen, die keinen Zwang von außen dulden, deren Handeln sich frei aus ihnen selbst entwickeln muß. Solche Wesen durch Gewalt zu beeinflussen, wäre ein so nutzloses Beginnen, wie wenn wir eine Rose dadurch zum Blühen bringen wollten, daß wir ihre Knospe aufbrächen; wir würden sie nur zerpflücken, nicht entfalten. — Deshalb war ich bestrebt, Dir wiederzugeben, was Dir so nothwendig ist, wie Luft und Licht: die Unabhängigkeit! Du warfst mir einst Eigenmächtigkeit und Selbstsucht vor, — Du

sollst Dich überzeugen, daß Du mir hierin wenigstens Unrecht gethan! Es ist mir gelungen“ — er zog ein Papier aus der Brusttasche — „Dir durch meinen Freund und Collegen Brenter in Petersburg eine Stelle zu verschaffen und zwar als Lehrerin der Naturwissenschaften an der dortigen berühmten Bildungsanstalt für Erzieherinnen. Die Stelle ist in jeder Hinsicht eine glänzende und war bisher immer nur von Männern besetzt. Ueber Deine Zeit hast Du mit Ausnahme der wenigen Unterrichtsstunden vollständig zu verfügen, Deine Studien kannst Du im größten Umfang fortsetzen, meine Empfehlungen werden Dich in die wissenschaftlichen Kreise Petersburgs einführen. Dein Leben wird all den Anforderungen entsprechen, die Dein Ehrgeiz früher stellte. Du hast eine würdige Gelegenheit, Dein Brod selbst zu verdienen und Dir sogar früher oder später das zu erringen, was Dir als das höchste Ziel erschien: die Doctorwürde, denn die russischen Universitäten sind in dieser Hinsicht nicht so streng, wie die deutschen. Hier der Brief Brenters. Du siehst, ich habe Dich unabhängig von jeder, auch von meiner Hülfe gemacht. Ich habe Dir aber auch dadurch die Möglichkeit gegeben, mir ein Opfer zu bringen, und zwar ein großes! Du läufst nun nicht

mehr Gefahr, durch Annahme meiner Hand in den Verdacht zu kommen, es sei Dein Entschluß kein freier und Deine Liebe nur Furcht vor dem Elend. Wenn Du mich jetzt erwählst, so giebst Du eine glänzende Aussicht für mich hin. Ich werde Dich zu nichts überreden. Jetzt bist Du frei, zu wählen: Willst Du von mir gehen, so sind Dir die Thore einer großen Zukunft erschlossen und die Pforten meines Herzens und meines bescheidenen Hauses stehen Dir offen, wenn Du die Meine werden willst, ich kann nichts weiter sagen mehr als: wähle!"

„Das, das hast Du für mich gethan!" sprach Ernestine, an allen Gliedern zitternd. „So hast Du mich verstanden und meinen Stolz geehrt! — So zart und doch so entschlossen handeltest Du für mich? O welches Wort, welche That wäre groß genug, Dir zu danken?"

„Wie Du mir danken sollst? Ernestine, frage Dein eigenes Herz!"

„Ich will nicht nur auf mein Herz hören, ich will thun, was mich einer solchen Liebe am würdigsten macht. O, wozu soll, wozu darf ich mich denn nun entschließen?"

„Ich will es Dir sagen, wenn Du's nicht weißt,

zum letzten Male will ich es Dir sagen: Der wahre Stolz ist es, wenn Du einsiehst, daß Du mir nichts Kostbareres geben kannst, als Dich selbst, daß äußerer Reichthum und äußere Ehren nicht Deinen Werth zu erhöhen vermöchten. Die wahre Demuth ist es, wenn Du aus der Hand des Mannes, der Dir sein Leben hingiebt, auch das Geschick des Deinen fraglos empfangen wolltest. Groß magst Du handeln, wenn Du von mir gehst, aber nicht weiblich, und was ist eine solche Größe, auf Kosten des Herzens geübt? Eine vereinzelte That, die Dich im gewaltigen Anlauf mit hinausreißt über die schützenden Grenzen Deines Geschlechts, in eine Sphäre, in der Du Dich nicht behaupten kannst. Gieb ihn auf, den falschen Stolz, der das Ruhmvolle immer in dem sucht, was wider die weibliche Natur ist, und erkenne, daß Du nichts Größeres thun kannst, als einen Menschen so zu beglücken, wie Du mich beglücken würdest, wärst Du, wie Gott Dich gewollt, ein liebendes, ein ächtes Weib!“ er brach ab. „Doch wiederhol' ich es, Du hast die Wahl!“

„Die Wahl, — bleibt mir da noch eine Wahl?“ rief Ernestine mit strahlendem Blicke. „Soll ich noch jetzt heucheln und ein Gefühl verbergen, dessen ich

längst kaum mehr Meister ward? Was ist Gelehrsamkeit und Ruhm, was der Glanz der Stellung, die Du mir geboten, gegen das Glück, das mich jetzt durchströmt? Ich werfe sie hin mit all dem falschen Stolz — und wähle Dich, Johannes!" Sie sank an seine Brust.

Er umschlang sie wie träumend. Ihr keuscher Mund war ihm zugewandt. Er drückte seine Lippen auf die ihren, fester und fester, ohne Athem zu schöpfen, als wolle er mit einem einzigen Kuß auf sie überströmen alle Inbrunst, alles seit Monaten zurückgedämmte Verlangen seines Herzens.

Sie zitterte wie die kaum erschlossene Blume im ersten Gewitterregen und dennoch war ihr so wohl wie damals, wo sie sich als ein muthiges Kind mit dem verwandten titanischen Geiste maß, der aus dem bewegten Elemente sie überdrang. Sie erkannte jetzt plötzlich, daß die Liebe keine Schwäche, sondern eine Kraft — und daß es göttlich sei, diese Kraft zu bethätigen. Endlich hob sie den Kopf und sah ihm mit feuchtem Blick in die Augen: „Johannes, Du großer, Du bester Mann, vergieb, vergieb all mein Irren und Fehlen! Ach, ich habe es ja längst bereut!"

Johannes betrachtete sie in tiefer Rührung.

„Meine Ernestine, hast Du sie endlich erkannt die dritte Macht, von der ich Dir einst sprach?“

„Ja, ja, ich erkenne sie und ich beuge mich ihr!“ Sie faltete verklärten Angesichts die Hände. „O Geist der Liebe, zieh ein in mein Herz und lehre mich, dieses Mannes würdig zu sein.“

* * *

Das war eine Doppelhochzeit, wie die Stadt N*** noch keine sah! Möllner und Ernestine, Hilsborn und Gretchen wurden an einem Tage getraut. Die ganze Stadt hatte sich vor dem stillen Professoren-Hause versammelt, um die endlose Zahl der Gäste aussteigen zu sehen, welche die Brautpaare in die Kirche geleiten sollten.

„Das ist eine von den Brautjungfern, aber eine alte!“ flüsterten die Leute, als Elsa mit ihrem Bruder ausstieg.

„Und das ist wieder eine, aber eine ganz kleine,“ hieß es. Ein hübscher junger Mann hob ein reizendes braunäugiges Kind aus dem Wagen. Es war gar schön weiß und rosa angethan und trug einen großen Strauß in der Hand.

„Ach, aber es hat nur einen Arm!“ wisperte

man wieder, als es mit seinem freundlichen Cavalier durch die Reihen der Neugierigen trippelte.

Die beiden ungleichen Brautjungfern stiegen hintereinander die Treppen zwischen Blumengewinden und hohen Topfgewächsen hinan. Die Thüren des großen Saales waren geöffnet und eine dichte Schaar drängte sich darin hin und her. Die Vertreter sämmtlicher Fakultäten, viele Patienten Hilsborns, eine Menge von angesehenen Familien der Stadt N*** waren schon im höchsten Staate versammelt. Man hatte sich zwar anfangs gar nicht von seinem Staunen erholen können, daß Möllner nun doch die Hartwich heirathe, aber endlich mußte man sich wohl beruhigen, denn Möllner war am Ende immer ein Mann, der wußte, was er that. Und wer noch gar zur Hochzeit geladen ward, der erklärte sich schon deshalb mit der Parthie einverstanden!

Selbst Elsa war dadurch einigermaßen versöhnt, daß Möllner sie zur Brautjungfer auserkoren hatte. „Es ist auch schön, Brautjungfer zu sein," hatte sie noch am Morgen zu ihrer Schwägerin gesagt. „Es wird mir das Herz brechen, aber ich grolle nicht! Ich werde dahin welken, wie die Blüthe, die Zephyre vom Baume schüttelten, bevor sie zur Frucht reifen

konnte. O nein, ich grolle nicht, ich theile das Loos von Millionen meiner Schwestern. Die Blüthe ist nicht zu beklagen, die in jungfräulicher Reine den sanften Tod der Unschuld stirbt; der nur ist zu beklagen, der achtlos über sie hinwegschreitet, ohne die Süßigkeit der Frucht zu ahnen, die sie ihm hätte bringen können.“ Sie dachte nicht, daß der poetische Tod, von dem sie träumte, ihr noch lange nicht beschieden war, und daß sie einst in späten Jahren als stets gern gesehene „Tante Elsa“ in Möllners Hause aus- und eingehen und einer kleinen aufmerksamen Schaar anmuthige Geschichten erzählen werde von den Elfen, Nixen und Heublümlein, mit denen sie in ihrer Jugend so sinnig verkehrte. — So hatte sie sich denn mit einem meergrünen Tarlatankleide und einem Kranz von Pfirsichblüthen geschmückt. Um den schlanken Leib hatte sie eine endlose schmale Schärpe von weißem Atlas geschlungen. Es mochten wohl Viele reicher angethan sein, meinte sie, aber gewiß Niemand so *sinnreich* und poetisch.

Ihr Bruder war jedoch in einer fürchterlichen Stimmung, als er den schwarzen Frack anzog, in dem er vor bald einem Jahre der Gräfin Worronska so erfolglos gehuldigt. Denn er hatte an diesem Morgen

die Nachricht bekommen, daß die schöne Frau bei einem Wettrennen in Petersburg das Leben verloren und der Schmerz, der ihn um das immer noch geliebte Weib erfaßte, war um so verzehrender, je tiefer er ihn verbergen mußte. — So traten Elsa und Herbert, Walter und Käthchen unter den verschiedensten Empfindungen durch die breite Flügelthür ein und wurden von der Staatsräthin, Möllner und Hilsborn empfangen.

Es war trotz der vielen Leute eine feierliche Stille im Saale, denn man erwartete die beiden Bräute, die jeden Augenblick eintreten mußten.

Wer hat nicht den leisen Schauer empfunden, mit dem wir eine Braut aus ihrem jungfräulichen Gemach hervorkommen sehen, um den wichtigsten Schritt des Lebens zu thun, — den vor den Altar? Niemand wandte mehr ein Auge von der Thür des Seitenzimmers. — Jetzt ward sie geöffnet.

Johannes, an der Seite seiner Mutter, und Hilsborn neben Heim stellten sich ihr gegenüber, die Gäste zogen sich ehrerbietig an die Wand zurück, ein großer Raum blieb frei.

Langsamen Schrittes, in den wallenden Schleier, wie in eine weiße Wolke, gehüllt, das schöne Haupt gesenkt unter der Myrthenkrone, trat Ernestine ein.

Die dunklen Wimpern waren niedergeschlagen und von der hohen Stirn leuchtete der ganze Adel zu vollem Bewußtsein gekommener Weiblichkeit und Liebe. Sie blieb stehen, verwirrt, befangen vom Anblick so vieler Menschen, die sie bewundernd anstarrten und hörbar flüsterten: „Welch eine schöne Braut!“ Ganz gegen Brauch und Sitte, nur der Eingebung des überströmenden Herzens folgend, eilte ihr Johannes entgegen und überwältigt sank er vor der hehren Erscheinung auf die Knie.

„Mein Schwan,“ flüsterte er, „jetzt hast Du Dein Gefieder entfaltet!“

Ernestine neigte sich über ihn und er fühlte ihre Thränen auf sein Haupt fallen.

„Johannes,“ sagte sie leise, „ich will Dir's nur bekennen, ich habe Dich geliebt, seit Du mir vor nun bald dreizehn Jahren die Verheißung von dem Schwane brachtest, und habe es doch nicht begriffen, daß nur Du es warst, durch den sie sich erfüllen konnte!“

„So liebtest Du mich schon als Kind und hast mich doch so lange hingehalten und gequält? O Ernestine, welche Strafen giebt es denn für solch eine Sünde?“

Ernestine sah ihn mit unbeschreiblicher Liebe an.

„Nur eine, mein Freund, aber sie ist hart genug: die Reue über die verlorene Zeit."

„Amen, meine Tochter!" sagte die Staatsräthin und küßte Ernestine auf die Stirn.

Zögernd und schüchtern war die zweite liebliche Erscheinung Ernestinen gefolgt: Gretchen, mit glühenden Wangen und seligem Lächeln. Hilsborn ging ihr mit seinem Brautvater entgegen, Heim zog sie väterlich warm an seine Brust.

Hinter ihr trat Angelika ein und die treue Willmers, welche die Bräute geschmückt hatten.

Jetzt war Alles bereit.

Johannes und die Staatsräthin holten aus einer Ecke des Zimmers eine gebeugte, rührende Gestalt hervor und führten sie Ernestinen zu. Es war der Brautvater, den sich Ernestine erkoren, der alte Leonhardt.

„Vater," sagte Ernestine leise und faßte mit der einen Hand die des Blinden, mit der andern die der Staatsräthin; „Vater, Mutter im Geist und in der Wahrheit, ich danke Euch!"

„Ernestine," sagte Leonhardt, „ich hatte in meinem Leben nur einen Tag, an dem ich so glücklich war, wie heute. Es war mein eigener Hochzeitstag.

Ich dachte immer, ein zweiter solcher könne gar nicht wiederkehren, nun aber habe ich ihn, Dank Dir, doch noch einmal erlebt. Gott segne Dich dafür."

Er hatte auch, um das Maß des Glückes zu häufen, die Ernennung seines Sohnes zum Doctor erfahren. Walter hatte heimlich mit Ernestinens Apparaten und Büchern weiter studirt und ohne Wissen seines Vaters seine Dissertation geschrieben. Gestern nun konnte er ihm ein dickes Pergament in die Hand drücken und als er es fragend betastete, ihm zurufen: „'S ist mein Doctor-Diplom!" so daß den alten Herrn vor Freude fast der Schlag getroffen hätte!

„Nun macht aber endlich, daß es vorwärts geht," erscholl auf einmal die energische Stimme Moritz Kerns: „Was seid Ihr für Liebhaber, daß Ihr Euch nicht besser tummelt! Zeit zum Ueberlegen hattet Ihr vollauf, reuen wird's Euch doch nicht mehr? Also in Gottes Namen zur Kirche!"

„In Gottes Namen!" wiederholte Ernestine leise und ihre ganze Seele lag in dem Worte. —

Ein Jahr später.

„Ja, wer hätte gedacht, daß die Ernestine sich noch so machen würde," sagte Schwager Moritz in gedämpftem Ton zu Angelika.

Die Beiden schritten in augenscheinlicher Spannung und Erregtheit in Möllner's Wohnstube auf und nieder, welche jetzt ganz so eingerichtet war wie Ernestinens ehemaliges Arbeitszimmer.

Hinter den blauen Gardinen am Fenster standen Hilsborn und Gretchen. Ihnen war das Herz zu voll, um zu sprechen. Gretchen hatte die Hände gefaltet und schaute ängstlich betend empor, Hilsborn hielt sie in bangem Schweigen umfaßt. Auch Moritz blieb manchmal an der Thür stehen, die in das Nebengemach führte und horchte, aber er wollte sich durchaus keine Besorgniß anmerken lassen und plauderte lustig weiter: „Ja, wer hätte das gedacht! Wie

es der Johannes nur angefangen haben muß, den Querkopf zurecht zu setzen?"

„Ich sagte Dir's ja immer, Johannes kann Alles, was er will, und Ernestine war von Grund aus gut, wie verschroben sie auch sein mochte!" sagte Angelika. „Ich habe sie gleich lieb gehabt, als ich sie zum ersten Mal wieder sah und habe sie immer in Schutz genommen, wenn Ihr über sie herfielt. Nun ist's gekommen, wie ich's vorausgewußt, geradeso!"

„Ja natürlich! Ich möchte nur einen Fall kennen, den Ihr Weiber nicht vorausgewußt hättet. Das versteht sich," lachte Moritz, „Ihr seid immer klüger als wir! Und wenn die Ernestine ihren Mann eben so unglücklich machte, als sie ihn glücklich macht, — dann würde es heißen: „Ach — ich habe es geahnt! — O, mein Instinct hat mich gleich vor ihr gewarnt! Es war immer etwas in mir gegen sie —" u. s. w., das kennt man schon."

„Du garstiger Mensch," schmollte Angelika, „wie magst Du jetzt nur spaßen, wo uns Allen so bange ist. Wenn Johannes die Frau verlöre — er wäre selbst ein verlorener Mann."

„Ah pah, er wird sie nicht verlieren. Nur keine Sentimentalitäten," schalt Moritz.

Hilsborn trat hinter dem Vorhang heraus: „Mach Dich nur nicht schlimmer als Du bist, Moritz,“ sprach er. „Ich habe Dich selbst noch nie so erdfahl gesehen. Du weißt es wohl, was wir Alle an dieser Frau besitzen!“

„Hol' mich der Teufel, wenn ich's nicht weiß!“ rief Moritz, „das Weib hat mir's ja auch angethan, ich kann nur die Lamento's nicht leiden, bevor irgend ein Grund da ist. Gott erhalte sie, sie ist ein Prachtweib geworden — es wäre wirklich Schade um sie!“

„Ja,“ mischte sich nun auch Gretchen in's Gespräch: „Ja solch eine Frau gab es wohl selten. Was thut, was leistet sie! Welch eine Hausfrau ist sie geworden! Was uns Andern alle Mühe und alle Zeit in Anspruch nimmt, das macht sie spielend nebenher, als etwas ganz Selbstverständliches, Untergeordnetes, worüber gar kein Wort weiter zu verlieren ist — und macht es besser als wir Alle — nicht wahr Angelika?“

„Ei — das will ich meinen! Sie hat ihr Hauswesen wie am Schnürchen. Die Mutter kann nicht genug erzählen.“

„'s ist merkwürdig,“ sagte Moritz, „was die Ernestine Alles zu Stande bringt! Hilsborn, hast Du

in Deinem Leben gehört, daß eine Hausfrau die andere lobt? Ich nicht!"

„Sie verdient es aber auch wie keine! Und dabei findet sie doch noch Zeit, den erlesensten Kreis der Stadt um sich zu versammeln und ein schönes Haus zu machen," meinte Gretchen.

„Und sich mit Johannes wissenschaftlich zu beschäftigen," ergänzte Hilsborn.

„Ja, so was ist mir noch nicht vorgekommen," sagte Moritz. „Sie geht ihm an die Hand wie ein Assistent, kümmert sich um Alles, was er schreibt und er versicherte mich erst gestern wieder, daß er nie mit solcher Lust gearbeitet habe, als seit ihm die Frau mit ihrem feurigen Interesse und klugen Verständniß zur Seite stehe."

„Er kann über Alles mit ihr sprechen, wie mit einem Manne und das ist viel werth, denn so würde ja der beste Freund nicht in seinen Bestrebungen aufgehen, wie diese Frau es thut!" bestätigte Hilsborn. „Er mag sie am Schreibtisch und in seinem Laboratorium so wenig missen, wie in seinem Hause."

„Mit einem Wort," sagte Gretchen, die seit sie Frau war, erst Göthe zu lesen wagte; „ich spreche mit Klärchen: Sie ist ein ander Weib als wir Nähterinnen und Köchinnen —"

„Seid stille!“ unterbrach sie Angelika, „hört Ihr nichts?“

Alle lauschten. „Ich denke, wir werden nun bald etwas Neues erfahren,“ bemerkte Moritz.

Wieder gingen die Paare ungeduldig auf und nieder, es war eine Zeit lang so still im Zimmer, als hielten Alle den Athem an.

„Wenn's nur ein Knabe wird, Ernestine wünscht ihn sich so sehr,“ seufzte Angelika.

„Na hoffentlich wird's einer!“ fuhr Moritz auf.

„Es dauert lang,“ sagte Hilsborn. „Schon zwei Uhr vorbei. Wenn man nur einmal fragen dürfte, wie es geht.“

„Ei, bei Leibe nicht,“ warnte Angelika, „Johannes hat es streng verboten.“

Wieder verflossen zehn bange Minuten.

Da ward plötzlich die Thür aufgerissen und der alte Heim rief mit Donnerstimme heraus: „Es ist da!“

Alle stürzten mit einem Schrei auf ihn zu „Gott sei gelobt!“

„Was ist's denn, ein Junge?“ fragte Angelika.

„Nein, ein Mädchen!“

„Ein Mädchen?!“ rief Moritz. „Na, — schön ist's nicht, aber 'ne Sünd' ist's auch nicht, — sagt der Schwab'!“

„Willst Du still sein, Du Spottvogel, wenn Ernestine das hörte!“ schalt Angelika. „Dürfen wir jetzt hinein, Onkel Heim?“

„Nein, Ihr sollt noch draußen bleiben,“ und damit machte der Alte wieder die Thür zu. —

Drin im Zimmer war es still und feierlich wie in einem Tempel.

Die Frauen waren flüsternd um das Kind beschäftigt, nur Johannes stand noch stumm vor Glück bei Ernestinen und ihr Haupt ruhte an seiner Brust.

Jetzt rief man ihn, sein Töchterchen, in ein schneeiges Bettchen gehüllt, aus der Hand der Großmutter zu empfangen.

Sein Herz pochte hoch auf in reinster Vaterliebe, als er den ersten Kuß auf die zarten Lippen drückte. Er brachte es der Gattin und legte es ihr in die Arme. „Mutter!“ — war Alles, was er sagen konnte und er sank am Bette nieder wie vor einem Altar. „Vater!“ antwortete sie und sah ihn an mit einem Blick, daß ihm die heißen Freudethränen über die bärtigen Wangen rannen. Eine Zeit lang hielten sie sich schweigend umschlungen. — Endlich hob Johannes den Kopf und sagte anmuthig scherzend: „Aber Ernestine, es ist nur ein Mädchen!“

„Sei's! Ich frage nicht, was mir Gott bescheert. Ich bin Mutter! O, Johannes, was käme dieser stolzen Freude gleich? Ich beneide keinen Mann mehr und unser Mädchen soll es dereinst auch nicht thun. Es soll aufwachsen im Schoß der Liebe, es soll das jugendliche Haupt stolz erheben zu der geistigen Höhe, welche das Weib erreichen muß, um dem Manne eine würdige Gefährtin zu sein; — aber mit jeder Faser seines Herzens soll es in dem Boden wurzeln, aus dem wir doch die besten Kräfte ziehen: in dem alten geheiligten Boden der Familie! Dann spricht es vielleicht zu einem theuren Manne, wie ich jetzt zu Dir: Wohl mir, daß ich ein Weib" — sie legte den Kopf an Johannes' Brust, „daß ich Dein Weib bin, Du Einziger!"

„Ernestine!" rief Johannes, „das ist das Höchste, das Beste, was Du mir sagen konntest. Ja, Du wirst ein Wesen erziehen, wie es sein soll, mit Deinem hohen Geist und Deinem reichen Herzen! — Großmutter, Vater Heim, habt Ihr gehört, was mir Ernestine soeben gesteht? Sie ist mit dem Loos ihres Geschlechtes versöhnt!"

Ernestine legte das Kind vor sich auf die Decke und blickte wie auf ein Wunder darauf nieder. — Es sei für ein neugeborenes ein ungewöhnlich schönes

Kind, versicherte die Großmama mit Kennermiene und Ernestine fand es auch. Sie legte behutsam die Hand auf sein Herz und prüfte dessen Schlag: Ticktack — das kleine Uhrwerk ging vortrefflich! — Sie lachte unter Thränen, sie hätte das Kind so gerne recht an's Herz gedrückt, aber sie fürchtete, sie könne ihm etwas zerbrechen.

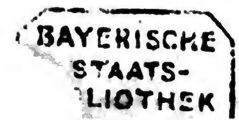
Die Großmama meinte, das hätten alle junge Frauen so, — mit einem kleinen Kinde umzugehen wolle gelernt sein! Und Ernestine freute sich auf dies Studium, wie auf keines so lange sie lebte.

„Onkel Heim," sagte sie plötzlich: „Ich glaubte einmal, es wäre besser gewesen, Du hättest mich sterben lassen, als mich der Vater fast todtgeschlagen. Ich habe Dir seither zwar schon oft gedankt, daß Du mich am Leben erhieltest, aber so aus tiefstem Herzen, wie heute, that ich es noch nie!"

„Ah pah," meinte der alte Mann, „mir mußt Du nicht danken — ich war ja nur Dein Leibarzt. Dem da" — er schlug Johannes auf die Schulter — „dem danke, denn er war Dein Seelenarzt und brachte Dich so weit, daß Du Dein Leben im rechten Sinne genießen kannst!"

Ernestine schmiegte sich fast demüthig an den Gatten: „Ja, Du treuer Arzt der Seele, Deine Arzneien waren bitter, aber sie haben mich gerettet!"

Ende.



Inhalt des vierten Bandes.



Umschlag-Druck von Otto Janke in Berlin.